

Memoiren-Bibliothek.

Napoleon III.

und sein Hof.

Denkwürdigkeiten, Erlebnisse und Erinnerungen

aus der Zeit des Zweiten französischen Kaiserreiches

1851—1870

von

Adolf Ebeling.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Köln und Leipzig.
Druck und Verlag von Albert Ahn.
1893.

Vollständig in drei Bänden.

Memoiren-Bibliothek.

Zehnter Band.


Ebeling.
R. IFFARTH ph.

Napoleon III.

und sein Hof.

Denkwürdigkeiten, Erlebnisse und Erinnerungen

aus der Zeit des Zweiten französischen Kaiserreiches

1851—1870

von

Adolf Ebeling.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Köln und Leipzig.
Druck und Verlag von Albert Ahn.
1892.

Zur ersten Auflage.

Zwei volle Jahrzehnte sind seit dem Sturz des Zweiten Kaiserreiches verflossen, und Napoleon III. gehört mit seiner Regierung bereits der Geschichte an. Das strenge Urteil der Welt ist freilich nicht milder, aber doch jedenfalls ruhiger und unbefangener geworden, und man ist jetzt vielleicht empfänglicher für eine parteilose Schilderung der damaligen Zeit und ihrer Hauptpersönlichkeiten.

Es ist mir vergönnt gewesen, während jener neunzehnjährigen Periode nicht nur in Paris zu leben, sondern auch in den höheren Gesellschaftskreisen zu verkehren, welche damals den Ton angaben, vielfach sogar und auf längere Zeit in der Umgebung des kaiserlichen Hofes selbst, wodurch mir die beste Gelegenheit geboten wurde, gerade diesen näher zu beobachten und aus eigner Anschauung kennen zu lernen.

Ich habe mich bei dieser Arbeit, zunächst nach meinen persönlichen Erinnerungen, vornehmlich aber nach gewissenhaft niedergeschriebenen, umfangreichen Tagebüchern und unter Vergleichung der zuverlässigsten Quellenwerke, einer strengen und verurteilsfreien Objektivität befleißigt.

Für Deutschland zumal ist die zweite napoleonische Epoche doppelt bedeutungsvoll gewesen, und sogar kurz vor ihrem tragischen Ende von unermeßlicher Tragweite, denn der Sturz des scheinbar so mächtigen Imperators führte mittelbar die glorreiche Wiedergeburt des deutschen Kaiserreiches herbei.

Köln im Juni 1891.

Zur zweiten Auflage.

Die überaus günstige Aufnahme des ersten Bandes hat bereits einen Neudruck nötig gemacht, und zwar noch vor dem Erscheinen der beiden anderen Bände, die übrigens in kürzester Frist folgen werden.

Ich glaube aber schon jetzt mit dem aufrichtigen Dank nicht zurückh lten zu müssen, den ich allen denen ausspreche, besonders der Presse, die durch ihre wohlwollende Beurteilung zu einem so erfreulichen Erfolge beigetragen haben.

Köln im Mai 1892.

Ebeling.

Einleitung.

I.

Der Herzog von Reichstadt.

Der 22. Juli des Jahres 1832 war ein denkwürdiger, aber auch zugleich ein dunkler Trauertag für das prächtige Lustschloß Schönbrunn bei Wien. In dem sogenannten „Blauen Kabinett“, das noch heute den besuchenden Fremden als eine historische Sehenswürdigkeit gezeigt wird, lag ein junger Mann auf einem Ruhebette und atmete schwer, denn seine Sterbestunde hatte geschlagen. In dem großen Vorzimmer standen mehrere Generale, Kammerherren und sonstige höhere Hofbeamten mit betrübten Gesichtern und flüsterten leise, und an dem Sterbelager selbst saß der Kaiser Franz mit seiner Tochter Marie Luise, der ehemaligen Kaiserin von Frankreich, die noch früh genug aus ihrer neuen Residenz Piacenza in Wien eingetroffen war, um ihren sterbenden Sohn noch einmal zu sehen. Denn der junge Mann, den die Kunst der Ärzte nicht zu retten vermocht hatte und dessen

Ende jetzt bevorstand, war der Herzog von Reichstadt, der einzige Sohn Napoleons I.

Das Schicksal ist unerbittlich und „das Unglück schreitet schnell.“

Der sterbende Prinz war derselbe, der bei seiner Geburt, am 20. März 1811, von den entzückten Parisern als Thronfolger des napoleonischen Weltreichs mit begeistertem Jubel begrüßt wurde, und den der glückliche Vater triumphierend seinen Marschällen und Hofleuten entgegenhielt, weil er in seinem kurzsichtigen Wahn nun seine Dynastie für immer gesichert glaubte. Und schon nach wenig Jahren kamen der Brand von Moskau, die Leipziger Völkerschlacht, Elba, Waterloo und Sankt Helena, und die welterschütternde Epoche war bald darauf fast zur Sage geworden.

An der Wand seines Bettes in Longwood stand die Büste seines Sohnes, nach dem er unaufhörlich verlangte und auf die sein erlöschender Blick fiel, als er endlich ausgelitten .... und das brechende Auge des Prinzen ruhte jetzt gleichfalls auf dem Bilde des Vaters, den er nie wiedergesehen und das er in kindlicher Pietät mit einem umflorten Lorbeerkranze geschmückt hatte, als er die Nachricht von dem Tode des Imperators erfuhr.

So bietet das Leben stets eine Fülle von Gegensätzen in Freud' und Leid, und es ist ein all-

gemeiner Zug in der menschlichen Natur, sich dies, namentlich in letzterer Beziehung, wehmütig zu vergegenwärtigen. Verweilen wir deshalb noch einen flüchtigen Moment in dem Sterbezimmer.

Das „Blaue Kabinett" in Schönbrunn war jahrelang das bevorzugte Arbeitszimmer der Kaiserin Maria Theresia gewesen, und ihre Lieblingstochter Marie Antoinette hatte dort als Kind häufig neben dem Schreibtisch der Mutter gespielt. Wenn dann der ernste, gewichtige Kaunitz zum Vortrag erschien, mußte die Kleine sich ruhig verhalten, oder, wenn dies nicht geschah, in den Garten hinuntergehen.*) Das war die

*) Napoleon I. hatte nach der Einnahme von Wien, i. J. 1809, als er in Schönbrunn residierte, das blaue Kabinett gleichfalls zu seinem Arbeitszimmer gemacht, und dort war es auch, wo der General Rapp am 13. Oktober jenes Jahres dem Kaiser den jungen Fanatiker Stapß vorführte, den man am Morgen im Park von Schönbrunn als verdächtig arretiert hatte. Er trug ein langes Küchenmesser bei sich und antwortete gleich im ersten Verhöre ganz dreist, er habe damit den Kaiser erstechen wollen. „Und wenn ich Sie begnadige", fragte ihn Napoleon, was würden Sie thun?" „Ich würde wieder versuchen, Sie zu töten", antwortete Stapß. Der arme Mensch wurde nach einem kurzen Kriegsgericht am 17. Oktober früh morgens erschossen. Das Urteil war jedenfalls zu hart, denn Stapß, ein Pfarrerssohn aus Thüringen, hatte keine Mitschuldigen und schien fast geistesverwirrt zu sein: er hatte sich, wie sich später herausstellte, durch die Lektüre der Geschichte Charlotte Cordays in die höchste Aufregung versetzt und „wollte Europa von seinem Tyrannen befreien."

erste österreichische Erzherzogin, die als Gemahlin Ludwigs XVI. auf den glänzenden französischen Thron berufen wurde und als Opfer der Revolution ein so entsetzliches Ende nahm. Als die Schreckenskunde von ihrer Hinrichtung in Wien eintraf — die große Kaiserin war längst gestorben, sonst würde sie gewiß ihr ganzes Reich aufgeboten haben, um die geliebte Tochter zu retten — zählte diejenige, die ihr auf den blutigen Thron folgen sollte, erst zwei Jahre, und am ganzen österreichischen Hofe ahnte wohl keiner, daß dies Kind dereinst bestimmt war, die Nachfolgerin ihrer unglücklichen Tante zu werden.

Freilich waren die Zeiten milder geworden, als Marie Luise im März des Jahres 1810, nach der Scheidung Napoleons von seiner ersten Gemahlin, allgefeiert in Paris eintraf, aber dem unerbittlichen Verhängnis konnte sie trotzdem nicht entgehen, und schon nach wenig Jahren mußte sie den Sturz der Weltherrschaft, die Ächtung und das Exil des Kaisers erleben und schließlich sein tragisches Ende.

Nun mußte sie auch noch ihren Sohn sterben sehen, den man bereits in seiner goldenen Wiege, die noch heute im Louvre-Museum zu Paris gezeigt wird, Majestät titulierte, und so ist auch der frühzeitige Tod des „Königs von Rom" ein schmerzliches Bild der Nichtigkeit aller Menschengröße.

Der arme Prinz hatte im Grunde nur ein freudenloses und wenig beneidenswertes Dasein geführt. Als ein kaum vierjähriger Knabe an den Hof seines Großvaters gebracht, hielt man geflissentlich und ängstlich alles von ihm entfernt, was ihn möglicherweise an die glänzenden, vielverheißenden Jahre seiner ersten Kindheit hätte erinnern können, und auch seiner Gouvernante, der Gräfin Montesquiou, die ihn nach Wien begleitet hatte, war streng eingeschärft worden, jene Erinnerungen nicht wach zu rufen. Eine ächt Metternichsche Politik. Aber die Kunde von dem Tode Napoleons,*) die Europa von dem Banne der Furcht erlöste, unter dem es bis dahin gelegen, trotz Helena und trotz der halben englischen Flotte, die das Weltmeer bewachte, konnte dem Sohn nicht verheimlicht werden, und nun lebten in der Seele des zehnjährigen Knaben die Bilder der Vergangenheit auf: die Tuilerien, die Garden, die Revuen und der ganze gewaltige Kriegslärm.

Von da an betrachtete er sich, wenn auch nur im stillen, als den rechtmäßigen Erben des französischen Kaiserthrons, und es fehlte nicht an geheimen Auf-

*) In seiner ergreifenden Dichtung „Il cinque maggio" über den Tod Napoleons läßt Manzoni (nach der Übersetzung Chamissos) den Arzt Automarchi, am Sterbebette des Kaisers ausrufen: „Nun ist er tot! Nun zügelt länger nicht
Die bleiche Furcht von diesem Kerker aus die Welt!"

munterungen, die ihm in seiner Abgeschiedenheit, trotz der über ihn von allen Seiten verhängten Bewachung, zugingen.

Die Unzufriedenheit der Franzosen mit der reaktionären Mißregierung Karls X. hatte gegen Ende der zwanziger Jahre einen derartigen Höhenpunkt erreicht, daß man den Ausbruch einer neuen Revolution unschwer prophezeien konnte, und die Gährung unter den Gemütern, namentlich in Paris, war groß.

Die bonapartistische Partei, damals noch sehr zahlreich — denn viele Marschälle, Generale und tausend und aber tausend Offiziere und Soldaten des Kaiserreichs lebten noch — war außerordentlich rührig und richtete ihre Blicke nach Wien auf Napoleon II. Ein namhafter und mit Béranger wohl der populärste französische Dichter jener Zeit, August Barthelemy, hatte i. J. 1828 ein Epos unter dem Titel „Napoléon en Egypte“ verfaßt, das den „Helden der Pyramiden“ in schwungvollen Versen begeistert verherrlichte und außerordentliches Aufsehen machte. Der Dichter reiste selbst nach Wien, um es dem Prinzen zu überreichen, aber er konnte die erbetene Audienz nicht erlangen; im Gegenteil, die Polizei zwang ihn, auf Betreiben des französischen Botschafters, die Stadt schleunigst wieder zu verlassen. Man erzählte später, er habe einige Exemplare seines Gedichts über die

Mauer in den Schönbrunner Park geworfen; gewiß ist nur, daß der Prinz das Buch eines Tages auf seiner Lieblingsbank gefunden und gelesen. Mit welchen Gefühlen, kann man sich leicht vorstellen, und in seiner Seele mag damals wohl ein Hoffnungsstrahl aufgeblitzt sein.

Als Barthelemy nach Paris zurückgekehrt war, veröffentlichte er sofort ein neues Gedicht „Le fils de l'homme“, in welchem er in gewohnter feuriger Weise die beklagenswerte Lage des Herzogs von Reichstadt schilderte, ihn als ein Opfer der Metternichschen Politik hinstellte, die ihn, im Einverständnis mit den übrigen europäischen Kabinetten, auf alle mögliche Weise unschädlich zu machen suche, wobei er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß man es auf eine Abkürzung seines Lebens abgesehen habe. Diese letztere Beschuldigung war eben so böswillig wie grundlos, aber sie fand im großen Publikum, wie immer derartige Dinge, vielfach Glauben; man brachte sogar die Tänzerin Fanny Elßler und die Jesuiten damit in Verbindung, und noch heute ist diese Absurdität nicht ganz vergessen.

Barthelemy wurde wegen seines Gedichtes gerichtlich belangt und zu einer hohen Geld- und einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt; glücklicherweise war es kurz vor der Julirevolution 1830, die ihm die Freiheit zurückgab.

Nun thaten die Bonapartisten wirklich ernsthafte Schritte, um den Herzog von Reichstadt zu bewegen, als Kronprätendent aufzutreten, und sie versuchten sogar, den greisen Lafayette für ihre Pläne zu gewinnen. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn dieser zugestimmt hätte, denn Lafayette war in jenen Tagen der einflußreichste und populärste Mann in ganz Frankreich; vielleicht wäre schon damals das Zweite Kaiserreich gegründet worden, wie es zwanzig Jahre später geschah, und streng genommen, hatte es i. J. 1830 eine größere Berechtigung für den Sohn des Kaisers, den geborenen Thronfolger, als i. J. 1850 für den Neffen, dessen abenteuerliches Vorleben seine Ansprüche viel zweifelhafter erscheinen ließ. Aber Lafayette, von jeher den Orleans mehr zugeneigt als den Bourbons, hatte bereits sein Auge auf Louis Philippe geworfen und proklamierte am 9. August 1830 das Bürger-Königtum als „die beste der Republiken".

Der Herzog von Reichstadt war bald vergessen; er selbst sah den flüchtigen Traum schnell zerfließen, aber sein Gemüt umdüsterte sich und er wurde von jener Zeit an noch schweigsamer und zurückhaltender. Zugleich traten die Symptome einer von den Aerzten schon früher befürchteten unheilbaren Brustkrankheit immer deutlicher hervor und er selbst sah, im Gegensatz zu ähnlichen Kranken, die sich stets bis zum letzten Augen-

blick mit leeren Hoffnungen täuschen, seinem baldigen Ende gefaßt entgegen.

Am schmerzlichsten berührte es ihn, den militärischen Übungen entsagen zu müssen, denn er war mit Leib und Seele Soldat, und die Schilderungen der Feldzüge seines großen Vaters waren seine liebste Lektüre; schon im fünfzehnten Jahre wußte er alle Schlachten derselben mit ihren Daten auswendig. Der Prinz war übrigens, dank einer sehr sorgfältigen Erziehung, vielseitig gebildet; außer seinem geliebten französisch, sprach und schrieb er italienisch wie seine Muttersprache, nur vor dem deutschen, das er übrigens sehr gut verstand, hatte er von jeher eine instinktive Abneigung, die er nie ganz zu besiegen vermochte. Immer kehrte er aber wieder zu den militärischen Wissenschaften zurück.

In seiner näheren Umgebung befand sich während seiner letzten Lebensjahre nur ein Mann, der sein volles Vertrauen besaß und dem er sich mit großer Hingabe anschloß: der Oberstleutnant v. Prokesch-Osten. Dieser verdiente Stabsoffizier war von seinen diplomatischen Missionen im Orient nach Wien zurückgekehrt, und der Herzog wünschte ihn persönlich kennen zu lernen, weil er schon früher einen Aufsatz desselben über die Schlacht bei Waterloo, der ihm sehr gefallen, ins französische und italienische übersetzt hatte. In jenem Aufsatz läßt nämlich der Verfasser dem Feldherrn-

genie des Kaisers nicht allein volle Gerechtigkeit widerfahren, sondern auch seiner sonstigen Regententhätigkeit, soweit er dies als guter österreichischer Patriot konnte. Das hatte ihm das Herz des jungen Napoleon gewonnen, und der Umgang mit diesem Manne fiel wie ein Lichtstrahl in seine trüben und durch die zunehmende Krankheit immer mehr verdüsterten Tage.

„Österreich ist Ihr zweites Vaterland", sagte Prokesch einst zu seinem jungen Freunde, „und Sie sind vielleicht bestimmt, demselben dereinst noch bedeutende Dienste zu leisten." Der Prinz lächelte wehmütig: „Mein Vaterland ist Frankreich", entgegnete er, „aber ich will dort keine Rolle als Abenteurer spielen; ruft Frankreich mich zurück (es war gerade in den bewegten Tagen nach der Julirevolution) so werde ich dem Rufe Folge leisten. Gott gebe mir dann nur tüchtige, ehrenwerte Männer, mich zu beraten und zu leiten." Gewiß eine noble Sprache und wir zitieren diese Worte schon deshalb, weil sie einen überaus treffenden Gegensatz zu der Denk- und Handlungsweise seines Vetters, Louis Bonaparte, des späteren Kaisers Napoleon III., bilden, der bekanntlich ganz andere Grundsätze hatte.

Gegen Ende des Jahres 1831 wurde der Krankheitszustand des Herzogs v. Reichstadt immer bedenklicher, sodaß man genötigt war, ihm den Aufenthalt in der freien Luft zu versagen, was ihn um so mehr

betrübte, weil er nun den militärischen Übungen seines Regiments nicht mehr beiwohnen konnte. Von jener Zeit an zeigte er eine noch größere Vorliebe für das Blaue Kabinett, das er allen seinen übrigen Gemächern vorzog, und man sah ihn dort oft am Fenster stehen, wie er wehmütig hinausschaute in die Herbstlandschaft . . . Die entblätterten Bäume des Parks mochten ihn wohl an den Baum seines eigenen Lebens gemahnen, von dem auch Blatt auf Blatt herabfiel und der kaum einige Blüten und noch weniger Früchte getragen . . . . denn schon legte der unerbittliche Tod die Axt an den jungen Stamm.

Der Frühling 1832 brachte, wenn auch nicht für den armen Leidenden selbst, der sich bereits in sein Schicksal ergeben hatte, so doch für den kaiserlichen Hof und speziell für den alten Kaiser Franz, neue Hoffnungen. Die Kinder der Schloßdienerschaft, die den „kleinen Napoleon" wegen seiner Gutherzigkeit sehr liebten, schenkten ihm die ersten Veilchensträuße, auch seine Lieblingsblume, wie die seines Vaters. Die Erinnerungen an diesen füllten fast ausschließlich die letzten Lebenstage des Prinzen. Er las das Testament Napoleons an seinen Sohn, das der Graf Las Cases, dem es der Kaiser auf Sankt Helena diktiert hatte, dem Prinzen schon früher heimlich zugeschickt, immer von neuem und oft mit Thränen in den Augen,

und an seinem Sterbetage fand man es unter seinem Kopfkissen.

Als die Nachricht vom Tode des gefangenen Kaisers in Wien eintraf, soll Metternich erleichtert ausgerufen haben: „Gottlob, diese Sorge drückt uns jetzt nicht mehr!“ Vielleicht hat der Staatskanzler einen ähnlichen Ausruf gethan, als er den Tod des Sohnes erfuhr, denn jedenfalls war dieser Tod eine neue Bürgschaft für die von ihm angestrebte Vernichtung der Napoleoniden, die jetzt ihren direkten und am meisten berechtigten Prätendenten verloren hatten.

Die Leiche des so jung dahingeschiedenen Prinzen wurde in der Kaisergruft „bei den Kapuzinern“ beigesetzt, zwischen Maria Theresia und Joseph II.; auf dem Silberschilde des kostbaren Sarges standen seine Namen und Titel, als Sohn des Kaisers Napoleon. So wurde man wenigstens dem Toten gerecht.

Fünfundzwanzig Jahre später knüpfte der Kaiser Napoleon III. durch den damaligen österreichischen Botschafter, Baron Hübner, Unterhandlungen mit dem Wiener Kabinett an, wegen Überführung der Leiche seines Vetters nach Paris. Dort sollte sie unter feierlichem Gepränge im Invalidendom neben dem Sarge Napoleons beigesetzt werden . . . Vater und Sohn, die das dunkle Schicksal im Leben getrennt hatte, im Tode vereint und von den alten Kriegern gemeinsam be-

wacht, die mit Bonaparte in Ägypten gewesen und von denen viele damals noch lebten.

Für die Pariser hätte es ein glänzendes Schauspiel gegeben, ein ähnliches wie i. J. 1842 die Rückkehr der Leiche Napoleons von Sankt Helena, und der neue Kaiser hätte darin gern eine weitere Bürgschaft für die Stabilität seiner Dynastie gesehen. Aber die Unterhandlungen zerschlugen sich und die Ruhe des Toten wurde nicht gestört.

Lag vielleicht die Ursache dieser Weigerung in einer dunklen Vorahnung, daß der neue Kaiserthron, trotz der Zuversicht seines vom Glück berauschten Gründers, doch nicht so sicher gefestet sei? Wer vermag es zu sagen. Aber es war gut so, denn nach weiteren fünfzehn Jahren schrieb die Geschichte — das Weltgericht! — mit blutiger Schrift den schrecklichen Namen Sedan auf ihre Tafeln, und ein Jahr später stellte Rigault, der Chef der pariser Kommüne, fluchwürdigen Andenkens, den Antrag, den Kaisersarg aus dem Invalidendom herauszuholen und seinen Inhalt in das Grab des Massenmörders Troppmann zu werfen.

So schwankt Frankreich seit bald einem Jahrhundert immer zwischen dem Erhabenen und Gemeinen, zwischen Größe und Niedrigkeit, und noch scheint eine bessere, versöhnende Zeit für das unglückliche, schwer heimgesuchte Land nicht anzubrechen.

II.

Die Napoleoniden.

Seltsamerweise haben die sämtlichen Familienmitglieder, sowohl die direkten wie die indirekten, den auf Sankt Helena i. J. 1821 gestorbenen Kaiser Napoleon überlebt, mit alleiniger Ausnahme seiner ältesten Schwester Elise, die an den Fürsten Bacciochi verheiratet war und die schon im August 1820 starb.

Die Familie Napoleons war sehr zahlreich, vorzüglich wenn man auch noch die des Prinzen Eugen Beauharnais (des späteren Herzogs von Leuchtenberg) hinzurechnet, den der Kaiser adoptiert hatte; für unsere Zwecke werden wir aber nur wenige von ihnen in den näheren Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Gleich nach dem Sturze des Kaiserreiches zerstreuten sich die Napoleoniden in alle Weltgegenden; das Betreten des französischen Bodens war ihnen bei Todesstrafe verboten, und in den Staaten Mitteleuropas, die unter der Herrschaft Napoleons gestanden, war gleichfalls ihres Bleibens nicht. Viele gingen nach Italien und in die Schweiz, andere nach Nordamerika, und da die meisten von ihnen im Besitz großer Reichtümer waren, so konnten sie, materiell wenigstens, das Exil leicht ertragen.

Die Mutter Napoleons, die Advokatenwitwe Frau Lätitia Ramolino, wie die Legitimisten sie nach der Restauration vielfach spöttisch titulierten, hatte sofort nach dem ersten Sturz des Kaiserreiches ihren Aufenthalt in Rom genommen; man behauptete sogar auf direkte Einladung des Papstes. Pius VII. war viel zu edel gesinnt, um der Mutter des Mannes, der sich so schwer gegen ihn vergangen, die Gastfreundschaft zu versagen. Sie begab sich aber im Sommer 1814 nach der Insel Elba, um mit dem Kaiser die Gefangenschaft zu teilen. Als dieser im März des folgenden Jahres im Triumph nach Frankreich zurückkehrte, ging sie wieder nach Rom und wartete dort die weiteren Ereignisse ab, die sie sich glänzend ausmalte, denn sie glaubte nun einmal, von ihrer Mutterliebe verblendet, an die Unbesiegbarkeit ihres Sohnes durch den Zauber seines Namens.

Waterloo riß sie nur zu bald aus diesen Zukunftsträumen, und Sankt Helena brach ihr fast das Herz. Auch dahin wäre sie, trotz ihres Alters, dem Kaiser gefolgt, wenn die verbündeten Mächte es gestattet hätten; so blieb ihr nichts als stille Ergebung in das Schicksal und mit ihr der Kultus der Erinnerung. Als sie durch geheime Briefe die schwere Erkrankung des Kaisers und die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes erfuhr, bewog sie den Papst, den Abbé Vignali

nach Sankt Helena zu senden, um ihrem Sohn den Segen und die Absolution des h. Vaters zu bringen, und zugleich den Abschiedsgruß seiner Mutter, was auch nach langen diplomatischen Verhandlungen mit London und Wien geschehen durfte. Der Papst, der seinem ehemaligen Bedrücker längst verziehen, sprach mit Madame Lätitia mehrfach mitleidsvoll von dem armen Kaiser (del povero imperatore) und war auch der erste, der ihr seinen Tod mitteilte.

Von da an trug die Mutter Napoleons bis an ihr Ende nur Trauerkleider, und zwar fast immer von schlichten Merinostoffen, und dazu einen schwarzen Schleier. Sie hatte allem Luxus entsagt und that dafür im stillen den Armen viel Gutes. Sie bewohnte in dem prächtigen Palast ihres Stiefbruders, des Kardinals Fesch, mit dem sie in enger Freundschaft verbunden war, einige Zimmer und mit Vorliebe einen großen Gartensaal, den sie nach und nach in ein vollständiges napoleonisches Museum umgewandelt hatte. Dort standen eine Menge Möbeln und sonstige Geräte, die früher dem Kaiser gehört, und auf den Tischen lagen unzählige größere und kleinere Dinge, die sämtlich zu seinem persönlichen Gebrauch gedient und die der Abbé Vignali nach seiner Rückkehr von Sankt Helena noch vervollständigt hatte. In jenem Saale hing auch das berühmte Bild Napoleons von David,

das in unzähligen Stichen und Kopien vervielfältigt wurde und das noch heute in manchem Zimmer in Frankreich und sogar in Deutschland hängt, wo man es ganz und gar nicht vermuten sollte. Dort empfing sie auch die vielen Besuche, die sie von allen Seiten erhielt, namentlich von Anhängern des Kaiserreichs, aber auch sonst von zahlreichen vornehmen Fremden, welche „die interessanteste Frau des Jahrhunderts“ sehen wollten. Alle erstaunten über ihre Geistesfrische und mehr noch über ihren unwandelbaren, durch nichts zu erschütternden Glauben an das Wiederaufleben der napoleonischen Herrschaft. Diesen Glauben sprach sie auch deutlich auf ihrem Sterbebette aus.

Sie erlebte, schon achtzigjährig, noch die Julirevolution und schrieb auch einen Brief an ihren Enkel, den Herzog von Reichstadt, um ihn, wie sie sich ausdrückte, an seine Pflicht zu mahnen, das Erbe seines großen Vaters anzutreten. Er ist kein Napoleon! rief sie unwillig, als ihr Brief ohne Antwort blieb, weil ihn der arme, kranke Prinz vermutlich nie erhalten hatte; aber ihre Zuversicht verließ sie trotzdem nicht, selbst dann nicht, als sie die Thronbesteigung Louis Philippes erfuhr. Es ist aufgeschoben, seufzte sie, aber die Zeit wird dennoch kommen. Als sie anderthalb Jahre später den Tod des Herzogs von Reichstadt erfuhr, war ihr Schmerz darüber so groß,

daß sie mehrere Tage lang kein Wort sprach; nur einmal äußerte sie mit bitterem Lachen: Jetzt sind Vater und Sohn vereint, denn im Himmel werden die infamen Engländer sie doch nicht mehr trennen können. Von der Exkaiserin Marie Luise wollte sie nichts wissen. Oesterreich hat Frankreich nie Glück gebracht, sagte sie, er hätte seine Josephine behalten müssen, denn sie war sein guter Engel und die Ehescheidung war die Ursache ihres frühen Todes.

In den letzten Jahren ihres Lebens fast ganz erblindet, ließ sie sich täglich aus den Zeitungen vorlesen, denn sie nahm noch immer lebhaften Anteil an allen politischen Ereignissen. Als sie hörte, daß man in der französischen Kammer eine Motion eingebracht hatte, um den König zu ermächtigen, einigen Mitgliedern der verbannten Kaiserfamilie den Aufenthalt in Frankreich zu gestatten, richtete sie sich hoch auf von ihrem Ruhebette und brach entrüstet in die Worte aus: Nichts von der Gnade dieses eingeschmuggelten Königs! Nur die französische Nation darf die Napoleoniden zurückrufen und sie wird es eines Tages thun! Diese prophetischen Worte wiederholte sie später noch mehrfach und starb bei vollem Bewußtsein am 2. Februar 1836 im sechsundachtzigsten Lebensjahre. In der Hand hielt die Tote eine ihrer kostbarsten Reliquien: Das Taschentuch, mit welchem Vignali dem sterbenden Kaiser den

Todesschweiß von der Stirn gewischt und das er der Mutter überbracht hatte. —

Nach der Mutter Napoleons I. gebührt der Hauptplatz hier in der Einleitung zu unserem Werke der Königin Hortense, und zwar als Mutter Napoleons III. Ihr Vater, der General Beauharnais, der erste Gemahl ihrer Mutter, der späteren Kaiserin Josephine, starb i. J. 1794 auf dem Schaffot, sie selbst ging einige Tage darauf als zehnjähriges Kind, an der Hand ihres nur wenige Jahre älteren Bruders Eugen, zum General Bonaparte, um ihn zu bitten, sich für ihre Mutter zu verwenden, die gleichfalls hingerichtet werden sollte. Der 8 Thermidor gab der schwergeprüften Frau die Freiheit wieder, und das Schicksal schüttete von nun an ein glänzendes Glücksfüllhorn über sie aus, denn bald darauf wurde sie die Gattin des Ersten Konsuls, der ihr nach weiteren sieben Jahren in der Notredamekirche mit eigenen Händen die Kaiserkrone aufsetzte.

Die kaum achtzehnjährige Hortense vermählte sich schon i. J. 1802, nicht aus Neigung sondern auf den Wunsch Napoleons, mit dessen jüngerem Bruder Louis, dem König von Holland. Diese Ehe war keine glückliche; die gänzliche Verschiedenartigkeit der Charaktere und mehr als das, die durch nichts zu besiegende mißtrauische Eifersucht des Königs ließen kein inniges Ver-

hältnis aufkommen. Die damals in London gegen den Kaiser und seine Familie gedruckten und heimlich in Paris verbreiteten Pamphlete, oft die schmutzigsten Schandschriften, haben jedenfalls viel zu dem ehelichen Zerwürfnis beigetragen, denn der sonst verständige und gut geartete Gatte schenkte den elenden Verleumdungen Glauben und ließ es die arme Hortense entgelten. Die Gräfin Remusat, der man doch wahrlich nicht den Vorwurf machen kann, in ihren Memoiren Napoleon und die Seinigen mild beurteilt, oder überhaupt geschont zu haben, nennt diese Behandlung eine ebenso ungerechtfertigte wie schmähliche. Das königliche Diadem, sagt sie, wurde für diese edle und so grundlos verleumdete Frau zu einer Dornenkrone, denn der politische Parteihaß ging so weit, ihr ein sündhaftes Verhältnis mit ihrem Stiefvater, dem Kaiser, anzudichten. Die Verständigen und Urteilsfähigen unter den Franzosen verachteten jene in's maßlose gehenden Pamphlete — qui veut trop prouver, ne prouve rien: wer zuviel beweisen will, beweist nichts — aber auf die großen Massen blieben sie nicht ohne Einfluß, denn man konnte sich ja dabei auf den König Louis, den eigenen Gatten, berufen. Dies war, wie es die Königin selbst in ihrem Testamente bekannte, der beständige Wurm, der an ihrem Dasein nagte, und dies mag auch vielleicht dazu beigetragen haben, daß sie nach

der Scheidung von ihrem Gemahl ein freieres Leben führte. Der Herzog von Morny, der im Zweiten Kaiserreiche eine so bedeutende Rolle spielte, hat wenigstens von jeher als die Frucht ihrer intimen Beziehungen zu ihrem Oberstallmeister, dem Grafen Flahaut, gegolten.

Aus ihrer Ehe mit dem König Louis stammen drei Söhne; der älteste starb schon als fünfjähriges Kind i. J. 1807, der zweite in Italien i. J. 1831, und der jüngste, Charles Louis, ist eben der spätere Prinz-Präsident und Kaiser Napoleon III.

An ihrem Stiefvater hing Hortense mit schwärmerischer Verehrung, und als bei seinem ersten Sturz und seiner Verbannung nach Elba tausende von ihm abfielen, oder ihn doch verleugneten, blieb sie ihm nicht allein treu, sondern wirkte im stillen eifrig für seine Rückkehr. Sie hatte nämlich von Ludwig XVIII. die Erlaubnis erhalten, in Frankreich bleiben zu dürfen, wo sie, als Besitzerin des Schlosses Saint Leu, den Titel einer Gräfin von Saint Leu annahm und gar bald einen großen Kreis von Gleichgesinnten um sich versammelte. Täglich wurden in ihrem Schlosse, dicht bei Paris, geheime Beratungen gehalten, Flugschriften zu Gunsten des entthronten Kaisers, Spottgedichte auf die Bourbons verfaßt und eine lebhafte Korrespondenz mit Napoleon geführt, der auf diese Weise genau von

dem Zustande der Gemüter in Paris unterrichtet war, und darnach seine Vorbereitungeu treffen konnte.

Von Saint Leu aus besuchte Hortense häufig ihre Mutter, die Kaiserin Josephine, in Malmaison und traf dort auch den Czaren Alexander, der sie, bei seiner bekannten Vorliebe für interessante und geistreiche Frauen, sehr auszeichnete und sie, wenn sie mit ihren Kindern spazieren ging, gern begleitete. Der kleine, kaum sechsjährige Prinz Louis nannte bei solchen Gelegenheiten den Czaren immer Onkel, und als seine Mutter ihm dies verwies, mit dem Bemerken, der Kaiser von Rußland sei jetzt der Feind Frankreichs, wollte er es nicht glauben, weil der Onkel, wie er sagte, immer so lieb und gut gegen ihn und seine Mutter sei. Einmal schlich er sich leise hinter den Czaren und steckte ihm einen kleinen goldenen Ring in die Hand, mit der Bitte, ihn zum Andenken zu behalten. Alexander hob den Knaben gerührt auf, küßte ihn herzlich und behielt auch den Ring. Dieser Knabe erklärte vierzig Jahre später, als Kaiser von Frankreich, dem Bruder dieses „Onkels" den Krieg und pflanzte seine siegreichen Adler auf die Zinnen von Sebastopol. So spielt das Geschick mit den Menschen!

Während der Hundert Tage zog Hortense mit ihren beiden Söhnen ganz nach Malmaison, wo ihre Mutter inzwischen so unerwartet gestorben war. Dort sah sie

den von neuem abgesetzten und bereits auf der Flucht befindlichen Kaiser noch einmal wieder ..... zum letztenmal, und bedurfte ihrer ganzen Geisteskraft, um nicht unter der Last des über sie hereinstürmenden Unglücks zu erliegen. Sie suchte, im Gegenteil, den zusammengebrochenen Kaiser, der alle Energie verloren zu haben schien, wieder aufzurichten, und führte ihm ihre Kinder zu, um ihn zu erheitern. Napoleon nahm den kleinen Louis, den er von jeher bevorzugt hatte, auf den Schooß und beantwortete die Fragen des neugierigen Knaben über die letzten Schlachten so gut er konnte; er ermahnte ihn auch, recht brav und fleißig zu sein, um später, wenn er groß geworden, seinem Namen Ehre zu machen. Ja, wenn ich einmal Kaiser geworden bin! rief der Kleine mit leuchtenden Augen. Da flog es wie ein aufblitzender Hoffnungsschimmer über die marmornen Züge des Gewaltigen, als habe das Kind ein prophetisches Wort gesprochen. Zunächst dachte er dabei gewiß an sein eigenes Söhnchen, den damals kaum vierjährigen König von Rom, aber auch in den Söhnen seines Bruders konnte wohl eine Bürgschaft für die Zukunft der Napoleoniden liegen. So riß er sich von der Mutter und den Kindern los.

Jetzt trat auch die Reaktion der bourbonischen Regierung, deren Repressalien unter dem Namen des „Weißen Schreckens“ noch heute nicht vergessen sind,

immer offener und brutaler hervor; das Verbannungsdekret, von Talleyrand und Fouché mit wahrhaft diabolischer Hast betrieben, wurde verkündigt und auch die Königin Hortense konnte nicht länger in Frankreich bleiben. Man wollte überdies eine Verschwörung entdeckt haben, die zum Zweck hatte, alle in Paris befindlichen fremden Monarchen und Fürsten in einer Nacht zu ermorden, und Hortense sollte, wenn auch nicht Anstifterin, so doch Mitwisserin des Komplottes sein. Von der letzteren albernen Beschuldigung ganz abgesehen, förderten die sofort eingeleiteten Untersuchungen nicht das geringste zu Tage, so daß man sehr bald zu der Annahme kam, das ganze sei nichts als eine Erfindung zugunsten der bourbonischen Reaktion.

In vierundzwanzig Stunden mußte die geängstete Königin mit ihren beiden Söhnen Paris verlassen, und der Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, Graf Voyna, erhielt den Auftrag, sie bis an die französische Grenze zu geleiten. Und, wie sich nur zu bald herausstellte, nicht zum Geleit allein, sondern auch zum Schutz, denn die überall umherstreifenden royalistischen Freischaren, die sich auf eigene Hand zu Mord und Plünderung organisiert hatten, verfolgten sie, um sich ihrer Person und mehr noch ihrer Schätze zu bemächtigen. Diese bestanden in Juwelen und englischen Staatspapieren, im Werte von vielen Millionen.

Voyna requirierte österreichische Husaren, die hier denselben Dienst leisteten, wie anderthalb Jahre vorher in Avignon, wo sie den exilierten Kaiser auf der Reise nach Elba vor der Wut des fanatisierten Pöbels beschützten. Die kleinen Prinzen duckten sich zitternd in die Wagenecken, die Postillone des Viergespanns wurden bei jedem Pferdewechsel in Eid und Pflicht genommen und mit Waffen versehen, und auf dem Bock saßen zwei treue, gleichfalls bewaffnete Diener. So ging die Fahrt durch das südöstliche Frankreich nach der Schweiz.

Zwischen Dijon und Dole hatten sich die Landleute der ganzen Umgegend massenhaft versammelt, Männer, Frauen und Kinder, aber diesmal, um der flüchtigen Königin Kränze und Blumensträuße zu überreichen, und ein tausendstimmiges „Vive l'Empereur!“ schallte ihr entgegen. Man holte die kleinen Prinzen aus dem Wagen, herzte und küßte sie und wollte sie gar nicht wieder loslassen. Diese freiwilligen Huldigungen einer schlichten ländlichen Bevölkerung waren wie ein letzter Trost, mit welchem Hortense in die Verbannung ging.

Sie wandte sich zunächst nach Konstanz, wo sie durch Vermittlung ihrer Kusine, der Großherzogin Stephanie von Baden (bekanntlich eine Beauharnais und von Napoleon zur kaiserlichen Prinzessin erhoben), einige Zeit lang unbehelligt bleiben durfte. Die Verbündeten

aber, denen selbst die einzelne, machtlose Frau mit den zwei kleinen Kindern noch gefährlich schien, waren mit diesem Aufenthalt nicht zufrieden und nach langen diplomatischen Verhandlungen gestattete man ihr endlich, in der Schweiz ihren dauernden Wohnsitz zu nehmen.

Sie kaufte von dem Baseler Banquier Streng das Schloß Arenenberg im Kanton Thurgau am Bodensee, das durch die späteren Schicksale ihrer neuen Besitzer so berühmt geworden ist. Das Schloß an sich ist kein großartiges, imposantes Gebäude, aber die Parkanlagen sind sehr schön, und der Rundblick, namentlich von der sogenannten Eremitage aus, auf den See mit seinem reichen Gelände, seinen Weingärten, Dörfern und Villen, zu denen sich in der südöstlichen Ferne die schimmernde Alpenkette gesellt, ist von großem landschaftlichen Reiz.

Hier fand Hortense endlich die ersehnte Ruhe und konnte sich ganz der Erziehung ihres jüngsten Sohnes widmen; den zweitgeborenen, Charles, hatte sie bereits von Konstanz aus zu seinem Vater nach Rom geschickt, der ihn reklamierte, und dem sie sich schon deshalb gefällig zeigen mußte, weil der Graf von Saint Leu die Ordnung ihrer sehr verwickelten Vermögensverhältnisse in Händen hatte. Ihr Liebling, Louis, war ihr geblieben und diesen überhäufte sie nun mit der ganzen Fülle

ihrer Mutterliebe und trug sich wohl schon damals für ihn, wenn auch heimlich, mit hochfliegenden Plänen.

Von den weiteren Mitgliedern der napoleonischen Kaiserfamilie nennen wir hier nur noch kurz diejenigen, welche im Verlauf dieses Werkes persönlich auftreten, und sich mehr oder weniger am Hofe des zweiten Kaiserreiches bemerklich machten. Dahin gehört zunächst Jérôme, der Exkönig von Westfalen.

Nach der Trennung von seiner ersten Gattin, der Amerikanerin Patterson, vermählte er sich i. J. 1807 auf Befehl des Kaisers, der ihn zum König von Westfalen gemacht hatte, mit der Prinzessin Friederike Dorothea, einer Tochter des Königs Friedrich von Württemberg.

Das unwürdige und zügellose Leben auf Wilhelmshöhe bei Kassel, an welchem jedoch die Königin, die ehrbar und eingezogen lebte, niemals teilnahm, rief so allgemeine Entrüstung hervor, daß der Kaiser sich mehrfach genötigt sah, direkt einzuschreiten und seinem „Herrn Bruder“ derb den Text zu lesen. Einmal dekretierte er ihm sogar einen achttägigen Stubenarrest. Der Wahlspruch des nichts weniger als königlichen Königs: „morgen wieder lustik“ ist bis auf den heutigen Tag ein geflügeltes Wort zum Schimpf der napoleonischen Herrschaft in Westfalen geblieben.

Schon die Schlacht bei Leipzig bereitete der schmählichen Wirtschaft in Kassel ein rasches Ende und der

nach napoleonischem Muster am 30. Sept. 1813 veröffentlichte Armeebefehl des Generals Tschernischeff: „Das Königreich Westfalen hat aufgehört, zu existieren“, erregte allgemeine Heiterkeit. Bei Waterloo suchte Jérôme seine Vergangenheit wieder gut zu machen: er focht wenigstens tapfer an der Seite des Kaisers und wurde auch durch einen Streifschuß verwundet.

Nach dem Sturz des Kaiserreiches versuchte man, seine Gemahlin zu einer Ehescheidung zu überreden; sie wies aber dies Ansinnen in einem sehr würdig gehaltenen Briefe an ihren Vater energisch zurück. Der Exkönig wechselte darauf vielfach seinen Wohnsitz und ließ sich in Triest, in Wien, in Rom und später, nach dem Tode seiner Gemahlin (i. J. 1838) in Florenz nieder, bis ihm und seinen Kindern i. J. 1847 ausnahmsweise der Aufenthalt in Paris gestattet wurde.

Dort eröffnete ihm die Februar-Revolution neue Aussichten auf Glück und Größe. Unter der Präsidentschaft seines Neffen zum Gouverneur der Invaliden und zum Marschall von Frankreich ernannt, war er sogar unter dem Zweiten Kaiserreiche bis zur Geburt des Kaiserlichen Prinzen der eventuelle Thronfolger und erlebte noch, da er erst im Juni 1860 starb, den vollen Glanz des von seinem Bruder auf Sankt Helena und von seiner Mutter in Rom geträumten wieder aufgegangenen napoleonischen Gestirns.

Von seinen beiden Söhnen starb der älteste, so gut wie ganz unbekannt, als württembergischer Oberst i. J. 1847; hätte er nur wenige Jahre länger gelebt, so würde er wie sein Vater und Bruder eine Kaiserliche Hoheit mit reicher Civilliste und sogar ein Thronberechtigter geworden sein. Der zweite Sohn Jérômes ist der noch lebende Prinz Napoleon, im Volk auch der rote Prinz und Plonplon genannt, der während des Zweiten Kaiserreiches viel von sich reden machte, denn er repräsentierte gewissermaßen, so paradox dies auch klingen mag, den republikanischen Napoleonismus, und kam deshalb vielfach in schlimmen Konflikt mit seinem Vetter, dem Kaiser.

Der Prinz vermählte sich im Juni 1859 mit der ältesten Tochter des Königs von Italien, Viktor Emanuel, und sein ältester i. J. 1862 geborener Sohn Viktor wird jetzt von der bonapartistischen Partei nach dem Tode des Kaiserlichen Prinzen, i. J. 1880, als der eigentliche Prätendent angesehen.

Die einzige Tochter Jérômes ist die gleichfalls noch lebende Prinzessin Mathilde (geb. i. J. 1820), die geschiedene Fürstin Demidoff. Auch sie durfte i. J. 1845 nach Paris zurückkehren, wo sie für die Sache ihres Vetters eifrige Propaganda und unter seiner Präsidentschaft die Honneurs im Elysée-Palaste machte.

Schließlich nennen wir hier noch, der Vollständigkeit wegen, den Prinzen Pierre Bonaparte, einen Enkel Lucians, des ältesten Bruders Napoleons I., und einige Enkelkinder Murats, des i. J. 1815 erschossenen Exkönigs von Neapel, weil auch sie bei der Proklamation des Zweiten Kaiserreichs bereits in Paris lebten und, wenn auch ohne Successionsrechte, doch zu Mitgliedern der kaiserlichen Familie erklärt wurden.

III.

Louis Napoleon.

1.

Kindheit und erste Jugend. — Schüler des Sankt-Annen-Gymnasiums in Augsburg. — Der Aufstand in der Romagna.

In der Frühe des 20. April 1808 sandten die Kanonen der Invaliden einen donnernden Morgengruß über Paris . . . . hundert und ein Schüsse: ein Prinz war der kaiserlichen Familie geboren.

Die Königin Hortense hatte auf den Wunsch des Kaisers und der Kaiserin ihre Residenz im Haag verlassen, um in den Tuilerien ihre Niederkunft zu halten. Josephine, welche die Nacht am Bette ihrer Tochter zugebracht hatte, nahm das neugeborene Kind, einen kräftigen Knaben, in die Arme und vergoß Thränen.

Ihre Erste Palastdame, die Gräfin Remusat, welche gleichfalls zugegen war, bemerkte dies und sagte zu ihrer Herrin: weshalb weinen Sie, Majestät, es ist ja ein so freudiges Ereignis. Gewiß ist es das, entgegnete die Kaiserin, aber ich weine, weil ich dem Kaiser keinen solchen Sohn geben kann.

Josephine ahnte bereits das ihr bevorstehende Schicksal, denn die Scheidung erfolgte im Dezember des nächsten Jahres.

Der Prinz, der sofort in der Schloßkapelle die Nottaufe erhalten hatte, obwohl er ganz gesund war, wurde erst im November 1810 in Fontainebleau vom Kardinal Fesch getauft und zwar mit außerordentlichem Gepränge, und in Gegenwart aller Großwürdenträger des Reichs. Der Kaiser und die Kaiserin hatten die Patenstelle übernommen, aber es war schon die neue Kaiserin Marie Luise, die ein Jahr darauf ihrem Gemahl den eigentlichen Thronerben geben sollte.

Bis dahin hatten die Söhne Louis' dafür gegolten, und der Kaiser hatte mehrfach von der Adoption des ältesten gesprochen, weil er sich damals noch gegen den Gedanken einer Ehescheidung sträubte. Als aber dieser, der sein Liebling gewesen, i. J. 1807 gestorben war, entschloß er sich zu einer neuen Vermählung, obwohl er auch die beiden nachgeborenen Prinzen sehr gern hatte. Dies galt weniger von dem zweiten,

Charles, der übrigens fast immer bei seinem Vater war, als von dem dritten, Louis, der schon als kleines Kind durch sein lebhaftes Naturell und durch sein drolliges Wesen allgemein gefiel.

Man erzählte sich im Schlosse allerlei lustige Geschichten von ihm, aber auch manchen hübschen Zug von seiner Herzensgüte. So war er zufällig einmal im Korridor einem kleinen Schornsteinfegerjungen begegnet und versteckte sich hinter seine Gouvernante, Frau von Boubers, aus Angst vor dem Teufel, wie er sagte. Als diese ihm aber sagte, der vermeintliche Teufel sei ein Savoyardenknabe, der in die engen, dunkeln Kamine kriechen müsse, um sie zu reinigen und auf diese Weise kümmerlich sein Brod verdiene, lief er sofort in sein Zimmer, nahm aus seiner Sparbüchse ein Paar Goldstücke und brachte sie dem armen Jungen, der den Schatz anfangs gar nicht annehmen wollte. Nimm sie nur, sagte der Prinz treuherzig, ich schenke sie dir, weil du kein Teufel bist. Die Kaiserin Josephine erzählte das Stückchen dem Hofmaler Isabey, der die Szene auf eine Sèvresvase malte, die man noch heute im Demidoffschen Museum sehen kann.

Prinz Louis war oft ganze Monate in Malmaison bei der geschiedenen Kaiserin, wenn seine Mutter sich ihrer Gesundheit wegen in den Pyrenäenbädern aufhielt. In Malmaison kletterte er gern, wenn er

sich unbewacht wußte, in die Bäume, was bei seinem zarten Alter sehr gefährlich war; einmal saß er wieder in einem Kirschbaum, aber diesmal um zu naschen. Man rief ihn herab und als er nicht kommen wollte, hielten die Lakaien einen großen Teppich zu seinem Schutz unten ausgespannt. Nun kann ich erst recht oben bleiben, sagte er lachend, denn es ist ja keine Gefahr mehr. Nachher aber lief er zur Kaiserin, bat um Verzeihung und that es nicht wieder.

So verflossen seine ersten Kinderjahre, heiter und ungetrübt, und als der König von Rom zwei Jahre alt geworden war, holte man ihn häufiger von Malmaison in die Tuilerien, um mit ihm zu spielen.

Warum ist mein Vetter schon König? fragte er einst bei einer solchen Gelegenheit, ich bin doch drei Jahre älter als er; ich will auch König sein. Gut, sagte die Gräfin Montesquiou, so spielt zusammen „König." Aber dieser Vorschlag rief Unfrieden hervor, denn Louis sprang sofort auf den Sessel, der den Thron vorstellte und wollte nicht wieder herunter. Nun fing der kleine König von Rom so laut an zu schreien, daß der Kaiser aus seinem anstoßenden Arbeitskabinet in das Zimmer trat und nach der Ursache des Lärms fragte. Sie wollen beide auf dem Throne sitzen, sagte die Gräfin lachend. Napoleon lachte gleichfalls und nahm die zwei Prätendenten mit sich in sein Ka-

binett, hing jedem eine Trommel um und ließ sie einigemale auf- und abmarschieren. So, sagte er dann, jetzt geht wieder zu Mama Quiou und vertragt euch. Jeder von euch soll König werden. Seid ihr nun zufrieden? Onkel, rief Louis, du hast es versprochen, du mußt Wort halten. — Nicht der Onkel, wohl aber das Schicksal, löste vierzig Jahre später dies Versprechen ein.

Doch mit dem baldigen Sturze des Kaiserreiches kamen andere und ernste, dunkle Zeiten. Der König von Rom wurde nach Wien gebracht und wuchs dort wenigstens im Glanz des kaiserlichen Hofes auf, was allerdings sein frühes Ende nicht verhindern konnte. Dem Prinzen Louis wurde es nicht so gut; er mußte, wie wir bereits im vorigen Kapitel erzählten, mit seiner Mutter unter drohenden Gefahren aus Frankreich flüchten und fand erst in Arenenberg Sicherheit und Ruhe.

Er war damals neun Jahre alt, aber die bewegten Ereignisse, die er miterlebt, hatten seinen Geist frühzeitig gereift. Hellleuchtend standen in seiner Erinnerung die Tuilerien mit ihren prächtigen Gemächern, der glänzende Hofhalt mit seinen reichen Kostümen und Uniformen, dann der imposante kriegerische Apparat mit den vielen Soldaten und Kanonen, die Revuen und Paraden der Garderegimenter .... am 1. Juni 1815 ritt er sogar auf einem kleinen Pony an der

Seite Napoleons, als die neue Verfassung (die Zusatzakte) auf dem Marsfelde proklamiert wurde .... und nun klangen wieder Waterloo und Sankt Helena durch seine Seele, und im Hintergrunde aller dieser Gedanken stand immer das Bild des gewaltigen Imperators, der Frankreich so groß, so mächtig und so glorreich gemacht hatte, und der nur durch Verrat gestürzt war, so daß er verhindert wurde, seine großartigen, volksbeglückenden Pläne auszuführen und den europäischen Weltfrieden zu begründen — denn so hatte man es dem Kinde von jeher geschildert.

Oft saß er auf einer einsamen Bank des Parks und träumte, und dann setzte sich die Königin, seine Mutter, zu ihm, diese lebendige Chronik des Kaiserreichs, und erzählte weiter und weiter und hielt nicht allein die Erinnerungen des Knaben wach, sondern fachte sie stets von neuem an und weckte verführerische Hoffnungsbilder in seiner Seele.

Manchmal kam auch die Rede auf den Vetter in Wien, den König von Rom, und der Prinz sprach von ihm, als dem eigentlichen Thronerben. Da erwiderte ihm seine Mutter die folgenden charakteristischen Worte: die Erbschaft des Kaisers ist so groß, daß sich sehr gut zwei darin teilen können. Der Schloßkaplan Bertrand, der ein entfernter Verwandter des bekannten Generals war und die Erziehung des Prinzen

leitete, war zufällig in jenem Moment zugegen und warnte die Königin freundlich, in ihren Phantasien nicht zu weit zu gehen. Was Sie Phantasien nennen, entgegnete sie, sind für mich Realitäten. Vielleicht kommt der Kaiser selbst noch einmal zurück, und wenn das nicht, so bleibt uns sein Stern, der zur Zeit nur verhüllt, aber nicht für immer untergegangen ist.

Also schon hier begegnen wir der Legende des Sterns, auf den Napoleon III. sich immer berief und an den er fatalistisch glaubte.

Der eigentliche Hauslehrer des Prinzen war ein gewisser Lebas, und die Wahl dieses Mannes zu einem solchen Posten hatte allgemeines Staunen erregt. Er war der Sohn des Konventmitgliedes Lebas, eines intimen Freundes Robespierres; beide wurden am 8. Thermidor verhaftet und in das Stadthaus gebracht, wo Robespierre sich durch einen Pistolenschuß den Tod zu geben versuchte, sich aber nur die Kinnlade zerschmetterte. Lebas lag neben ihm und zog in einem unbewachten Augenblick gleichfalls eine Pistole hervor. Gieb mir den Rest, Bruder, rief Robespierre ihm ächzend zu. Jeder ist sich selbst der nächste, hier hört die Freundschaft auf, erwiderte Lebas und schoß sich gleichfalls in den Mund. Er hatte besser gezielt und war sofort eine Leiche.

Und den Sohn dieses Mannes hatte Hortense zum Erzieher des Prinzen gewählt. Er war freilich ein ebenso begeisterter Bonapartist geworden, wie sein Vater ein wütender Terrorist gewesen; auch erzählte man sich, daß er absichtlich die Hinrichtung Josephinens hintertrieben habe, aber die Wahl hatte trotzdem etwas sehr befremdliches.

Dieser häusliche Unterricht dauerte übrigens nicht lange. Die Königin begab sich mit ihrem Sohne nach München, wohin sie der König Maximilian eingeladen hatte, bekanntlich der Schwiegervater ihres Bruders, des Prinzen Eugen, ehemaligen Vizekönigs von Italien und nunmehrigen Herzogs von Leuchtenberg. Der König, der nur gezwungen und hauptsächlich nur, um seinem Lande den Krieg zu ersparen, dem Rheinbunde beigetreten war, hatte sich bereits vor der Schlacht bei Leipzig den Verbündeten angeschlossen und dadurch seinen scheinbaren Abfall von der deutschen Sache wieder gut gemacht.

Nach dem Frieden griff er mit großem Glück reformatorisch in alle Zweige der Verwaltung seines Reiches ein, und wendete namentlich den Unterrichtsanstalten seine Fürsorge zu, die bald zu den besten in Deutschland gehörten. Er war es auch, der die Königin Hortense veranlaßte, ihren Sohn nach Augsburg auf das St. Annen-Gymnasium zu schicken. Sie selbst

brachte ihn dahin und wohnte auch einige Zeit dort, und zwar in dem jetzt der Gräfin Fugger-Kirchberg gehörenden Hause in der Kreuzstraße, das sie für diesen Zweck ankaufte.

Lebas*) war gleichfalls mitgezogen und leitete die häuslichen Arbeiten des Prinzen, der drei Jahre auf dem Gymnasium blieb und die Klassen wie jeder andere Schüler absolvierte.

Man weiß im Grunde nur wenig von seinen Schuljahren; er war fleißig und folgsam, ohne sich besonders auszuzeichnen; nur eins fiel allen an ihm auf: seine Schweigsamkeit.

Diese Schweigsamkeit, gewissermaßen eine innere Zurückhaltung, bildete später bei dem Manne den hervorstechenden Grundzug seines ganzen Wesens, und wenn Talleyrand sagte, man spreche nur um seine Gedanken zu verbergen, so sprach Louis Napoleon gar nicht, was ihm später in der diplomatischen Welt den Beinamen „die Sphinx“ eintrug.

---

*) Seltsamerweise hatte Lebas, als er nach Augsburg übersiedelte, seinen Namen in de Bas verwandelt, denn als solcher steht er in den jedesmaligen Jahresberichten des Gymnasiums, die uns zur Einsicht vorgelegen haben. Es kann unmöglich ein Druckfehler sein, da der Name sehr oft und in verschiedenen Rapporten vorkommt. Die Vermutung liegt deshalb nahe, daß Lebas durch diese Veränderung seinen revolutionären Ursprung vertuschen wollte.

Isoliert blieb der Prinz trotzdem nicht, denn er nahm an den Spielen und an den Ausflügen teil, wie die übrigen, aber ohne sich besonders bemerklich zu machen. Auch ist hervorzuheben, daß er nur selten von seiner hohen Geburt sprach und eigentlich nur, wenn man ihn darnach fragte.

Man darf nicht vergessen, daß die gewaltigen Ereignisse, die den tragischen Sturz des Welteroberers herbeigeführt, sich erst vor wenig Jahren zugetragen hatten und daß dieselben die Gemüter der Jugend vorzugsweise beschäftigten. Er lebte sogar noch, wenn auch machtlos und gefangen, der Oheim dieses Knaben, der mit den Bürger- und Beamtensöhnen auf einer und derselben Schulbank saß, und der Name Napoleon zitterte noch überall elektrisch durch die Luft.

In den Geschichtsstunden gab es manchmal Reibungen und pikante Zwischenfälle. Der Lehrer, Professor Dobel, sprach über die Französische Revolution, schilderte die Gräuel der Schreckenszeit, die Hinrichtung des Königs und daß ganz Frankreich untergegangen sei in Blut und Schande. Der Prinz stand leise auf und verließ die Klasse, nicht etwa, um auf einige Augenblicke hinauszugehen, sondern um nicht wieder zu kommen.

Der Lehrer brachte den Fall, der natürlich unter den Mitschülern Aufsehen erregt hatte, in der Kon-

ferenz zur Sprache; der junge Bonaparte (unter diesem Namen und ohne sonstigen Titel stand er im Schülerverzeichnis) mußte Rede stehen und sagte einfach, er sei fortgegangen, um sein Vaterland nicht beschimpfen zu hören und bat auch, ihn von der Geschichtsstunde zu dispensieren. Dies geschah; aber in der Geographie wäre es beinahe zu einem ähnlichen Konflikt gekommen.

Die neue Einteilung Mitteleuropas, die der Lehrer, derselbe Professor, den Schülern diktierte, machte wieder verschiedene Nebenbemerkungen notwendig, speziell inbezug auf Westfalen, die Rheinlande, die Hansestädte und Holland. Bei letzterem sagte der Prinz vor sich hin: mon père; es trat unwillkürlich eine kleine Pause ein, und alle Blicke richteten sich auf den, der die beiden Worte gesprochen. Aber nicht gehässig, sondern teilnehmend, beinahe mitleidig. Jugendliche Gemüter haben oft ein sehr richtiges Verständnis für die großen tragischen Schicksale der Menschen.

Von Freundschaften, die der Prinz Louis auf der Schule in Augsburg geschlossen, verlautet nichts. Viel später, als er längst Kaiser geworden war, ging freilich eines Tages in Paris das Gerücht von einem Besuch, den ein höherer Regierungsbeamter aus München in den Tuilerien gemacht, um seinen alten Schulkameraden, den Kaiser, der ihn speziell eingeladen hatte, wiederzusehen.

Das Sommerhoflager befand sich in Saint-Cloud, der Beamte, der einige Tage blieb, erhielt eine Wohnung im Schlosse und speiste auch an der kaiserlichen Familientafel. Dieser Herr, sagte der Kaiser zu seiner Gemahlin, hat mir in Augsburg oft meine deutschen Aufsätze durchgesehen. Und Sie, Sire, entgegnete dieser, korrigierten mir dafür die mathematischen Aufgaben. Bald darauf las man im Moniteur die Ernennung jenes Beamten, der erst vor wenig Jahren gestorben ist, zum Offizier der Ehrenlegion.

Die Tagesblätter jener längstvergessenen Zeit erzählten wohl dann und wann irgendeinen lustigen oder bösen Streich des Prinzen, den er mit seinen Genossen ausgeführt hatte, nicht besser und nicht schlimmer, als dergleichen Streiche gewöhnlich sind.

So war der Prinz auf einem Spaziergange an einem freien Nachmittage mit anderen Schülern an eine Dorfschmiede gekommen, wo sie anhielten und der Arbeit zuschauten. Der Schmied wurde mit seinem Gesellen abgerufen und Louis benutzte den günstigen Moment, um den Griff der Zange, mit welcher der Schmied arbeitete, schnell im Feuer heiß zu machen und sie wieder auf den Ambos zu legen. Dann schlichen die Burschen in ein sicheres Versteck, um die Folgen der Unthat anzusehen. Der Schmied kam zurück, ergriff nichts ahnend die Zange, warf sie aber fluchend fort, weil

er sich daran die Finger verbrannt hatte. Der Prinz lief mit seinen Kumpanen davon, sonst hätte der zukünftige Kaiser von Frankreich vielleicht eine tüchtige Tracht Prügel bekommen.

Ein anderesmal beredete er einen Mitschüler, Knallerbsen auf das Katheder zu legen, die laut explodierten, als der Lehrer hinaufstieg. Beide erhielten Karzerstrafe, und der Prinz saß geduldig seine acht Stunden ab, bei Wasser und Brod, das er aber unberührt ließ. Er ritzte mit einem kleinen Brillantringe seinen Namen L. Napoleon in eine der Fensterscheiben, die erst im Kriegsjahre 1870 von einem Schüler zertrümmert wurde, der gleichfalls mit dem Karzer Bekanntschaft machen mußte .... vielleicht aus einer edlen patriotischen Regung, vielleicht auch nur aus Ärger und Langweile, weil er nichts besseres zu thun hatte. Dasselbe Schicksal widerfuhr seinem Namen, den er auf das Fensterbrett der Quarta eingeschnitten hatte; auch dieser wurde von den Schülern in jenem Jahre vernichtet.

Im höchsten Grade lächerlich ist es aber, wenn die Pamphletisten solche Knabenstreiche als einen schon im jugendlichen Alter hervortretenden Hang zu heimtückischer Grausamkeit deuten.

Der Prinz war im Gegenteil von Kindheit an sehr gutmütig und weichherzig; in Arenenberg zog er mehr

als einmal sein Röckchen aus, um es einem armen Bauernknaben zu geben und holte oft aus der Schloßküche einen ganzen Korb voll Kuchen und Zuckerwerk für die Dorfkinder. Auf der Schule verschenkte er von seinem reichlichen Taschengelde so viel an unbemittelte Kameraden, daß man endlich dieser übertriebenen Liberalität Einhalt thun mußte. —

Um nicht allzulang zu werden, wollen wir hier nur noch der „Zensuren" erwähnen, die der Prinz vierteljährlich erhielt und die im Archiv des Gymnasiums abschriftlich aufbewahrt werden. Durch die Güte des jetzigen Direktors, Professor Dr. Fries, wurde uns eine Durchsicht derselben gestattet. In allen erhalten sowohl der Fleiß wie das Betragen des Prinzen von sämtlichen Lehrern ungeteilte Lobsprüche, wobei doch nicht wohl anzunehmen ist, daß dieselben, weil sie einen Königssohn betreffen, durchweg parteiisch und unwahr gewesen. So lautet die letzte Zensur, die zugleich als Abgangszeugnis anzusehen ist, wörtlich folgendermaßen:

„Prinz Louis Napoleon, Lateinschüler der I. Gymnasialklasse, der Sohn des Herzogs von Saint-Leu, katholischer Konfession, 15 Jahre alt, bewies außer den vielen Geistesfähigkeiten, womit er ausgestattet ist, auch einen sehr großen Fleiß und ein sehr liebenswürdiges Betragen, und behauptete unter 58 Schülern den 15. allgemeinen Fortgangsplatz, trotz der besonderen Schwierigkeiten, die er als ein geborener Franzose hinsichtlich der deutschen Sprache zu überwinden hatte. Sein Klassenlehrer gewahrte mit innigstem Vergnügen

an diesem edlen und in jeder Beziehung hoffnungsvollen Jünglinge mannigfaltige Spuren eines seltenen Zartgefühls und eines für alles Gute, Schöne und Wahre glühenden Gemütes.

Augsburg, den 9. Junius 1823.

K. B. Studien-Rektorat.

Prof. Dr. Lorenz Heinrich Wagner".

Als Kaiser bewahrte der Prinz dem Augsburger Gymnasium eine sehr freundliche Erinnerung, und als dasselbe im September 1862 ein allgemeines Studiengenossenfest feierte, wurde die ansehnliche und zahlreiche Versammlung durch ein kaiserliches Handschreiben aus Saint-Cloud überrascht, in welchem Napoleon III. den Festteilnehmern seine herzlichsten Glückwünsche übersandte und hinzufügte, er habe die Zeit nie vergessen, die er in Deutschland zugebracht, wo seine Mutter eine edle Gastfreundschaft und er selbst die Wohlthaten des Unterrichts genossen.

Das Handschreiben war von einem stattlichen Geschenk begleitet, nämlich von hundert Flaschen des besten Champagners und einer Summe von 5000 Franken zur Verteilung an die Armen Augsburgs.

Man kann sich die lauten Bravorufe leicht vorstellen, mit welchen der Brief und die damit verbundene Munifizenz aufgenommen wurden, und auch das dreifache begeisterte Hoch auf den Kaiser, als der Vorsitzende, Dr. Hertel, seine Anrede mit den Worten

schloß: „Danken wir dem ehemaligen Schüler des Augsburger Gymnasiums, welchen Gott auf die höchste Höhe der menschlich erreichbaren Stufen gestellt hat, daß er es nicht verschmähte, mit uns sich heute an jene Zeit zu erinnern.“

Tempora mutantur .... aber damals waren jene Hoch- und Bravorufe ganz berechtigt, denn von den Festgenossen ahnte keiner, daß die jüngeren unter ihnen acht Jahre später, dem Gefeierten, als dem deutschen Erbfeinde, im Felde gegenüberstehen würden.

Auch von einem kleinen und jedenfalls sehr unschuldigen Liebesverhältnis des Prinzen berichtet die Chronik jener Zeit und zwar mit dem Töchterchen der Kaufmannswitwe Kümmich, die ihm gegenüber wohnte. Er besuchte sie oft, brachte ihr auch mit Erlaubnis der Mutter Näschereien mit und las ihr französische Gedichte vor. Im Herbst 1865 reiste er als Kaiser mit seiner Gemahlin durch Bayern in die Schweiz und hielt sich auch in Augsburg auf. Das Fräulein war längst an einen angesehenen Notar verheiratet und erstaunte nicht wenig, als die Majestäten an ihrem Hause vorfuhren. Die Begrüßung war eine sehr herzliche; sie hatte den Zweck, wie Napoleon selbst scherzend sagte, der Kaiserin „seine erste Flamme“ vorzustellen.

Die Ferien brachte der Prinz jedesmal bei seiner Mutter in Arenenberg zu und führte dann begreiflich

ein ganz anderes Leben. Dort war er wieder die Kaiserliche Hoheit und die Königin rief immer von neuem in ihm die napoleonische Legende wach. Sie machte auch mit ihrem Sohn mehrfache Reisen nach Italien zum Besuch der Verwandten; zunächst nach Florenz, wo der Exkönig Jérôme residierte, ebenso nach Rom, um den heranwachsenden Prinzen der Großmutter vorzustellen, die ganz in der Vergangenheit lebte und unaufhörlich von dem großen Kaiser erzählte und von ihrer Hoffnung, das Kaiserreich wieder aufleben zu sehen.

Dann ging es nach Augsburg zurück und in die nüchterne Lateinschule, aber der König Max ließ ihn von nun an oft ins Schloß kommen, um ihn persönlich in verschiedenen Fächern zu examinieren, wobei er mit den Antworten des Zöglings nicht immer zufrieden war, wie die Chronik meldet; nur in der Mathematik bestand er immer sehr gut.

Endlich, im Sommer 1823, schlug für ihn die Stunde der Erlösung; er traf wieder in Arenenberg ein, aber jetzt, um dauernd bei seiner Mutter zu bleiben.

Im Schlosse war mittlerweile manche Veränderung vorgegangen. Die Königin hatte durch verschiedene unglückliche Prozesse einen großen Teil ihres Vermögens eingebüßt, so daß sie die napoleonische Propaganda nicht mehr so nachhaltig unterstützen konnte wie

bisher. Der Prinz beschäftigte sich ausschließlich mit militärischen Studien, trat schon im folgenden Jahre in ein badisches Regiment ein, das in Konstanz lag und begleitete dann als Freiwilliger den schweizer General Dufour in das Lager bei Thun. Dort beteiligte er sich lebhaft an den Schießübungen der Artillerie und stand bald im Rufe eines vortrefflichen Schützen. Er wurde zum Präsidenten der Schützengesellschaft von Ermatingen gewählt und erhielt später sogar das schweizer Ehrenbürgerrecht, wegen der vielen Wohlthaten, wie es in dem Diplom hieß, welche er im Verein mit seiner Mutter den Kantonen erwiesen.

Häufiger als früher reiste der Prinz jetzt nach Italien, vornehmlich nach Rom, dem Zentralpunkt der bonapartistischen Agitation. Dort ließ er sich auch in den geheimen Bund der Carbonari aufnehmen, der unter der Oberleitung Mazzinis über ganz Italien verbreitet war und den utopischen Plan einer allgemeinen cisalpinischen Republik verfolgte. Die vertrauensvolle päpstliche Gastfreundschaft wurde auf diese Weise schmählich mißbraucht, und der Prinz Louis mußte später als Kaiser, wo er sich zum Schutzherrn des Papsttums erklärte, schwer für seine Mitgliedschaft büßen.

So kam das Jahr 1830 heran und mit demselben die Julirevolution. Die Bourbons waren gestürzt, die Republik wurde proklamiert und die Bonapartisten

trugen sich mit großen Hoffnungen. Es war jedoch nur ein flüchtiger Rausch, dem die Enttäuschung auf den Fersen folgte. Der von einigen Parteigängern in Paris ausgerufene Name Napoleon fand so gut wie gar keinen Anklang, Frankreich rief weder den damals noch lebenden Sohn des Kaisers, noch irgend einen anderen napoleonischen Prinzen zurück, sondern hielt das Verbannungsdekret aufrecht und proklamierte das Bürgerkönigtum unter Louis Philippe. Die Zeit der Napoleoniden war noch nicht gekommen.

Von seinem Vaterlande war mithin vor der Hand nichts zu hoffen, aber es drängte trotzdem den Prinzen, sich wenigstens bemerkbar und von sich reden zu machen.

Eine günstige Gelegenheit dazu bot der im folgenden Jahre ausbrechende Aufstand in der Romagna, wo die Napoleoniden eine Menge Schlösser und Besitzungen hatten. Die Carbonari ließen ihrem „Bruder Louis" die Weisung zugehen, in ihren Reihen für die Unabhängigkeit Italiens zu kämpfen. Er mußte gehorchen, denn sein Eid verpflichtete ihn dazu und eine Weigerung hätte vielleicht seinen Tod durch Meuchelmord zur Folge gehabt. Er eilte heimlich nach Florenz, wo er mit seinem älteren Bruder, den er auch für seine Pläne gewonnen hatte, zusammentraf; beide stellten sich der sogen. provisorischen Regierung

zur Disposition und erhielten auch ein kleines Kommando über die schlecht montierten und aus allerlei fahrendem Volk zusammengewürfelten Truppen.

Trotzdem ließ sich die päpstliche Regierung in Unterhandlungen mit ihnen ein, und wer weiß, was bei der großen, überall im Volke herrschenden Aufregung geschehen wäre, wenn sich nicht plötzlich die Nachricht von dem Einrücken der Österreicher verbreitet hätte. Die Verschworenen, unter denen sich auch Orsini befand, dessen Sohn i. J. 1858 den schrecklichen Mordversuch auf den Kaiser vor dem Opernhause zu Paris ausführte, flohen nach allen Richtungen auseinander. Bei Forli kam es zu einem Gefecht, in welchem der ältere Prinz den Tod fand.

So wenigstens haben neuere Nachforschungen ergeben und sogar den Namen des Husaren festgestellt, Andreas Palaczdy, der den unglücklichen jungen Mann, den er nicht kannte, niedergehauen haben soll. Nach anderen Nachrichten wäre der Prinz in Forli plötzlich an den Masern erkrankt, und aus Mangel an ärztlicher Hülfe, obwohl ihn sein Bruder Louis keinen Augenblick verließ, nach wenig Tagen gestorben.

Bis heute ist das Dunkel über den Tod des Prinzen nicht gelichtet. Die bereits mehrfach erwähnten Pamphlete bezeichnen sogar Louis ziemlich unzweideutig als seinen Mörder, um sich das Recht einer eventu-

ellen Thronfolge zu sichern; aber jene Pamphlete sind erwiesenermaßen so voll handgreiflicher Lügen und unsinniger Erfindungen, daß sie auch in diesem Punkte nicht den geringsten Glauben verdienen.

Ebenso unwahr ist es, daß die Königin um die Beteiligung ihrer Söhne an der Insurrektion gewußt, oder dieselbe gar begünstigt habe. Erst nachdem beide Brüder Florenz verlassen und sich auf den Kriegsschauplatz begeben hatten, erhielt sie einen Brief von Louis, in welchem er sie um Verzeihung bat, ohne ihr Vorwissen gehandelt zu haben. Der Brief schloß mit den folgenden Worten, die so recht die Überspanntheit eines Querkopfs bezeichnen, wie Louis Phlippe den Prinzen immer nannte: „Wir sind dem Rufe gefolgt, der an uns ergangen ist. Wo es sich darum handelt, ein geknechtetes Volk zu befreien, darf ein Napoleon nicht zurückbleiben. Sein Platz ist in der ersten Reihe der Kämpfenden.“

Ein Brief des Exkönigs an seine Gemahlin, der sie in den bittersten Ausdrücken für den Tod oder doch für die schimpfliche Gefangenschaft ihrer Söhne verantwortlich machte, trieb sie fast zur Verzweiflung. Die geängstigte Frau eilte mit Extrapostpferden nach Bologna und von da nach Forli, wo aber mittlerweile die Österreicher schon aufgeräumt hatten. Der kommandierende General, Feldmarschallleutnant Guppert,

schickte sich an, strenges Gericht zu halten. Alle Aufständischen, die mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden, sollten sofort erschossen werden; so lautete die metternichsche Weisung aus Wien.

In Forli erfuhr die Königin den Tod des älteren Prinzen und in Pesaro fand sie ihren anderen Sohn Louis. Dieser, selbst an den Masern erkrankt, hatte sich in die kleine Hafenstadt vor den Österreichern geflüchtet, um sich womöglich zur See nach Korfu oder sonst irgendwohin zu retten. Aber aus den Fenstern des Gasthofes, die auf das adriatische Meer gingen, konnte man deutlich die österreichischen Kriegsschiffe sehen, die hin und her kreuzten, um auf die Flüchtigen zu fahnden. In Ancona, wo sie beinahe dem General Guppert in die Hände gefallen wären, denn sie bewohnten vierundzwanzig Stunden lang, ohne es zu wissen, denselben Gasthof, waren die Aussichten nicht günstiger, und die Königin entschloß sich zur Rückreise quer durch Italien.

Bei der Abfahrt saß ihr Sohn, als Livréediener verkleidet, neben dem Kutscher auf dem Bock. Nach vielen Fährlichkeiten, denn der Prinz Louis war von der bald darauf verkündigten allgemeinen Amnestie ausgeschlossen, gelangten sie an die Westküste und von da zu Schiffe nach Cannes, wo auch Napoleon I. landete, als er i. J. 1814 von Elba zurückkehrte.

Für die abergläubige Königin, die sich immer mit fatalistischen Gedanken trug, war dieser Umstand ein günstiges Omen. Auch ihr Sohn, sagte sie sich zuversichtlich, sei zu großen Dingen bestimmt.

Sie begab sich nun, dem Verbannungsdekret zum Trotz, nach Paris und bat den König um eine Audienz, die ihr auch, allerdings ganz geheim und in Gegenwart der Königin Amélie, bewilligt wurde. Louis Philippe, selbst durch jahrelanges Exil und die damit verbundenen Leiden geprüft, gewährte ihr den Aufenthalt in Frankreich, und zwar in Vichy, zum Gebrauch der dortigen Bäder, aber der damalige Ministerpräsident, Casimir Périer, widersetzte sich aus politischen Gründen dieser Gnade.

Die Königin Hortense war nämlich mit ihrem Sohn im Hôtel du Rhin am Vendôme-Platze abgestiegen, und ihre Anwesenheit in Paris war bekannt geworden. Sie hatte vielleicht absichtlich ihr Inkognito nicht sorgfältig genug bewahrt. Es war noch dazu in den ersten Maitagen, und auf jenem Platze steht bekanntlich die Napoleonssäule, zum Gedächtnis an die großen Siege des Imperators.

Am 5. Mai, dem Todestage Napoleons I., kamen Tausende herangezogen, um, wie alljährlich, das Gitter mit Kränzen zu schmücken, und laute Rufe Vive l'Empereur ließen sich hören. Die Königin Hortense

erschien am Fenster des Hôtels, und der Prinz Louis soll sogar herabgekommen sein und sich unter das Volk gemischt haben Das war denn doch der Regierung zu viel, und Casimir Périer sollte recht behalten. Er begab sich zur Königin und veranlaßte sie, sofort mit ihrem Sohn Paris und Frankreich zu verlassen.

Die somit von neuem Ausgewiesenen reisten über Calais und Dover nach London, wo sie von einem Teil der hohen Aristokratie sehr sympathisch empfangen wurden. Um dieselbe Zeit war der Exkönig Joseph von Amerika nach England gekommen, und schon damals wurden zwischen London und Paris allerlei Intriguen und geheime Verbindungen angesponnen, um die Republikaner für die bonapartistische Sache (für die „napoleonische Republik") zu gewinnen.

Selbst Lafitte und Lafayette, die doch beide Louis Philippe auf den Thron gebracht hatten, und sogar Armand Carrel, der starre Republikaner, sollen mit darin verwickelt gewesen sein. Aber eine Zusammenkunft der Hauptparteigänger in Ostende, wo der Prinz Louis ein allzu kaiserliches Programm aufstellte, machte die Republikaner kopfscheu, und die Sache zerschlug sich. Die Königin kehrte bald darauf mit ihrem unruhigen Sohne über Holland und Rheinpreußen nach Arenenberg zurück.

Dort trat, äußerlich wenigstens, eine längere Zeit

der Ruhe ein, für den Prinzen Louis freilich nur im unentwegten Hinblick auf eine nähere oder fernere glänzende Zukunft. „Partie remise, schrieb er damals an den Herzog von Bedfort. Die politische Welt ist ein großes Schachspiel, man muß seine Züge sorgfältig kombinieren, nur langsam vorgehen und dann eine Blöße des Gegners benutzen, um mit Erfolg dem König Schach zu bieten."

Also mit anderen, einfacheren Worten: aufgeschoben, nicht aufgehoben.

2.

Litterarische Beschäftigungen — Der Handstreich von Straßburg. — Aufenthalt in Nordamerika und Rückkehr nach Europa. — Tod der Königin Hortense.

Die erste Verschwörung (die in der Romagna) gegen eine rechtmäßige Regierung, die der Prinz Louis freilich nicht hervorgerufen, an welcher er aber doch einen thatsächlichen Anteil genommen, war also verunglückt; sie hatte für ihn den wenn auch nicht sehr schmeichelhaften Erfolg, ihn in den Augen Europas als einen Abenteurer hinzustellen, dem keine ernstere Bedeutung beizumessen sei.

In ersterer Beziehung mußte man der öffentlichen Meinung recht geben, in letzterer hatte sie sich indes

gründlich geirrt, wie die Folgezeit lehrte. Der Verschwörer blieb, und anfangs auch noch der Abenteurer; nur daß derselbe durch eine Reihe von abenteuerlichen Verschwörungen (um die charakteristischen Worte beizubehalten) endlich auf den Kaiserthron gelangte.

In Arenenberg beschäftigte sich der Prinz zunächst mit litterarischen Arbeiten und ließ seine erste Schrift „Politische Träumereien“ drucken. Der Inhalt entsprach ganz dem Titel, und der Verfasser selbst nannte das Buch später eine übereilte Jugendarbeit. Trotzdem finden wir darin bereits die Grundgedanken zu einer politischen Reorganisation Frankreichs: allgemeines Stimmrecht, republikanische Institutionen unter einem vom Volk erwählten, erblichen Kaiser u. s. w. Die damaligen Staatsmänner lächelten über diese Utopien, und doch bildeten dieselben später den Kern für die Verfassung des Zweiten Kaiserreiches.

Ein anderes Werk des Prinzen über Artilleriewissenschaft soll gründlicher gewesen sein und den Beifall der Sachverständigen gefunden haben. Es hatte wenigstens seine Ernennung zum Artilleriehauptmann im schweizer Bundesheer zur Folge.

Und doch waren diese Beschäftigungen im Grunde nur Nebensache; sein großes Ziel behielt der Prinz unverrückt im Auge, das ihn nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt nur noch lebendiger erfüllte.

Außer seiner Mutter waren es vorzugsweise zwei Personen, die ihn in seinen Prätendentenplänen bestärkten und unaufhörlich die Flammen seines Inneren schürten: der Sekretär der Königin, Mocquard, und ein junger Ueberläufer aus dem legitimistischen Lager, Persigny, die beide unter dem Kaiserreiche eine wichtige Rolle spielten.

Im Februar 1836 starb die Großmutter, Madame Lätitia, in Rom und hinterließ ihrem Enkel Louis ihr napoleonisches Museum, das sofort nach Arenenberg geschafft und dort in einem besonderen Pavillon aufgestellt wurde, den der Prinz von da an ausschließlich bewohnte. Dieser Schenkung war eine Art von Testament beigefügt, in welchem die Mutter des großen Kaisers noch einmal ihre Hoffnungen und Wünsche aussprach, die sich jetzt auf den einzig übrig gebliebenen Sohn der Königin Hortense vereinigten.

Dies alles trug wesentlich dazu bei, den Prinzen in ein neues Abenteuer zu treiben, kopflos in seiner Vorbereitung und fast lächerlich durch seinen Mißerfolg, aber doch immerhin eine weitere Etappe nach seinem Ziel.

In den letzten Oktobertagen 1836, im tiefsten Frieden, während die Reaktion in ganz Mitteleuropa in höchster Blüte stand und kein Mensch an den Prinzen Louis Bonaparte dachte, wurde die Welt durch den

Handstreich von Straßburg überrascht. Bevor sie sich freilich von der Überraschung erholte, war der kleine Putsch auch schon wieder vorbei, und der Urheber befand sich auf einer unfreiwilligen Seefahrt nach Amerika.

Schon ein Jahr vorher hatte der Prinz mit dem Obersten Vaudrey, der ein in Straßburg stehendes Regiment kommandierte, geheime Verbindungen angeknüpft und ihn für seinen Plan gewonnen. Der Oberst, der von einem Marschallsstabe träumte, hatte sich für sein Regiment verbürgt, um es dem Prinzen zuzuführen, alsdann wollte man das Kaiserreich proklamieren, die übrigen Regimenter und die gesamte Bevölkerung mit sich fortreißen und auf Paris marschieren.

Wenn man dies jetzt in kurzen, nüchternen Worten liest, so ist man wirklich versucht, an dem gesunden Verstande der Verschworenen zu zweifeln. Und doch hatten sie einen kleinen, etwa halbstündigen Erfolg, und der Prinz hatte wirklich die Genugthuung, sich von einem lauten Vive l'Empereur begrüßen zu hören.

Zu den Verschworenen gesellte sich auch eine Dame, eine „Freundin“ des Prinzen, die englische Sängerin Frau Gordon, die über große Geldmittel verfügte, mit denen die Soldaten bestochen wurden. Im entscheidenden Moment, als nämlich die Verschwörung gescheitert und der Prinz gefangen war, hatte Frau

Gordon die Geistesgegenwart, alle kompromittirenden Briefe und Papiere zu verbrennen, sodaß den Geschworenen später so gut wie gar keine Beweismittel zu Gebote standen. Die Königin Hortense wußte aber diesmal von dem tollkühnen Unternehmen ihres Sohnes, denn sie steckte ihm beim Abschied unter Segenswünschen den Trauring ihrer Mutter, der Kaiserin Josephine, und Napoleons I. an den Finger, als einen schützenden Talisman, wie sie sagte

Wer aber noch weiter um den tollen Streich wußte, war kein anderer als Louis Philippe selbst. Der Höchstkommandierende im Elsaß, General Voirol, hatte nämlich die Bestechungsversuche des Prinzen entrüstet zurückgewiesen und dem Könige sofort davon Anzeige gemacht. Dieser hatte zurückgeschrieben, man solle die „Burschen“ nur gewähren lassen; je lächerlicher sie sich machten, desto besser. Vielleicht im Prinzip ganz verständig, jedoch im vorliegenden Falle sehr unvorsichtig. Der Putsch hätte doch, wenn auch nur vorübergehend, gelingen können, und die Folgen wären alsdann möglicherweise sehr ernst gewesen, denn der Bonapartismus zählte in ganz Frankreich nach wie vor zahlreiche geheime Anhänger und besonders in der Armee.

Der König sollte aber recht behalten und wollte nun auch von einem großartig in Szene gesetzten Hoch-

verratsprozeß nichts wissen. An seiner Familientafel nannte er die Geschichte ein Primadonnenkomplott, bei welchem ein holzvergoldeter Adler die Hauptrolle gespielt habe.

Auf seinen direkten Befehl und trotz aller Gegenvorstellungen der Minister wurde der Prinz in der Nacht des 8. November aus seinem Gefängnis in Straßburg herausgeholt, in einen Wagen gesetzt und unter starker militärischer Eskorte nach Paris gebracht. Dort wurde er vom Polizeipräfekten empfangen, der ihm im Namen des Königs mitteilte, sich unverzüglich nach Amerika einzuschiffen, indem er ihm zugleich eine Summe von 20 000 Franken überreichte. Dann ging es weiter nach Lorient, einem Hafen an der Westküste der Bretagne, wo bereits die Korvette Andromeda zu seiner Aufnahme bereit lag, die am 21. November mit dem Exilierten in See stach.*) Der Kapitän Ville-

*) Kurz vor seiner Abreise schrieb der Prinz einen Brief an seinen Oheim Joseph, Exkönig von Spanien, der sich damals in London aufhielt. Dieser Brief wurde neulich in Paris (am 20. April 1887) bei einer öffentlichen Versteigerung von interessanten Autographen verkauft und lautete folgendermaßen: Lorient, 15. November 1836. Mein teurer Oheim, du wirst wohl schon von dem Ereignis in Straßburg gehört haben. Wenn man nicht reüssiert, so werden einem sofort schlechte und entstellte Absichten untergeschoben, man wird verleumdet und selbst von seinen besten Freunden getadelt; ich will deshalb auch gar nicht versuchen, mich in deinen Augen zu rechtfertigen. Ich reise in einigen Tagen nach Amerika ab und bitte dich, mir

neuve ging infolge geheimer Instruktionen, deren Grund nie bekannt wurde, zuerst nach Rio Janeiro und erst von da nach Newyork, wo der Prinz von seinen Verwandten, darunter die beiden Murats, mit Begeisterung empfangen wurde.

Unterwegs hatte die Andromeda einen schrecklichen Sturm zu bestehen, der sie in die größte Gefahr brachte. Der Prinz ließ sich auf dem Verdeck festbinden, um das furchtbare Schauspiel mit anzusehen. Als der Kapitän ihn bat, in die Kajüte hinunterzugehen, wo er jedenfalls sicherer sei, antwortete er stolz: „Ich fürchte mich nicht; wir werden nicht scheitern, ich vertraue meinem Stern!"

Ueber den Aufenthalt des Prinzen in der neuen Welt, der ohnehin nicht lange dauerte, ist nichts von Bedeutung zu berichten. Schon im August des folgenden Jahres schrieb ihm seine Mutter von einer schweren Krankheit, die sie befallen, und daß sie sich einer schmerzhaften Operation unterziehen müsse. Da hielt es ihn nicht länger. Er schiffte sich im Septem-

einige Empfehlungsschreiben für Newyork und Philadelphia zu schicken. Indem ich Europa — vielleicht für immer — verlasse, schmerzt mich am meisten der Gedanke, daß nicht einmal in meiner eigenen Familie jemand ist, der mein Schicksal beklagt. Ich rufe dir trotzdem ein herzliches Lebewohl zu, teurer Oheim, und verbleibe allzeit dein treuer, dich liebender Neffe Napoleon Louis Bonaparte." Ein englischer Autographensammler kaufte den Brief für 50 Franken.

der heimlich ein und eilte über England und Deutschland nach Arenenberg, wo er noch zeitig genug eintraf, um seine sterbende Mutter mit treuer Hingabe zu pflegen und zu trösten.

Ihr heißester Wunsch, den geliebten Sohn noch einmal zu sehen und in den letzten Stunden um sich zu haben, war erfüllt. Sie sprach ihm eindringlich von der großen Mission, zu welcher er berufen sei, und vor ihren brechenden Augen stand unaufhörlich das Bild des neuerrichteten Kaisertums, die Krönung in Notredame, die Huldigung der Fürsten Europas .... also die Vergangenheit, die sie selbst miterlebt, und die Zukunft, die sie wie eine Hellsehende prophezeite.

Mit dem Tode der Königin (am 5. Oktober 1837) wurde auch der Aufenthalt des Prinzen in Arenenberg bekannt und das Pariser Kabinett zeigte sich jetzt nicht mehr so nachsichtig wie früher. Es verlangte energisch vom schweizer Bundesrat die Ausweisung des Prinzen, und als die Männer der Tagsatzung sich auf das Asylrecht des Freistaates beriefen und sogar Miene machten, ihre Weigerung durch die Waffen zu unterstützen, wurde ein französisches Armeekorps an der Grenze zusammengezogen.

Die Angelegenheit bekam durch einen lebhaften diplomatischen Notenwechsel den Anstrich einer Staats-

affaire, denn die Kabinette von Wien, Berlin und London mischten sich ein. Die Zeitungen nahmen für und wider den Prinzen Partei, alle Welt sprach von ihm und man war gespannt auf die Lösung des Konflikts Diese kam im Oktober des nächsten Jahres durch den Prinzen selbst.

Er hatte jetzt vorläufig für seinen Ehrgeiz genug; die verschiedenen Regierungen Europas erkannten ihn durch ihre Maßnahmen als einen und noch dazu gefährlichen Prätendenten an. Er begab sich nach Bern zum französischen Gesandten, dem Herzog von Montebello, und erklärte ihm, nach England abreisen zu wollen.

Der genannte Herzog war zufällig der Sohn des in der Schlacht bei Aspern und Eßlingen gefallenen Marschalls Lannes, eines der intimsten Freunde Napoleons. Reisen Sie, Prinz, soll ihm der Gesandte vertraulich gesagt haben, und warten Sie auf bessere Zeiten; m e i n e Sympathien haben Sie.

Derselbe Herzog von Montebello fungierte später von 1858—1864 als Botschafter Napoleons III. in Petersburg, wo man ihm vor allen übrigen Gesandten und Vertretern stillschweigend den Vorrang einräumte.

Am letzten Oktober 1838 verließ der Prinz die Schweiz, nachdem er noch vorher das Schloß Arenenberg für 800 000 Franken verkauft hatte. Sein napoleo-

nisches Museum nahm er mit und kaufte in London ein kleines Hôtel am Soho-Square und verschwand für einige Jahre von der Weltbühne.

In den Augen der meisten war er in jener Zeit eine Art von politischem Don Quixote, der nun wohl seine halbkomische, halbernste Rolle ausgespielt hatte. Er selbst aber glaubte dies am allerwenigsten, sondern trug sich nach wie vor, wenn auch nur träumerisch, mit den großartigsten Plänen und Entwürfen.

3.

Aufenthalt und Leben in London. — Neue litterarische Arbeiten. — Der Handstreich von Boulogne.

In London führte der Prinz äußerlich die opulente Existenz eines vornehmen Sportsmannes, aber auch zugleich die eines Glücksritters. Das letztere insofern, als er sich in mehreren aristokratischen Klubs, wo er sich sofort hatte aufnehmen lassen, dem hohen Hazardspiel leidenschaftlich hingab. Das Spiel schien ihm ein Lebensbedürfnis zu sein; hatte er doch schon oft in seinen Plänen und Unternehmungen sein Ein und Alles auf eine Karte gesetzt und, wenigstens bis dahin, immer verloren. So erging es ihm auch jetzt wieder: er spielte fast beständig mit entschiedenem Unglück und geriet gar bald in Schulden. Verschiedene reiche Pa-

riser Banquiers streckten ihm große Summen vor; sie meinten ihre Gelder dadurch gut anzulegen und irrten sich nicht.

Auch einen Leidensgenossen fand er in London, gleichfalls eine Art Prätendenten wie er, aber von einer noch kläglicheren Sorte: den verjagten und abgesetzten Herzog Karl von Braunschweig, den sogenannten Diamantenherzog. Dieser trug sich noch immer mit der Idee der einstigen Rückkehr in das Land seiner Väter und verschwendete viel Geld nach Deutschland hin, um Parteigänger zu gewinnen, die aber ausblieben.

Auch dem Prinzen, der in seinen Anleihen keineswegs sehr zartfühlend war (die bereits erwähnte Misstreß Gordon wußte davon zu erzählen) stellte er seine Börse zur Verfügung, und dieser machte davon den ausgiebigsten Gebrauch, sodaß er zuletzt dem Herzog über hunderttausend Pfund geschuldet haben soll.

Wir müssen hier indes sofort hinzufügen, daß er später als Kaiser seine sämtlichen Schulden mit reichlichen Zinsen prompt und gewissenhaft bezahlte, wie überhaupt die Erkenntlichkeit für geleistete Dienste ein Grundzug seines Charakters von jeher gewesen und auch geblieben ist. Freilich wurde es ihm nicht schwer, als er auf dem Thron von Frankreich saß, diese „Kleinigkeiten,“ obwohl sie sich immerhin auf zehn

bis zwölf Millionen Franken belaufen mochten, zu regulieren.

Ganz ging er übrigens doch auch nicht während seines Londoner Aufenthaltes in leichtfertigen Vergnügungen und weltlichen Genüssen auf, denn die innere Stimme mahnte ihn nach wie vor an sein großes Ziel. Wie der Schiffer auf wildbewegtem Meer den Polarstern nicht aus den Augen verliert und unbeirrt weiter steuert, so steuerte auch der Prinz unentwegt auf seinen Stern zu, obgleich derselbe zur Zeit von dichten Wolken umhüllt war.

Einen Beweis davon lieferten seine neuen Schriften, unter denen namentlich die „Napoleonischen Ideen" nicht geringes Aufsehen machten. Er trat darin zum erstenmal öffentlich mit seinem Programm hervor: die Wiedergeburt Frankreichs nach den Grundsätzen des Kaisertums, weitgehende bürgerliche Freiheit bei strenger gesetzlicher Ordnung, Volkssouveränetät mit allgemeinem Stimmrecht, und der Staatschef von der ganzen Nation gewählt. Dazu eine energische Aufbesserung der materiellen Lage der unteren Klassen, speziell des Arbeiterstandes und schließlich, als Krönung des Gebäudes, eine universelle Verbrüderung aller Staaten Europas zur Erhaltung des Friedens.

Sein großer Onkel habe das alles gewollt, aber seine Mission nicht erfüllen können . . . . und was der

utopischen Dinge mehr waren. Streng genommen, nur tönende Phrasen, die aber auf die Gemüter der leicht Feuer fangenden Franzosen schlau berechnet waren und auch ein lautes Echo fanden.

Trotzdem hatte sich das Bürgerkönigtum in Frankreich mehr und mehr befestigt, denn die große ausschlaggebende Mittelklasse war zufrieden, Handel und Wandel blühten, mit ihnen freilich auch die Börsenspekulationen in unerhörtem Maße, und Louis Philippe wurde von Europa als Friedensfürst gepriesen.

Im französischen Volke lebte dabei immer noch die Erinnerung an die ruhmvolle napoleonische Zeit, und dies bewog den König, mit Erlaubnis Englands und gewissermaßen als eine Versöhnung mit der Gegenwart, die Asche Napoleons i. J. 1840 aus Sankt Helena nach Frankreich zurückholen zu lassen, um sie im Invalidendom beizusetzen und dadurch den letzten Wunsch des großen Kaisers zu erfüllen.

Dies Ereignis schien dem Prinzen Louis eine günstige Gelegenheit zu einem neuen kecken Handstreich zu bieten; er mietete ein englisches Dampfschiff, die „City of Edinbourg", und schiffte sich am 4. August in Margate mit ungefähr 60 Anhängern, darunter die bekannten Freunde, Montholon, Mocquard, Persigny und Dr. Conneau, nach Vimereux ein, wo er am nächsten Morgen landete.

Er marschierte von dort nach dem nahen Boulogne, und verteilte seine Proklamationen. „Franzosen! hieß es darin, die Asche des großen Kaisers darf nur in einem neugeborenen Frankreich ruhen. Sein teurer Schatten zieht mir vorauf und winkt mir, das zu vollenden, was er so ruhmvoll begonnen . . .“

Der Empfang der Bevölkerung soll im ersten Moment weit günstiger gewesen sein als vor vier Jahren in Straßburg. Aber die Besatzung der Citadelle blieb treu und trieb die Eindringlinge bis an die Küste zurück. Dort suchten sie sich in die Boote zu retten, wobei die meisten ins Wasser fielen und gefangen genommen wurden. Der Prinz war unter ihnen und war sogar von einer Salve, welche die Truppen auf die Fliehenden abgaben, leicht am Arm verwundet worden.

Diesmal faßte die französische Regierung die Sache aber doch ernster auf; der Prinz wurde mit seinen Hauptgenossen nach Paris geschafft und als Hochverräter vor den Gerichtshof der Pairskammer gestellt

Dort hielt er eine Rede, in welcher er eigentlich nur sein altes Programm der Idées napoléoniennes wiederholte, und die auch keinen bedeutenden Eindruck auf die Versammlung machte. Aber er sagte jedenfalls mit klaren, deutlichen Worten, was er wollte: „Ich vertrete ein Prinzip, eine Sache und eine Niederlage;

das Prinzip ist die Volkssouveränetät, die Sache ist das Kaiserreich, die Niederlage Waterloo."

Einen desto großartigeren Erfolg hatte die Verteidigungsrede Berryers, des bekannten legitimistischen Advokaten. Sie wurde von allen namhaften Zeitungen Europas nachgedruckt und gipfelte in den charakteristischen Worten, die der Redner an die Mitglieder der Pairskammer richtete: „Zu mehr als zwei Dritteilen, meine Herren, verdanken Sie Ihre Stellung, Ihr Ansehen und Ihr Vermögen dem Kaiser Napoleon; Sie alle, wie Sie da sitzen, Marschälle, Generäle, Minister, Präfekten, Kammerherren und sonstige hohe Staatsbeamte — wer von Ihnen hat den Mut, aufzustehen und zu sagen, er würde sich nicht sofort, wenn der Handstreich des Neffen geglückt wäre, für ihn erklärt und ihn mit vive l'Empereur begrüßt haben? Das Gemurmel der Entrüstung, das ich von Ihnen vernehme, jetzt wo der Neffe als Angeklagter vor Ihnen steht, begreife ich vollkommen, aber es täuscht mich nicht und wird auch andere nicht täuschen. Mir gilt es im Gegenteil für eine eklatante Zustimmung meiner Behauptung." *)

---

*) Und Berryer hatte ganz recht; nach kaum zehn Jahren gehörte fast die Hälfte von den Mitgliedern der damaligen Pairskammer als Senatoren, oder als sonstige hohe Staatsbeamte zu den ergebensten Anhängern des Zweiten Kaiserreiches.

Trotzdem galt es, den Pseudo-Imperialismus, wie der Generalstaatsanwalt Frank-Carré die Bestrebungen des Prinzen nannte, für immer unschädlich zu machen; Louis Napoleon wurde zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt und schon am nächsten Tage nach Ham abgeführt. Der General Montholon und sein Arzt, Dr. Conneau, durften ihn begleiten.

Man hatte anfangs sogar von Todesstrafe gesprochen, aber unter den konfiszierten Papieren des Prinzen fand sich eine von seiner eigenen Hand geschriebene Ordre folgenden Inhalts: „Wenn der König von den Unsrigen gefangen genommen werden sollte, so ist derselbe wie jedes andere Mitglied der königlichen Familie mit der ehrfurchtsvollsten Rücksicht zu behandeln." Dies Blatt und die Bitten der Königin retteten ihn vom Tode.

In der allgemeinen öffentlichen Meinung, die nur nach dem Erfolg richtet, fiel der arme Prinz durch das klägliche Fiasko dieses neuen verunglückten Abenteuers

---

Berryer selbst blieb bis an sein Ende der weißen Fahne und seinem „König" getreu; er verschmähte alle Anerbietungen der Regierung und nahm nur später ein Mandat für den Gesetzgebenden Körper an, wo er sich selbstverständlich der nur aus sieben Mitgliedern bestehenden Opposition anschloß, die man deshalb ironisch die sieben Weisen Griechenlands nannte und zu deren Hauptvertretern Thiers, Jules Favre und Pelletan gehörten.

gänzlich der Lächerlichkeit anheim. Man brachte ihn in dem kleinen Hut und dem grauen Rocke des großen Kaisers auf die Zirkus- und Vorstadtbühnen, und vergaß dabei auch einen Adler aus Pappdeckel nicht, als Seitenstück zu dem zahmen Adler, den er bei seiner Landung in Boulogne an Bord hatte und der auf ihn zufliegen sollte, während der Prinz unter der Napoleonssäule seine Proklamation an das französische Volk verlas. Der Vogel versagte aber seinen Dienst trotz des hingehaltenen Specks und rührte sich nicht. So wenigstens erzählten die Witzblätter und illustrierten die Schilderung mit pikanten Karrikaturen. Jetzt glaubte man den Prätendenten vollständig und auf immer abgethan.

4.

Ham. — Die Flucht und erneuter Aufenthalt in England bis zur Februar-Revolution 1848.

Das feste Schloß Ham datiert aus dem 15. Jahrhundert und hatte bereits, als der Prinz Louis dort interniert wurde, viele bedeutende Staatsgefangene in seinen Mauern gesehen. Wir nennen hier nur aus einer früheren Epoche, als jener Teil Frankreichs noch in den Händen der Engländer war, Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, die, nachdem man sie in Compiègne i. J. 1430 gefangen genommen, in Ham einige Monate eingekerkert wurde, bis man sie nach

Rouen brachte, wo sie auf dem Scheiterhaufen endete, und aus neuerer Zeit die Minister des vertriebenen Königs Karl X., den Herzog von Polignac mit seinen Kollegen, denen man aber nicht so hart mitspielte, sondern sie nur exilierte.

In Ham hielt der Prinz, wie er selbst sagt, „eine Einkehr“ und beschäftigte sich mit ernsthafter Lektüre und national-ökonomischen Studien. Unter den verschiedenen Schriften, die er dort verfaßte, ist diejenige „Ueber die Ausrottung des Pauperismus“ hervorzuheben, die nicht allein von sehr humanen Gesinnungen zeugt, sondern auch gute und praktische Vorschläge zur Linderung der Not der arbeitenden Klassen enthält.

Auf eine mit vielen tausend Unterschriften bedeckte Adresse der pariser und lyoner Arbeiter schickte er eine sehr liberale Antwort zurück, in welcher namentlich die Schlußworte an sein früheres Programm erinnerten: „Ich werde mich immer nur auf die große Majorität des Volkes stützen und für die Wohlfahrt desselben alle meine Kräfte einsetzen. Das Volk, obwohl die Quelle alles Reichtums, steht bis jetzt da ohne Besitz und ohne politische Rechte; ihm zu beidem zu verhelfen, soll meine Lebensaufgabe sein.“

Im April 1846 fühlte sich der alte, schwererkrankte König von Holland in Florenz seinem Ende nahe und verlangte, seinen Sohn noch einmal zu sehen.

Dieser Umstand, der durch den bald darauf veröffentlichten Brief des Königs und auch sonst durch viele Zeugen beglaubigt wurde, straft am besten die Verleumdung Lügen, nach welchem der Prinz ein untergeschobenes Kind sein sollte, und zwar die Frucht eines verbotenen Umgangs der Königin Hortense mit dem Admiral Verhuell, aus der Zeit ihres Aufenthalts in den Pyrenäenbädern im Herbst 1807.

Der Prinz schrieb sofort einen ehrfurchtsvollen und zugleich sehr rührenden Brief an Louis Philippe und bat um die Erlaubnis, nach Florenz reisen zu dürfen, „um seinem sterbenden Vater die Augen zuzudrücken.“ Er verpfändete dabei sein Ehrenwort, nach Erfüllung dieser Kindespflicht sofort wieder nach Ham in sein Gefängnis zurückzukehren.

Louis Philippe hätte die Erlaubnis gern bewilligt, aber der Ministerrat, unter Guizots Vorsitz, war dagegen und der Prinz wurde abschläglich beschieden. Von da an dachte er auf seine Flucht.

Am 26. Mai 1846 ging um die Mittagszeit einer von den Maurern, die seit einigen Tagen in der Festung beschäftigt waren, durch den inneren Hof dem Ausgangsthor zu. Er trug eine schmutzige Blouse und darüber eine kalkbefleckte Schürze, eine alte grüne Kappe mit breitem Schirm und im Munde die traditionelle kurze Thonpfeife. Unterwegs lud er sich noch ein Brett auf

die Schulter und schritt langsam an den verschiedenen Posten vorüber und auch an der Hauptwache, vor welcher ein Offizier auf und ab ging, der zufällig in einem Briefe las. In der nächsten Minute befand sich der Mann im Freien und eilte nun querfeldein, wo er in eine vierspännige Kalesche stieg, die in der Richtung nach Ostende davonjagte.

Dieser Arbeiter war der Prinz Louis und der Kutscher sein Kammerdiener, der Wagen und Pferde in Bereitschaft gehalten. Der erste beste Dampfer brachte auch beide ungefährdet über den Kanal nach London.

Doktor Conneau hatte den Prinzen inzwischen beim Festungskommandanten krank gemeldet, auch eine Puppe in das Bett gelegt und in der Hausapotheke verschiedene Arzneien machen lassen. Diese Komödie spielte er glücklich bis zum Abend des folgenden Tages, wo der Kommandant, der in Person kam, um sich nach dem Kranken zu erkundigen, den Betrug entdeckte. Der Flüchtling hatte aber dadurch einen solchen Vorsprung gewonnen, daß eine Verfolgung vollständig zwecklos gewesen wäre.

In Paris nahm man die Nachricht von der Flucht des Prinzen ziemlich gleichgültig auf; die Minister schienen sich sogar zu freuen, von der Überwachung des lästigen Prätendenten, der eben für sie keiner war,

befreit zu sein, und in der mehr pro forma eingeleiteten Untersuchung wurden Conneau und Montholon einfach freigesprochen. Beide begaben sich alsbald zu ihrem Herrn nach London.

Dort führte der Prinz diesmal ein weit ruhigeres und fast eingezogenes Leben. Der damalige Premierminister Sir Robert Peel, dem er sich sofort nach seiner Ankunft vorstellte, soll am Abend desselben Tages in einer Soirée bei Lord Aberdeen geäußert haben, der junge Mann, der jetzt einen weit günstigeren Eindruck mache, könne am Ende doch noch einmal in Frankreich reüssiren.

Schon zu Anfang des nächsten Jahres 1848 brach in Paris die Februar-Revolution aus, und der vertriebene König schlug denselben Weg ins Exil ein, wie vor ihm der Prinz Louis. Dieser eilte sofort nach Paris und stellte sich der Provisorischen Regierung zur Verfügung, „ohne weiteren Ehrgeiz, als unter der Fahne der so eben proklamierten Republik sich dem Dienste des Vaterlandes zu weihen“.

Lamartine kam mit seinen Kollegen in große Verlegenheit; hatten sie doch ohnehin schon Mühe, die hochgehenden Wogen der Volksaufregung zu beschwichtigen. Der bloße Name des Prinzen, dessen Prätendententum noch in aller Andenken war, würde diese Aufregung nur gesteigert haben. Sie ersuchten ihn

daher, „bis auf ruhigere Zeiten" nach England zurückzukehren, und noch an demselben Abend stellten sich zwei Regierungskommissare bei ihm ein, die gemessenen Befehl hatten, ihn auf der Rückkehr zu begleiten — denselben Mann, der zehn Monate später vom französischen Volke zum Präsidenten der Republik gewählt wurde.

Der Prinz fügte sich willig, denn sein flüchtiges Erscheinen hatte genügt, sein Andenken wieder aufzufrischen. Für das weitere sorgten seine Anhänger und Freunde, die jetzt eine systematische bonapartistische Propaganda in's Leben riefen. Aber man mußte behutsam vorgehen, denn von einem napoleonischen Kaisertum durfte vor der Hand noch nicht die Rede sein; man sprach nur von einer napoleonischen Republik, nach den Grundzügen des Konsulats, das ja bekanntlich auch das Kaiserreich in seinem Schoße barg.

Man mochte sagen, was man wollte: der Name Napoleon hatte im französischen Volke noch nichts von seinem alten Zauber, von seinem magischen Klange verloren; der „Märtyrer von Sankt Helena" stand noch immer im Glorienschein seines Ruhmes, und heller als zuvor, seitdem seine Leiche im Invalidendom beigesetzt war. Tausende wallfahrteten nach dem Grabe, das von den alten Stelzfüßen der ehemaligen Kaiser-

garde („les vieux de la vieille“) gehütet wurde und die von Ägypten, Marengo und Austerlitz erzählten.

Flugschriften wurden in vielen hunderttausend Exemplaren, sowohl in Paris selbst als auch in allen Departements, verbreitet, Tagesblätter wurden gegründet — le Petit Caporal, La Redingote grise, l'Aigle Républicain u. a. — die sämtlich das Volk zugunsten einer napoleonischen Republik d. h. über die wahren Ziele des neuen Bonapartismus aufklärten.

Lithographien wurden massenhaft verbreitet, unter welchen namentlich diejenige großen Erfolg hatte, die Napoleon I. darstellte, wie er, seinen Sohn zur Seite, von oben aus den Wolken auf den Prinzen Louis hinzeigt mit den Worten: „Das ist euer Mann!“ Die Drehorgelspieler sangen auf den Straßen volkstümliche Lieder mit dem Refrain: „Der neue Napoleon ist der beste Republikaner“ u. s. w. und Medaillen wurden in Menge verteilt mit seinem Bildnis und der Umschrift: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Alles dies geschah im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen zur Nationalversammlung, denn die Bonatisten kalkulierten ganz richtig, daß das noch immer bestehende Verbannungsdekret aufgehoben werden müsse, sobald der Prinz zum Volksvertreter erwählt sein würde.

Und nun ereignete sich das vor einem Jahre noch für ganz unmöglich gehaltene: im Skrutinium vom

8. Juni erhält Louis Napoleon von den Parisern über 84 000 Stimmen und ist außerdem noch in drei anderen Departements gewählt worden. Der Prinz bleibt aber noch in London und erwartet den Beschluß der Nationalversammlung über seine Zulassung.

An der lebhaften Diskussion beteiligen sich Jules Favre, Thiers und sogar Louis Blanc, der am 24. Februar desselben Jahres vom Balkon des Stadthauses den Sturz Louis Philippes und die Republik proklamiert hatte, alle sprechen für dieselbe; nur Lamartine und Cavaignac suchen das Dekret aufrecht zu erhalten, und die Stimmen schwanken hin und her.*)

---

*) Louis Blanc gab den Ausschlag, denn er plaidierte, was jeden in Erstaunen setzte, am eifrigsten für die Zulassung des Prinzen und gewann dadurch die Unentschlossenen und Widerstrebenden für seine Ansicht. „Hüten wir uns, rief er aus, die Bedeutung der sogenannten Prätendenten durch das Verbot der Rückkehr in ihr Vaterland zu vergrößern. Das hieße, ihrer Person einen weit höheren Wert beilegen, als sie verdienen. Wir wollen sie gerade unter uns und ganz in unserer Nähe sehen, um sie desto besser beurteilen zu können. Das Exil verleiht ihnen den Nimbus des Martyriums, der sofort erbleicht, wenn man sie zurückruft. Unsere Republik ist wie die Sonne. Stellen Sie nur getrost den Prinzen Louis als citoyen Bonaparte in die Strahlen dieser Sonne, und Sie werden sehen, wie er klein wird und wie ihm die Icarusflügel schmelzen.“ — Seltsame Worte politischer Verblendung, über die vielleicht keiner mehr gelächelt haben mag als der Prinz selbst, denn er wurde in den Strahlen jener Sonne größer und größer und die Icarusflügel wuchsen zu Adlerfittichen.

Da bricht am 11. Juni der Aufstand der aus den geschlossenen Nationalwerkstätten entlassenen 50 bis 60000 Arbeiter los, der schon in 14 Tagen zu einer vollständigen Empörung angewachsen ist. Cavaignac wird zum Diktator ernannt und wirft mit Hülfe der Nationalgarde und der regulären Truppen in einem fast achttägigen blutigen Straßenkampfe die Insurrektion siegreich nieder. Freilich nicht ohne große Opfer, zu denen auch, und wohl als das am meisten beklagenswerte, der Erzbischof von Paris, Msgr. Affre, gehörte, der als Friedensbote mit einem grünen Zweige in der Hand, eine Barrikade an der Bastille bestieg und dort von einer tötlichen Kugel getroffen wurde. „Ein guter Hirt läßt sein Leben für seine Schafe" waren die letzten Worte des Sterbenden.

Am 28. Juni ist die Ruhe wieder hergestellt, und am 26. September erscheint Louis Napoleon zum erstenmal als Volksvertreter in der Nationalversammlung. Das Verbannungsdekret war annulliert und der Prinz übte als französischer Staatsbürger seine verfassungsmäßigen Rechte aus . . . vor der Hand als „citoyen Bonaparte".

Der Eindruck, den er auf die Versammlung machte, war nichts weniger als bedeutend und schien den ebenerwähnten Äußerungen Louis Blancs recht zu geben, denn er ließ nicht im entferntesten ahnen, daß dieser

Mann in wenig Jahren die Geschicke Frankreichs und in mehr als einer Beziehung sogar diejenigen Europas leiten würde.

Ein junger Mann (so äußerte sich eine damalige vielgelesene Zeitung) in schlichter, bürgerlicher Kleidung, den schwarzen Oberrock bis ans Kinn zugeknöpft, mit einem fast schläfrigen Gesichtsausdruck, mit unfreiem Gang und etwas linkischen Manieren und nur auffallend durch einen ungewöhnlich dicken Schnurbart, besteigt, nachdem er die ihm vorgesprochene Eidesformel auf die Verfassung mit einem tonlosen „je jure" beantwortet hat, die Rednerbühne und liest mit derselben matten und monotonen Stimme einen kleinen Vortrag ab, in welchem er seinen hochherzigen Mitbürgern für ihr Votum dankt und von seiner innigen Freude spricht, in ihrer Mitte für das Wohl des Vaterlandes alle seine Kräfte einsetzen zu dürfen.

„Zweifeln Sie nicht, so schließt er, an meiner Achtung vor den Gesetzen; ich kann die gehässigen Verleumdungen und Verdächtigungen gegen meine Person nicht besser widerlegen, als mit der Versicherung, daß keinem so sehr die Ordnung und Befestigung der Republik am Herzen liegt, als gerade mir."

Das klang sehr gut und beruhigend, wenn es nur redlich gemeint war. Mancher unter den Anwesenden wurde dabei wohl wieder an das Wort Talleyrands

erinnert von der menschlichen Sprache, um die Gedanken zu verbergen, oder an das noch schlimmere von Machiavell: „Die Fürsten und Regierungen finden immer leicht einen Vorwand, ihr Wort zu brechen.“ Gleichviel, in diesem Augenblicke verdiente der Prinz Glauben und Vertrauen.

Aber das fühlte man doch schon unwillkürlich, daß aus dem ehemaligen kopflosen Abenteurer längst ein denkender Politiker geworden war, der mit Zeit und Umständen rechnete und sein Inneres streng verschloß. An den Diskussionen nahm er so gut wie garnicht teil und verhielt sich überhaupt äußerlich auffallend gleichgültig und ruhig.

Desto eifriger und nachhaltiger wirkten und .... man darf den Ausdruck nicht scheuen, wühlten seine Freunde, denn mit dem Oktober begannen die Beratungen über die Wahl eines Präsidenten der Republik. Die geheime Abstimmung aller Wähler Frankreichs mit absoluter Mehrheit bildete dazu die Basis.

Die bonapartistisch gesinnten Mitglieder traten schon offenkundiger hervor und bekämpften energisch und mit Erfolg das Amendement, daß kein Mitglied irgendeiner Familie, die über Frankreich geherrscht, gewählt werden dürfe. Bei dieser Gelegenheit erhob sich der Prinz, aber nur, um die ihm zugeschriebenen Präten-

dentengelüste mit gut gespielter Entrüstung, die nicht wenige täuschte, zurückzuweisen.

In jener Sitzung war es auch, wo der Volksvertreter Thomas die prophetischen Worte ausrief: Heute tritt der Bürger Bonaparte als Kandidat für die Präsidentschaft auf, um später desto sicherer als Kandidat für den Kaiserthron auftreten zu können.

Die Präsidentenwahl war auf den 10. Dezember festgesetzt und je näher der große Tag heranrückte, desto hitziger wurde der Kampf der verschiedenen Parteien, obwohl der Prinz nur einen einzigen bedeutenden Mitbewerber hatte: den General Cavaignac. Aber dieser hatte bei den großen Massen, trotz seiner sonstigen Vorzüge und der Ehrenhaftigkeit seines Charakters als aufrichtiger Republikaner, viel von seiner Popularität eingebüßt, und zwar durch sein allzu energisches Einschreiten gegen die Insurgenten. Man bedachte nicht, daß er gerade dadurch das Land vor einem völligen Bürgerkriege und vor der Anarchie bewahrt hatte.

Am 27. November erschien endlich das lang erwartete Manifest des Prinzen an das französische Volk. Es war überaus geschickt abgefaßt, und die Eingeweihten konnten darin leicht die gewandte Feder Mocquards erkennen.

Der Verfasser, der damit öffentlich vor aller Welt

als Bewerber um die Präsidentschaft auftrat, stellte sich hoch über die Parteien, sein Ziel war nur Eintracht und Frieden und, durch Wiederherstellung der erschütterten Ordnung, das Gesamtwohl der Nation. Achtung vor dem Gesetz, Schutz des Eigentums, der Religion und der Familie . . . das war sein Wahlspruch. Auch Ersparnisse im Staatshaushalt und dadurch Verminderung der Steuern wurden in Aussicht gestellt, und den arbeitenden Klassen wurde die väterlichste Berücksichtigung versprochen.

Die Lösung aller dieser Aufgaben, so heißt es am Schluß, sei für ihn, der dazu wenig mehr mitbringe, als den redlichsten Willen und die feurigste Vaterlandsliebe, sehr schwierig, er werde sich daher von den besten Patrioten zur Mithülfe umgeben, und überhaupt brauche man, wenn man die Ehre habe, an der Spitze eines Landes wie Frankreich zu stehen, nur das Gute zu wollen, um es auch zu vollbringen.

Der Eindruck dieses Manifestes, das im ganzen Lande bis in die entlegensten Dörfer in vielen hunderttausend Exemplaren verbreitet wurde, war unleugbar ein guter, und unter diesem Eindruck vollzog sich der große Wahlakt.

Auch der Klerus war günstig gestimmt worden, denn die Zeitungen veröffentlichten einen Brief, den der Prinz an den päpstlichen Nuntius geschrieben und

in welchem er ausdrücklich die weltliche Souveränetät des Papstes (Pius IX. war gerade in jenen Tagen nach Gaëta geflüchtet) als unbedingt notwendig, sowohl zu seinem hohen Amt als oberster Kirchenfürst, wie auch zum Glanz des Katholizismus, anerkannte.

So konnte denn das Ergebnis der Volksabstimmung kaum mehr zweifelhaft sein, und doch war die Aufregung groß, denn auch die Gegner waren nicht müßig geblieben.

Am Abend des 11. Dezember verkündete bereits der Seinepräfekt vom Balkon des Stadthauses herab der unten harrenden, unabsehbaren Volksmenge das Wahlresultat der Stadt Paris: von 350 000 Bürgern hatten fast 200 000 für den Prinzen gestimmt und kaum halb so viel für Cavaignac. Die übrigen Stimmen waren zersplittert. In den Departements war das Resultat noch glänzender: von fast acht Millionen Stimmen hatte Louis Napoleon beinahe sechs und Cavaignac kaum anderthalb Millionen erhalten.

Der „Carbonaro der Romagna,“ der „Abenteurer von Straßburg,“ der „Komödiant von Boulogne“ und der „Dandy von London“ (alle diese pikanten Spitznamen hatte der Volkswitz dem Prinzen gegeben) war durch das Skrutinium des 10. Dezember 1848 Präsident der französischen Republik geworden; die Hauptstaffel auf der Leiter zu Macht und Größe, wie es

ihm seine Mutter, die Königin Hortense, prophezeit und wie es seine Großmutter Lätitia gehofft, war mithin erreicht.

Am 20. Dezember fand in der Nationalversammlung die feierliche Eidesleistung des Präsidenten statt. Es war schon spät am Nachmittage und man hatte wegen des dunklen Wetters die Kronleuchter in dem großen Sitzungssaal angezündet, was einen mehr düstern als heitern Eindruck machte. Zuerst bestieg Cavaignac die Rednerbühne und gab die ihm von der Versammlung übertragene Exekutivgewalt wieder in ihre Hände zurück.

Dann erschien der Prinz; es war dieselbe unscheinbare, nichts weniger als imponierende Figur wie damals, und auch ebenso im schlichten schwarzen Oberrock, doch trug er diesmal den großen Stern der Ehrenlegion auf der Brust. Sein Angesicht war bleich und bewegungslos, nur der dicke Schnurbart schien noch dicker geworden zu sein. Er blieb ruhig stehen, bis sich der Tumult gelegt hatte, den sein Erscheinen hervorgerufen.

Dreimal mußte der strenge Republikaner Marrast, der das Präsidium führte, mit dem schweren Hammer Schweigen gebieten, dann las er die Eidesformel vor, und mit lauter Stimme schwor der Prinz „in Gegenwart des allmächtigen Gottes, vor den Vertretern des französischen Volkes, der

demokratischen, einzigen und unteilbaren Republik treu zu bleiben und die ihm durch die Verfassung auferlegten Pflichten nach Ehre und Gewissen zu erfüllen."

In demselben Moment verkündeten einundzwanzig Kanonenschüsse vom Dom der Invaliden den Akt der Eidesleistung und den dadurch erfolgten Regierungsantritt Louis Napoleons.

Der Prinz hielt dann noch eine kurze, ziemlich bedeutungslose Ansprache, in welcher er noch einmal die später so oft zitierte Phrase wiederholte: Der Eid, den ich soeben geleistet, zeichnet mir meine Pflichten vor; ich werde sie als Mann von Ehre erfüllen. Mit Gottes Hülfe werde ich wenigstens Gutes zu thun suchen, wenn ich nichts Großes vollbringen kann.

Als er die Rednerbühne verlassen, ging er auf Cavaignac zu und bot ihm herzlich die Hand: General, wie auch immer das Ergebnis des Wahlkampfes gewesen, Sie haben sich um das Vaterland hochverdient gemacht, und Ihr Name steht auf einem der glänzendsten Blätter der Geschichte Frankreichs.

Cavaignac, so erzählten wenigstens Augenzeugen, soll nur mit Widerstreben die ihm dargebotene Hand ergriffen haben.

Eine Dragonereskorte brachte darauf den Präsidenten, der bis dahin das Hôtel du Rhin am Vendôme-

platze bewohnt hatte, nach seiner neuen Wohnung. einem prächtigen Palast im Faubourg Saint-Honoré: dem Elysée National.

5.

Das Elysée. — Die Präsidentschaft. — Der Staatsstreich. — Das Kaiserreich. 1848—1852.

Das Elysée ist, schon wegen seiner herrlichen Lage, nach den Tuilerien wohl der schönste Palast von Paris. Die Marquise von Pompadour, die berüchtigte Maitresse Ludwigs XV., kaufte ihn i. J. 1750 von seinem Erbauer, dem Grafen Evreux und ließ ihn vergrößern und mit außerordentlicher Pracht einrichten. Von ihr datiert der sogen. Silbersaal, in welchem die Tische, Sessel und sonstigen Mobilien, wie auch die übrigen Geräte bis auf die Spiegel- und Bilderrahmen aus massivem oder getriebenem Silber bestanden, im Wert von vielen Millionen.

In dieses Schloß zog sich die Marquise zurück, um sich von den „Regierungsgeschäften" in Versailles auszuruhen, und hier ließ sie auch die Watteauschen Schäferspiele aufführen, in denen lebendige Schafe und Ziegen auf der Bühne erschienen, die mehr als einmal wild wurden und die kostbaren Spiegel zertrümmerten.

Unter dem Ersten Kaiserreich bewohnte Murat, der Schwager Napoleons, den Palast, bevor er König

von Neapel wurde, und die schöne Karoline gab dort ihre pikanten und intrigenreichen Maskenbälle. Die Mobilien des Silbersaales waren freilich schon in der großen Revolution als Nationaleigentum erklärt und in die Münze geschickt worden.

Napoleon I. stieg nach der Schlacht bei Waterloo dort ganz in der Stille ab und flüchtete von da nach Malmaison, wo er bis zu seiner zweiten Absetzung blieb.

Unter der Restauration bekam der Herzog von Berri das Elysée zur Nutznießung und starb auch dort in dem großen Gartensaal am 14. Februar 1820, nachdem er am Abend vorher beim Fortfahren aus der Oper von Louvel den tötlichen Dolchstich erhalten. Louis Philippe bestimmte den Palast nur zum Empfang hoher Herrschaften, die als Gäste des Hofes nach Paris kamen, und gleich nach der Februarrevolution 1848 dienten die Säle zu den Versammlungen des Komitées für die Nationalwerkstätten unter Louis Blanc und Ledru-Rollin.

Aber die Sitzungen, die natürlich öffentlich waren, zogen außerordentlich viel Zuhörer aus den unteren Volksklassen herbei, welche die schönen Parketböden arg ruinierten und die eleganten Sessel und Divane verdarben, sodaß das Komitee gezwungen war, nach dem Stadthause überzusiedeln.

Im Elysée schlug also der Präsident der neuen Republik seine Residenz auf und richtete auch sofort

einen Hofhalt ein, allerdings noch sehr bescheiden, denn mit einer Zivilliste von einer halben Million Franken konnte er keinen großen Aufwand machen, zumal er noch frühere Schulden zu bezahlen hatte, und in diesem letzteren Punkte war der Prinz von jeher sehr gewissenhaft. Sechs Monate später bewilligte die Kammer als außerordentlichen Zuschuß anderthalb Millionen, aber auch das reichte nicht weit.

Die Kusine des Präsidenten, die Prinzessin Mathilde, machte die Honneurs in den Salons des Elysée und konnte immer mit einigen hunderttausend Franken aushelfen, weil sie von ihrem geschiedenen Gatten, dem Fürsten Demidoff, jährlich eine halbe Million als Jahresrente bezog.

Die Prinzessin stand damals im achtundzwanzigsten Jahre und war eine stolze, üppige Schönheit, der es auch nach ihrer Ehescheidung an Bewunderern und „Anbetern" nicht fehlte. Als vierzehnjähriges Mädchen soll sie sogar ihrem um zwölf Jahre älteren Vetter eine lebhafte Neigung eingeflößt haben; wenigstens fand man in den nachgelassenen Tagebüchern der Königin Hortense die folgende darauf bezügliche Notiz: „Bei einem Besuch der Prinzessin in Arenenberg, i. J. 1834, erklärte ihr der Prinz Louis eines Morgens im Park unumwunden seine Liebe und zwar mit der lakonischen Frage: Mathilde, hättest du nicht

Lust, Kaiserin von Frankreich zu werden? Dann brauchst du mich nur zu heiraten, denn du weißt, ich liebe dich längst. Die Prinzessin lachte laut auf und erwiderte: Wie so? Glaubst du wirklich, Kaiser von Frankreich zu werden? Louis, du bist nicht recht gescheit. — Lache nicht Mathilde, ich meine es ganz ernst. Frage nur meine Mama."

Als die Königin es damals erfuhr, lachte sie freilich auch, aber weit mehr über den Heiratsantrag selbst, als über die politischen Pläne ihres Sohnes, in denen sie ihn ja von jeher bestärkt hatte. Der Prinz führte auch noch später von England aus einen lebhaften Briefwechsel mit seiner Kusine, die ihm herzlich gut gewesen sein mag, aber doch dem Prinzen Demidoff ihre Hand reichte und zwar i. J. 1840, bald nach der verunglückten Boulogner Expedition, wo allerdings die Aussichten ihres Vetters auf den französischen Kaiserthron mehr als je begraben zu sein schienen.

Jetzt war die Prinzessin seit 1845 eine geschiedene Frau, und beide dachten wohl schwerlich noch an das damalige Heiratsprojekt. Vollends der Prinz nicht, der während seines letzten Aufenthaltes in London ein sehr ernstes Verhältnis mit einer Engländerin angeknüpft hatte, die ihm auch nach Paris gefolgt war.

Diese Dame war die zur Zeit der Präsidentschaft viel genannte und allbekannte Miß Howard, die sich

fest eingebildet haben soll, der Prinz würde sie heiraten und dadurch seine beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, legitimieren. Sie selbst war damals noch sehr schön und die Kinder waren allerliebst; man sah die Mutter im Winter 1849 häufig in der Großen Oper, wo sie, gewöhnlich von einer Gesellschafterin begleitet, in einer Proszeniumsloge saß und alle Blicke auf sich zog.

Wenn sie dann während der Vorstellung die grünseidenen Gardinen herabließ, so wußte man, daß sie den Besuch des Präsidenten empfing; man glossierte wohl anfangs darüber, gewöhnte sich aber bald daran und nahm keine weitere Notiz davon. In Paris denkt man eben über dergleichen Dinge toleranter als anderswo, so wenig wir ihnen damit das Wort reden wollen; auch war Miß Howard keine sogenannte maîtresse en titre, mithin gehörte sie der Öffentlichkeit nicht an. In's Elysée kam sie nur höchst selten und immer nur zu ganz privaten Unterredungen; der Prinz dagegen besuchte sie sehr oft in ihrem hübschen Schlosse Beauregard bei Versailles, das er ihr gekauft und prächtig hatte einrichten lassen.*)

*) Dieses Schloß hatte früher der Marquise von Montespan gehört, der zweiten Geliebten Ludwigs XIV., der für sie seine erste, die Herzogin von Lavallière, verlassen hatte. Beide Maitressen gingen übrigens, nachdem sie ihr Verhältnis mit dem König gelöst, in ein Karmelitessenkloster, wo sie auch ihr Leben beschlossen haben.

Die Kaiserin Eugenie drang später energisch auf ihre gänzliche Entfernung aus Frankreich, und der Polizeipräfekt Piëtri, dieser Retter und Helfer aus so mancher Not, sorgte in aller Stille für ihre Rückkehr nach England, nachdem er ihr eine bedeutende Summe (man sprach von zwei Millionen Franken) ausgezahlt hatte, als Preis für die Briefe des Prinzen, unter denen sich wirklich ein feierliches Eheversprechen befunden haben soll.

* * *

Da wir keine eigentliche Geschichte des Zweiten Kaiserreiches schreiben, sondern nur eine Schilderung des kaiserlichen Hofes und seiner hervorragendsten Persönlichkeiten, und die politischen Ereignisse immer nur insoweit berühren werden, als sie mit jener Schilderung in direkter Verbindung stehen, so brauchen wir dieselben hier in der Einleitung vollends nur kurz anzudeuten.

Sie lassen sich unter der Präsidentschaft, ihrem Wesen nach, leicht mit zwei Worten bezeichnen: es war der nimmer ruhende und immer heftiger werdende Kampf zwischen dem Präsidenten und den Volksvertretern um die Gewalt, sowohl im Innern wie nach Außen.

Dieser Kampf war bei der Zerfahrenheit und Uneinigkeit der Parteien von Anfang an ein ungleicher,

denn die Waage neigte sich stets zugunsten des Präsidenten, der genau wußte, was er wollte, und unentwegt sein Ziel vor Augen hatte. Ordnung, Achtung vor dem Gesetz und Friede .... das war jetzt sein Wahlspruch, und damit gewann er die großen Massen, die nur nach Ruhe verlangten und von Revolutionen nichts mehr wissen wollten.

Die Armee hatte er ohnehin für sich; der bloße Name Napoleon stellte alle anderen Namen in Schatten, und die bedeutendsten Generäle, wie Cavaignac, Changarnier, Lamoricière u. a. mußten, trotz ihrer hohen militärischen Verdienste gegen diesen Namen zurückstehen, obwohl der neue Träger desselben im Grunde nichts weiteres hatte als diesen.

Den ersten Anstoß gab die römische Frage. Der Papst Pius IX., nach seiner Thronbesteigung i. J. 1846 als der liberalste Fürst Europas gepriesen, flüchtete schließlich vor seinem eigenen Volke, das die Republik proklamiert hatte, nach Gaëta und rief den Schutz Frankreichs an. Der Präsident sandte den General Oudinot mit einer Armee nach Rom; dieser nahm nach einer kurzen Belagerung die Stadt ein und führte den Papst wieder als rechtmäßigen Souverän zurück.

Ledru-Rollin verlangte infolge dieses Gewaltaktes („Republik gegen Republik") die Absetzung des Prä-

sidenten und die Anklage desselben auf Hochverrat. Von der bereits ganz bonapartistisch gewordenen Rechten überstimmt, organisierte er sofort ein Revolutionskomitee, aber die Versammlung wurde von den Truppen gesprengt, und der Präsident ging mit größerer Machtvollkommenheit aus dem Kampfe hervor. Ledru-Rollin selbst war glücklich nach London entkommen.

Von diesem Tage an, dem 13. Juni 1849, existierte die Republik in Frankreich eigentlich nur noch dem Namen nach, denn schon damals sprach man heimlich von der Wiederherstellung des Kaisertums, und überall, wo der Präsident sich öffentlich zeigte, wurde er mit Vive Napoléon und von den Soldaten mit Vive l'Empereur empfangen. Den Ruf Vive la République schienen die Pariser bereits wieder verlernt zu haben, und Paris gab auch hier für ganz Frankreich den Ton an.

Den zweiten und in gewisser Beziehung noch wichtigeren Anstoß gab im Sommer 1851 die sogenannte Quästorenfrage. Die Quästoren der Nationalversammlung hatten nämlich den Gesetzesvorschlag eingebracht, den Präsidenten des Hauses, als zweite Hauptperson des Landes, zu ermächtigen, über sämtliche Truppen frei verfügen zu können, um die Volksvertreter gegen jeden Angriff zu schützen, und auch den Obergeneral zu ernennen. Changarnier, als entschiedener Gegner

Louis Napoleons, war im Stillen für diesen Posten in Aussicht genommen. Man wollte dadurch dem Staatsstreich des Prinzen, von dem man jetzt schon ganz offen sprach, zuvorkommen.

Das Gesetz ging freilich nicht durch, dank der immer zahlreicher gewordenen konservativen Partei, die zum Prinzen hielt, aber der Antrag des letzteren auf Revision der Verfassung wurde dadurch noch dringender.

Die bald darauf erfolgte Vertagung der Versammlung gab dem Prinz-Präsidenten die beste Gelegenheit zu mehrfachen Reisen in die verschiedenen Departements. Überall wo er sich zeigte, wurde er mit unverhehlter Begeisterung aufgenommen. Die Landbevölkerung und die Arbeiter der großen Industriestädte waren ihm entschieden günstig gesinnt. Dafür hatten im Laufe von anderthalb Jahren die weit verbreiteten bonapartistischen Zeitungen und Flugblätter gesorgt, die den unteren Klassen goldene Berge versprachen, wenn der Präsident am Ruder bleiben würde.

Er selbst benahm sich geschickt und leutselig, und wiederholte in seinen Antworten auf die pomphaften Anreden der Geistlichkeit und der Zivilbehörden häufig die Phrase: Ich würde noch mehr thun, wenn mir nicht die Hände gebunden wären und wenn nicht meine Reformpläne für das Wohl Frankreichs beständig von der Opposition bekämpft würden.

Als darauf im Oktober 1851 die Nationalversammlung wieder zusammengetreten war, wurde alsbald von den Ministern auf die stets verschobene Verfassungsrevision angetragen, aber der Tumult der verschiedenen Parteien verhinderte jede ruhige Diskussion. Auch in den späteren Sitzungen konnten die Minister kaum zu Worte kommen; sie wurden stets von der Bergpartei überschrieeen. Die Gegensätze zeichneten sich immer schärfer, die Spannung wurde immer schroffer .... biegen oder brechen.

Seit Mitte November lag eine bleischwere Luft über ganz Paris, wie vor dem nahen Ausbruch eines starken Gewitters, und man fragte sich gegenseitig halb besorgt, halb neugierig: Wann wird es losgehen? Vielleicht schon morgen?

Die geheimen Gesellschaften, von denen die Hauptstadt wimmelte, hielten ununterbrochen ihre Sitzungen, denn auch sie bereiteten eine Katastrophe vor, um den Präsidenten heimlich aufzuheben und nach Vincennes zu schaffen. Im Elysée war man aber von allem auf das genaueste unterrichtet und zog die Fäden des Netzes immer dichter und fester zusammen. Der Vulkan, in dessen Innern es schon so lange gekocht, konnte jeden Augenblick losbrechen.

Die Empfangsabende im Elysée waren in den letzten Novemberwochen außerordentlich stark besucht; die

Damen waren freilich ganz aus den Sälen verschwunden, aber wer nur irgend Zutritt hatte und zu der stets wachsenden bonapartistischen Partei gehörte, versäumte nicht, sich einzustellen.

So war es auch am Abend des 1. Dezember 1851. Im großen Empfangsaal des Erdgeschosses mochten wohl fünfhundert Herren beisammen sein und in den anstoßenden Räumen und Galerien leicht ebensoviel. Auf zehn Herren kamen immer neun Offiziere aller Grade und Truppengattungen.

Man stand in dichten Gruppen umher und flüsterte geheimnisvoll und alle Augen richteten sich auf den bleichen Mann am Kamin, der bald den einen, bald den anderen General oder Stabsoffizier an seine Seite winkte, einige leise Worte mit ihm wechselte und ihn dann mit einer leichten Handbewegung verabschiedete. Man drängte sich sofort an die auf diese Weise Ausgezeichneten, um irgend etwas von dem Zwiegespräch zu erfahren.... die Antwort war stumm, keine Silbe.

Auffallend war es, daß die „Intimen" durch ihre Abwesenheit glänzten: Morny, Persigny, Fleury, Magnan und Saint-Arnauld. Der Präsident wußte wohl warum; jene Männer hatten draußen ihre Vorkehrungen zu treffen. Morny befand sich sogar in der Komischen Oper, wo er, wie immer, als leichtfertiger und eleganter Kavalier, von Loge zu Loge ging, um

sich mit den Damen zu unterhalten. Cavaignac und Lamoricière saßen unten im Parquet und schauten manchmal zu dem Dandy hinauf, denn als solchen zeigte sich Morny absichtlich, und flüsterten einander zu: es ist noch nicht so weit; sehen Sie, er sitzt bei der schönen Madame Liadières und spielt den Galanten.

Und doch richtete jene Dame gerade in derselben Minute an den Courmacher die später so bekannt gewordene Frage: Sagen Sie, Monsieur de Morny, (das „de" hatte er sich aus eigener Machtvollkommenheit zugelegt; Graf und Herzog wurde er erst später) sagen Sie, ist es wahr, daß man die Kammer auskehren wird? Und auf welcher Seite des Besens werden Sie sich dabei halten?

Gnädige Frau, erwiderte Morny und spielte dabei mit ihrem Fächer, ich weiß nicht, wie weit Sie mit Ihrer Frage recht haben, wenn aber, so können Sie sicher sein, daß ich mich auf der Seite des Stiels halten werde. So wußte Morny noch in der elften Stunde frivol zu scherzen und hatte dabei den Verhaftsbefehl gegen die beiden unten sitzenden Generale schon in der Tasche.

Gegen zehn Uhr erschien ganz unbemerkt ein Offizier in dem bereits erwähnten Abendzirkel des Präsidenten und drängte sich ebenso unbemerkt langsam bis zum Kamin, wo der Prinz noch immer stand und mit

den nicht Eingeweihten harmlose Worte wechselte. Dieser Offizier war der Oberst Viéyra, von der Nationalgarde, ein entschlossener Mann, der nichts kannte, als blind dem Befehl seines Herrn zu folgen, ohne sich dabei viel um die Stimme seines Gewissens zu bekümmern.

Solcher Leute bedurfte der Präsident damals sehr und er fand sie in Menge. Geld, Beförderungen, einträgliche Ämter waren die allmächtigen Hebel, die, geschickt und im richtigen Moment eingesetzt, immer zum Ziel führten. Etwa noch das Kreuz der Ehrenlegion dazu, hier allerdings eine eigenthümliche Art von „Ehre".

Bei den Generälen Saint-Arnaud und Magnan bedeuteten diese Hebel für jeden eine halbe Million und den Marschallsstab; andere waren billiger zu haben. Viéyra, wie man behauptete, für 50 000 Franken.

Oberst, sagte der Prinz leise, sind Sie Mann genug, sich durch nichts zu verraten, wenn ich Ihnen eine große Nachricht mitteile?

Gewiß, Monseigneur, lautete die ruhige Antwort.

Gut, so hören Sie. Es geschieht etwas in dieser Nacht. Begeben Sie sich sofort zum Generalstab, überwachen Sie Lawoestine (den Höchstkommandierenden der Nationalgarde) und sorgen Sie dafür, daß morgen kein Nationalgardist in Uniform ausgehe. Alles weitere wird Saint-Arnaud Ihnen sagen. Halt, fügte der

Prinz hinzu, als er sah, daß der Oberst sich anschickte, schnell fortzugehen, bleiben Sie noch einige Minuten und entfernen Sie sich dann langsam und mit der gleichgültigsten Miene von der Welt. Sehen Sie mich an; mir brennt der Boden unter den Füßen und ich lasse mir nichts merken.

Gleich darauf unterhielt er sich mit einigen Artillerieoffizieren über eine neue Schußwaffe, die ein amerikanischer Ingenieur dem Kriegsminister zur Begutachtung eingesandt hatte.

Gegen Mitternacht leerten sich die Säle; alle gingen enttäuscht nach Hause. Sie hatten irgend eine Äußerung des Präsidenten erwartet, eine Anrede, um sie, die sämtlich zu ihm hielten, in Eid und Pflicht zu nehmen, oder auch nur eine Anspielung auf die endliche, unvermeidlich gewordene gewaltsame Lösung. Nichts von allem dem, und die mißmutigen Gäste gestanden sich gegenseitig, noch niemals einen so langweiligen Abend im Elysée zugebracht zu haben.

Um ein Uhr waren die Hauptverschwörer (denn einen anderen Titel kann man ihnen nicht geben) im Kabinett des Präsidenten beisammen. Ihre genauen, man möchte sagen mathematisch berechneten Instruktionen hatten sie schon. Jeder empfing aus der Hand des Prinzen ein mehr oder minder dickes Packet, das er hastig einsteckte; die einen, wie Saint-Arnaud, stumm,

.... die Lampen brannten düster, so daß man die Schamröte, die vielleicht bei einigen als letzte Gewissensregung aufstieg, nicht bemerken konnte, die anderen mit wenigen Worten, aber nicht des Danks, sondern mit einer cynischen Bemerkung. Hoffentlich nur auf Abschlag, soll Magnan gesagt haben, denn eine halbe Million betragen gerade meine Schulden, und der sittenlose, genußsüchtige Fleury murmelte: Gottlob, jetzt kommt endlich die Reihe an uns. Dann verabschiedeten sie sich, um an ihr Tagewerk zu gehen .... ein Werk der Nacht.

Auf dem Schreibtische des Prinzen lag ein Haufen zusammengebundener Papiere; es waren die den Staatsstreich betreffenden Notizen, Anordnungen und Befehle, sorgfältig geordnet. Auf den Umschlag hatte er selbst das charakteristische Wort Rubicon geschrieben. Er verglich sich, wie sein Oheim, gern mit Cäsar, und sein Rubikon lag jetzt vor ihm. Aber nicht durch Wasser, wie jener Römer, spornte er sein Glückspferd, sondern durch Blut.

Der bereits erwähnte Oberst Viëyra hatte alle Trommeln der Nationalgarde einschlagen lassen, so daß ein Generalmarsch unmöglich war. Die Nationalgarde fürchtete Louis Napoleon begreiflich am meisten, denn sie bestand aus der Bürgerschaft von Paris; der regulären Truppen war er sicher. Nur keinen Bürgerkrieg,

um zur Macht zu gelangen, hatte er mehrfach in erheuchelter Weichherzigkeit gesagt, als wenn ein Kampf der Armee mit dem übrigen Volk nicht gleichfalls ein Bürgerkrieg wäre.

Im inneren Hofe des Palastes hielt eine Schwadron Dragoner mit geladenen Karabinern, zum Schutz des Prinzen gegen einen möglichen Überfall; er selbst begab sich hinunter in den Park und ging mit schnellen Schritten in der großen Hauptallee auf und ab. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen, seine Gemächer waren ihm zu eng geworden.*) Das große welthistorische Datum des Ersten Kaiserreichs lastete auf ihm: der zweite Dezember. Würde auch für ihn morgen die „Sonne von Austerlitz“ siegreich aufgehen? In diesen

*) Wir dürfen hier ein Ereignis nicht unerwähnt lassen, das, so abgeschmackt es klingt, doch damals in ganz Paris heimlich von Mund zu Mund ging. Der Prinz sei nämlich auf diesem nächtlichen Spaziergange plötzlich erschreckt stehen geblieben, denn er habe am Ende der Allee eine Figur im roten Mantel erblickt, unbeweglich mit der rechten Hand nach Osten in der Richtung der Tuilerien zeigend und dann sofort wieder verschwindend. Dies sei, so sagte man, der „Rotmantel“ gewesen, der gute, auch wenn man will, der böse Geist der Napoleoniden, der dem Ersten Napoleon gleichfalls am Vorabend großer Ereignisse mehrfach erschienen sei, ähnlich wie die Weiße Frau im preußischen Königshause. Die große Menge liebt dergleichen phantastische Bilder, und im vorliegenden Falle, nach dem Gelingen des Staatsstreiches, wurde die Erscheinung, die sich übrigens im Laufe des Zweiten Kaiserreichs noch einigemale wiederholt haben soll, günstig gedeutet.

Stunden stand alles auf dem Spiel: das Schicksal Frankreichs, seine eigene Existenz, ja sein Leben, und hinter ihm das Urteil von ganz Europa .... ein Stück Weltgeschichte und ein vielbedeutendes, von unermeßlicher Tragweite!

Am Ausgange des Parkes nach den Elyseischen Feldern hin hielt draußen vor dem angelehnten Doppelthor ein vierspänniger Reisewagen, die Laternen waren angezündet, Kutscher und Lakaien auf ihren Plätzen .... in diesem Wagen wollte der Prinz fliehen, wenn der Staatsstreich mißlänge. So ganz sicher muß er mithin seiner Sache doch nicht gewesen sein. Aber er sollte gelingen und über alle Erwartung glücklich gelingen.

Schon um vier Uhr morgens meldeten die neuen Minister durch ihre Telegraphendrähte, die sämtlich im Kabinett des Prinzen zusammenliefen, mit lakonischer Kürze: Tout va bien, und um 9 Uhr stellten sich Persigny und Mocquard, die alten getreuen Teilnehmer von Straßburg und Boulogne, in Person ein und mit triumphierenden Mienen .... der Rubicon war glücklich überschritten. Die ebenerwähnte vierspännige Kalesche fuhr in den inneren Hof des Palastes zurück, die Pferde wurden abgeschirrt und wieder in die Ställe zurückgebracht. Die Fürsorge zu einer Flucht war unnötig gewesen. Als Paris am

anderen Morgen erwachte, war der Staatsstreich geschehen. —

Ich selbst befand mich bereits seit mehreren Monaten in Paris, so daß ich in den nun folgenden Blättern über vieles als Augenzeuge berichten kann.

* * *

Nichts ahnend, war die große Masse der Bevölkerung der Hauptstadt am Morgen des 2. Dezembers aufgestanden, aber schon in der nächsten Stunde war ganz Paris auf den Beinen. Alle Mauern waren mit den Proklamationen des Prinz-Präsidenten bedeckt; man konnte sie nach hunderttausenden zählen. Eine Riesenarbeit der Nationaldruckerei von mehr als vierhundert Setzern und Druckern, die dabei von einem ganzen Regiment Soldaten mit scharfgeladenen Gewehren bewacht wurden.

Diese Proklamationen sind zu bekannt, um sie hier zu wiederholen. Der „appel au peuple“ begann mit den Worten: Die Nationalversammlung ist aufgelöst.... und verlangte dann einen auf zehn Jahre ernannten verantwortlichen Staatschef, einen Gesetzgebenden Körper, einen Senat und allgemeines Stimmrecht, also die Verfassung des Konsulats von 1799.

„Haltet ihr mich für den Mann, dies durchzuführen, so wählt mich, wo nicht, so gebe ich mein von euch

empfangenes Mandat in die Hände der neuen Nationalversammlung zurück. Ich will nur das Glück und die Wohlfahrt Frankreichs und das Land vor Anarchie bewahren. Das ist mein ganzer Ehrgeiz!"

Der „appel à l'armée“ lautete noch deutlicher und zugleich sehr pathetisch. Er erinnerte die Soldaten an den Ruhm des Ersten Kaiserreichs und wies ihnen die hohe Mission zu, die Gesellschaft zu retten, alles zum Ruhm, zur Ehre und zur Größe Frankreichs.

Beide Proklamationen sollen aus der Feder Mocquards sein, der als gewandter Stilist bekannt war und der auch so viele spätere Proklamationen, wie gleichfalls die früheren von Straßburg und Boulogne, verfaßt haben soll. Weder in der einen noch in der andern war das Wort Republik genannt worden.

Während das Volk diese Proklamationen las und nach Franzosenweise lebhaft kommentierte, hatten sich bereits die Verhaftungen der gefährlichsten Gegner des Präsidenten vollzogen, und zwar in aller Stille und mit einer Promptheit, die später, als die Einzelheiten bekannt wurden, allgemeines Staunen erregte.

Vierzig Polizeikommissare hatten am Abend vorher von dem neuen Polizeipräfekten Maupas die nötigen Instruktionen und Verhaftsbefehle erhalten und fuhren dann vor sechs Uhr morgens, jeder in einem Fiaker und von einigen handfesten Stadtsergeanten begleitet, nach

den Wohnungen der bezeichneten Männer, die fast sämtlich im Schlaf überrumpelt und daher leicht gefangen genommen wurden.

Unter diesen befanden sich in erster Reihe die Mitglieder der Nationalversammlung, die Generäle Bedeau, Cavaignac, Changarnier und Lamoricière. Mit brutaler Gewalt holte man sie aus den Betten und brachte sie, kaum angekleidet, nach dem Mazas-Gefängnis. Den kleinen Thiers traf dasselbe Los, aber man behandelte ihn sehr rücksichtsvoll, weil er sich nicht widersetzte. Er zitierte freilich, in seinem Bette sitzend und mit der weißen Zipfelmütze auf dem Kopfe, sehr energisch den Artikel 18 der Verfassung, nach welchem die Volksvertreter unverletzlich sind und jeden, der sich an ihnen vergreift, als Hochverräter bestraft; aber das war nur pro forma, und als er vor der Abfahrt noch seinen Morgenkaffee verlangte, versprach man ihm denselben gleich nach seiner Ankunft in Mazas. Fünfundzwanzig Jahre später, nach dem Sturz des Zweiten Kaiserreiches, war Thiers seinerseits Präsident der französischen Republik geworden und hielt seinen Schwur gewissenhafter als derjenige, der ihn jetzt gefangen nehmen ließ. Im ganzen wurden an jenem Morgen über 40 der gefährlichsten Republikaner nach Mazas geschafft, und um 8 Uhr war alles gethan.

Das Gebäude der Nationalversammlung war schon

in der Nacht militärisch besetzt worden; trotzdem gelang es einer Anzahl Abgeordneten, durch eine unbewachte Seitenthür in den Sitzungssaal zu dringen, wo sie sich sofort konstituierten, um das Absetzungsdekret gegen Louis Napoleon zu erlassen.

Der Präsident Dupin spielte dabei eine überaus klägliche Rolle. Er kam aus den Gemächern seiner anstoßenden Dienstwohnung, weigerte sich aber, den Vorsitz zu übernehmen, indem er trocken sagte: „Wir sind freilich im Recht, meine Herren, aber die anderen haben die Macht. Wir können nichts besseres thun, als nach Hause gehen.“ Und nach diesen Worten zog er sich still zurück, um — nach einigen Jahren kaiserlicher Generalstaatsprokurator, Senator und „Großkreuz“ der Ehrenlegion zu werden.

In Dupin hatte der Prinz-Präsident sich also nicht getäuscht, als er am Vorabend des Staatsstreichs sagte: „O, von dem haben wir nichts zu fürchten.“ Und viele hundert und tausend andere machten es wie Dupin. Die öffentliche Meinung konnte er freilich nicht versöhnen, und jedesmal, wenn ihm eine Rangerhöhung, oder eine sonstige Auszeichnung zuteil wurde, tauchte das böse Lied von dem „verschimmelten Brod“ (la chanson du pain moisi) wieder auf, das die Gamins nach Herzenslust auf den Boulevards sangen. Der höchste Fiskal des

Kaiserreiches war machtlos gegen diesen giftigen, aber wohlverdienten Calembourg.

Soldaten und Polizisten vertrieben übrigens bald die Volksvertreter aus dem Sitzungssaal, und wer von ihnen nicht gefangen genommen wurde, eilte nach der Mairie des X. Arondissements, wo bereits mehrere hundert andere Abgeordnete sich versammelt und ebenfalls die Absetzung Louis Napoleons dekretiert hatten. Natürlich ein totes Dekret, dem die Macht der Vollziehung fehlte, und gleich darauf drang auch schon ein Jägerbataillon in den Saal.

Der Vizepräsident Benoit d'Azy ging mit einigen Mitgliedern dem kommandierenden Offizier entgegen und berief sich, ähnlich wie Thiers, auf die Unverletzlichkeit der Volksvertreter. Unter jenen Mitgliedern befand sich auch der Abgeordnete Grévy, der mit lauter Stimme das Absetzungsdekret vorzulesen begann, aber mitten in der Lektüre durch den Tumult unterbrochen wurde, der entstand, als die Soldaten Hand an die Abgeordneten legten. Auch Grévy sollte wie Thiers dereinst Präsident der französischen Republik werden.*)

*) Er wurde i. J. 1879 gewählt und behauptete sich mit solcher Umsicht und Würde auf diesem schwierigen Posten, daß i. J. 1886 seine Wiederwahl erfolgte. Durch die Skandalgeschichten seines Schwiegersohnes Wilson, die einen wahren Abgrund von Korruption in den oberen Schichten der pariser

Die Volksvertreter wurden darauf zu Fuß und unter starker Eskorte nach der Kaserne des quai d'Orsay und am folgenden Morgen in einem langen Omnibuszuge nach dem Fort von Vincennes gebracht. Die Mitglieder der Linken, die eigentlichen Republikaner, gehörten nicht zu ihnen; diese organisierten bereits in den Vorstädten den Aufstand für die nächsten Tage.

Mittlerweile war der Prinz zu Pferde gestiegen und hatte, von einem glänzenden und zahlreichen Stabe gefolgt, seinen Palast verlassen, um die in den Elyseischen Feldern aufgestellten Truppen zu inspizieren. Fünfzehn Regimenter Infanterie, zehn Schwadronen Kavallerie und acht Batterien Geschütze, eine ganze Armee in Schlachtordnung und zum Losschlagen bereit .... ein Waffenblitzen bis hinauf zum Triumphbogen, den Napoleon I. zum Ruhm der Großen Armee errichtet hatte, der aber erst unter dem Friedensfürsten Louis Philippe vollendet wurde.

Der Empfang von Seiten der Truppen war ein lauter und begeisterter, und die einzelnen Zurufe Vive la République wurden von tausendstimmigem Vive le Prince Napoleon und sogar von Vive l'Empereur übertönt, obwohl die Soldaten nicht recht wußten,

Gesellschaft bis in die höchsten Regierungskreise enthüllten (Orden- und Titelschacher, Bestechungen, schmutzige Weiberintrigen u. dergl.,) war Grévy gezwungen, gegen Ende des Jahres 1887 die Präsidentschaft niederzulegen.

um was es sich eigentlich handelte und für was sie kämpfen sollten. In den Kasernen hatte man tags vorher verbreitet, man wolle den Prinzen gefangen nehmen und die Rote Republik proklamieren — das genügte, und der Zauber des napoleonischen Namens that das übrige.

Im Osten von Paris hatten sich inzwischen schon drohende Wolken zusammengezogen, obwohl die große Masse der Bevölkerung sich ziemlich indifferent verhielt. Während der Nacht wurde mit dem Barrikadenbau begonnen, aber in derselben Nacht wurde auch noch im Elysée ein letzter Kriegsrat abgehalten, in welchem seltsamerweise der Ausspruch des Lebemannes und Zivilisten Morny den Generälen gegenüber den Ausschlag gab: man solle das Volk vorab nur gewähren lassen und nicht im Barrikadenbau stören, auch nicht zu früh ausrücken und angreifen, wenn aber endlich der Moment gekommen, dann rücksichtslos vorgehen, nirgends Pardon geben und durch den Schrecken betäuben und siegen.

Dieser entsetzliche Rat trug entsetzliche Früchte.

Als am Morgen des 4. Dezember die Gährung der Massen durch die scheinbare Unthätigkeit der Truppen ihren Höhenpunkt erreicht hatte, begann der Vorstoß einer Armee von 40 bis 50 tausend Mann gegen 4 bis 5 tausend Aufständische, und zwar mit einer Wucht

und einem Ansturm wie in offener Feldschlacht. Zuerst im Osten von Paris, in Faubourg Saint-Antoine, von jeher dem Hauptschauplatz der Straßenkämpfe.

Der Volksvertreter Baudin fiel auf einer Barrikade. Sein Andenken wird noch heute von den Republikanern in hohen Ehren gehalten, denn er starb unleugbar eines heroischen Todes. Man hatte ihm aus einem Volkshaufen höhnend die Worte zugerufen: wir lassen uns nicht mehr totschießen, damit ihr eure 25 Franken (die täglichen Diäten der Mitglieder der Nationalversammlung) bequem verzehren könnt. — Ich will euch zeigen, wie man für seine 25 Franken stirbt, rief Baudin entrüstet, sprang auf die nächste Barrikade, entriß einem Blousenmanne die rote Fahne und stellte sich mit ihr auf die gefährlichste Stelle, und das gerade in dem Moment, wo die Soldaten schon angelegt hatten. Die Salve krachte und Baudin fiel, von mehreren Kugeln getroffen, tot von der Barrikade herab.

Mit Baudin befanden sich noch zwei andere Volksvertreter auf der Barrikade: Bruckner und Schoelcher. Beide blieben unverletzt und es gelang ihnen, in der allgemeinen Verwirrung zu entkommen. Sie eilten weiter in die Rue Saint-Antoine hinein, mehrere von ihren Kollegen schlossen sich ihnen an, darunter Malardier, Dulac und de Flotte, und die Menge wälzte sich nach. Alle Fenster waren dicht von Menschen be-

setzt, die rote Fahnen und Tücher schwangen und aus Leibeskräften Vive la République schrieen.

Man ermordet euere Vertreter, rief Schoelcher zu ihnen hinauf, Baudin ist schon gefallen, kommt herab und verteidigt uns.

Der Zuruf blieb aber fast ganz ohne Wirkung, kaum zehn, zwanzig Männer von den tausenden kamen herunter; man sah es deutlich, die Masse des Volkes verhielt sich gleichgiltig, oder wollte doch wenigstens von den Straßenkämpfen nichts mehr wissen. Viele dachten auch wohl an die schrecklichen Junitage von 1848, die ja auch zu nichts anderem geführt, als der Reaktion in die Hände zu arbeiten. Gleichviel was kommen mochte, sie hatten keine Lust ihr Leben aufs neue zu wagen.

Dieser Punkt ist wichtig, weil er die späteren offiziellen Berichte Lügen straft, welche die strengen Repressivmaßregeln gerade mit der Gährung im Faubourg Saint-Antoine zu bemänteln suchten. „Die ganze Vorstadt, so heißt es in einem jener Berichte (Moniteur vom 8. Dezember 1851) glich einem Vulkan, der jeden Augenblick zum Ausbruch kommen konnte und dann unberechenbare Verheerungen angerichtet haben würde; die Unerschrockenheit und Bravour der Truppen haben gottlob diesen Ausbruch verhindert. Er wurde im Keime erstickt.“

Die fürchterlichsten Szenen trugen sich aber auf den westlichen inneren Boulevards zu, damals der feinsten und reichsten Gegend von Paris.

Viele tausend Menschen standen dort auf den breiten Trottoirs, Männer, Frauen und Kinder, vornehm und gering, sämtlich unbewaffnet und die nur eine unselige Neugier hinausgetrieben. Auf diese, so gut wie ganz harmlose Menge, denn es gab dort weder Barrikaden noch Insurgenten, schleuderten plötzlich, wie ein vom Himmel herabfallender Blitz, die Batterien, die auf der Höhe der Madeleinekirche aufgefahren waren, einen vollen Kartätschenhagel und die gleich darauf heraneilenden Truppen, Kavallerie und Infanterie, eröffneten ein ununterbrochenes Kreuzfeuer und schossen blindlings in alle Fenstern hinein, drangen auch in die Häuser und machten alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Das Morden und Gemetzel, denn mit diesem Namen stehen diese Gräuelszenen unerbittlich in der Geschichte verzeichnet, dauerten über eine Stunde; hunderte von unglücklichen Opfern lagen entseelt auf den Trottoirs oder auf den Thürschwellen der Häuser, und viele andere hundert Verwundete schleppten sich blutend so weit sie konnten.

Das war die von Morny empfohlene Schreckenstheorie in ihrer grauenhaften Praxis, und unter dem betäubenden Eindrucke dieses Schreckens erzitterte ganz

Paris und erlahmte der sonstige, ohnehin nicht erhebliche Widerstand auf anderen Punkten der Stadt. *)

Am Abend des 4. Dezember leuchteten auf den Boulevards und den meisten Plätzen zahlreiche Bivuakfeuer, und ungemessene Libationen wurden den schon seit dem Morgen fast durchgängig berauschten Soldaten „für ihre gute Haltung bei Unterdrückung des Aufstandes" verabreicht.

Wir ziehen hier einen Schleier über dieses dunkelste Blatt in der Geschichte Napoleons III., aber die

*) Der freundliche Leser möge mir gestatten, hier eine kleine persönliche Erinnerung einzuschalten, die bei der obigen Schilderung wieder sehr lebhaft vor meine Seele tritt, denn wenn ein von Hause aus friedfertiger Mensch mit an einer Barrikade hat bauen und vor den mit scharf geladenen Gewehren heranrückenden Soldaten hat flüchten müssen, der vergißt so etwas in seinem ganzen Leben nicht wieder. Das schreckliche Ereignis, das mir jetzt freilich sehr komisch vorkommt, steht in meinem pariser Tagebuch vom 3. Dezember 1851 folgendermaßen verzeichnet:

Wir hatten uns die verschiedenen Barrikaden in der rue du Temple angesehen und wollten nun heimkehren, denn es war hohe Zeit. Im Gedränge kamen wir auseinander und ich eilte auf dem kürzesten Wege nach meiner Wohnung, am jenseitigen Quai.

In der rue Rambuteau, wo am Abend ein wilder Straßenkampf stattfand, war bereits die Passage durch eine hohe Barrikade gesperrt und ich machte schnell kehrt. Aber in demselben Moment hatten mich auch schon zwei wildaussehende Blousenmänner gepackt, die mich festhielten und mir zuriefen: Wohin, Monsieur? bleiben Sie hier und helfen Sie uns! Die feinen Nichtsthuer müssen jetzt mit an die Arbeit, oder . . . . zugleich

Namen derer, die den Befehl zu diesen Gräuelszenen gaben (und wie man später behauptete, vielfach mit Überschreitung der vom Prinzen erteilten Weisungen) dürfen wir nicht verschweigen. Es waren in erster Reihe die Generäle Canrobert, Cotte, Reybell und Carrelet, die sämtlich, und zwar sehr bald darauf mit Auszeichnungen und großen Dotationen, Canrobert sogar später mit dem Marschallsstabe, belohnt wurden. Saint-Arnaud und Magnan, mit Morny die Hauptfiguren des Staatsstreichs, über-

---

sah ich, wie ein anderer Kerl, der vor der Barrikade stand, sein Gewehr auf mich anlegte. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir nicht ein jäher Schreck in die Glieder gefahren und daß mir nicht das Zittern näher gewesen als das Lachen. An einen „ehrenvollen Rückzug“ war nicht zu denken; ich stellte mich also gehorsam in die Reihe und schleppte zwei große Pflastersteine, die noch dazu so schwer waren, daß ich sie kaum heben konnte, einige Schritte weiter. Ich hatte übrigens, wie ich sofort bemerkte, mehrere Leidensgefährten, ganz feine Herren, die vermutlich wie ich „gepreßt“ worden waren und die ebenfalls gute Miene zum bösen Spiel machten. Lange sollte indes unsere Zwangsarbeit nicht dauern, denn plötzlich hörte man Trommelwirbel von der rue Saint-Denis und die Barrikadenhelden — es thut mir leid, aber ich berichte, was wahr ist — liefen sämtlich davon, noch bevor die Soldaten sich blicken ließen. Wir thaten wie sie, und man wird sich leicht die Geschwindigkeit vorstellen können, mit der ich über den Pont Neuf nach Hause kam. Dort erwartete man mich in großer Besorgnis und meine Hauswirtin erklärte mir kurz und bündig, ich dürfe nun nicht wieder hinaus, denn sie habe für mein junges Leben einzustehen.

nahmen in jenen Tagen kein direktes Kommando, sie blieben im Kriegsministerium und leiteten von dort aus durch ihre Ordonnanzen die Operationen. „Sie hielten die Fäden in den Händen," sagte von ihnen der rohe pariser Volkswitz, „und ließen die Puppen tanzen." Auch diese beiden Generäle wurden bald darauf zu Marschällen ernannt.

Der Prinz verließ während der ganzen Zeit das Elysée nicht, wurde aber stündlich von dem Gange der Ereignisse in Kenntnis gesetzt. Seine Getreuen, Persigny, Conneau und Moquard, waren bei ihm. Er zeigte sich öffentlich zuerst wieder am 7. Dezember. Eine Art von Scham oder ein ähnliches Gefühl mochten ihn bis dahin zurückgehalten haben; das für seine Sache vergossene Blut, sagt Viktor Hugo, der glücklich nach England entkommen war, wo er sofort seinen „Napoleon le Petit" schrieb, sollte wenigstens zuvor von den Pflastersteinen abgewaschen sein.

Die Zahl der Opfer der Dezembertage ist nie bekannt geworden; Viktor Hugo, der geschworene Feind des Prinzen, spricht in seinem eben erwähnten Buche von mehreren tausend, Cassagnac, der offizielle Historiker des Staatsstreichs (um hier beide Antipoden zu nennen) von kaum zweihundert, aber diese Angaben, des einen, wie des anderen, sind aus leicht erklärlichen Gründen nicht maßgebend; sicher ist nur, daß bei

dem Boulevardgemetzel gegen dreihundertfünfzig Personen umgekommen sind; die vielen hundert mehr oder weniger schwer Verwundeten und von denen später noch viele starben, nicht gerechnet. Man fand allein gegen dreißig Kinderleichen. Also immerhin grauenhaft und erschütternd genug.

Die sofort eingesetzten Kriegsgerichte und sog. Ausnahmekommissionen verurteilten darauf summarisch weit über tausend französische Staatsbürger zur Deportation nach Algerien und der noch schlimmeren Verbrecherkolonie Cayenne, der „trockenen Guillotine."

Unter diesen Unglücklichen waren viele aus den höheren Ständen: Ärzte, Advokaten, Journalisten und Künstler, und entsetzliche, haarsträubende Dinge sind dabei vorgefallen, deren fluchwürdiges Andenken weder die Glanzzeit der ersten zehn Jahre des Zweiten Kaiserreiches, noch die späteren Amnestien im Gedächtnis des französischen Volkes und aus der Geschichte Napoleons III. verwischen konnten.

So war denn, wie die Regierungsblätter meldeten, der Aufstand niedergeworfen, die von der Anarchie bedrohte öffentliche Ordnung wiederhergestellt, und Louis Napoleon wurde laut als „Retter der Gesellschaft" gepriesen.

Es galt nun noch, den Prinzen von seinem Eidbruch und der sich angemaßten Diktatur zu absol-

vieren, denn streng genommen war der Staatsstreich nichts anderes, und das Plebiszit vom 20. Dezember 1851 brachte diese Absolution in überraschend großartiger Weise.

Von ungefähr zehn Millionen stimmberechtigter Franzosen votierten fast sieben und eine halbe Million mit „oui," also zu seinen Gunsten, und nur etwas über eine halbe Million mit „non"; gegen anderthalb Millionen hatten sich der Abstimmung ganz enthalten. Dieses „oui" übertrug dem Prinzen die Präsidentschaft der Republik auf zehn Jahre mit dem Anrecht auf Wiederwahl und zugleich die Vollmacht, eine neue Verfassung nach seinem Sinne zu proklamieren.

Ein feierliches Tedeum in der Kathedrale von Notredame am 31. Dezember gab schließlich dem Gewaltakt die religiöse Weihe, und der Erzbischof von Paris erflehte mit dem gesamten hohen und niederen Klerus der Hauptstadt den Segen des Himmels für den neuen Landesherrn.

Wir verzeichnen diese historischen Thatsachen ohne weiteren Kommentar. Befremdlich blieb es freilich, daß bei der Neujahrscour am nächsten Tage im Elysée, zu welcher sich auch das diplomatische Korps, wie üblich, eingefunden hatte, der päpstliche Nuntius nicht, wie stets bei solchen Gelegenheiten, die Anrede hielt, sondern dieselbe dem Erzbischof von Paris überließ,

der in begeisterten Worten den Prinzen zu seiner hohen Mission beglückwünschte. Es war Monseigneur Sibour, der fünf Jahre später fast Tag um Tag in der Genovevakirche zu Paris von Vergès ermordet wurde.

Auch einen anderen Umstand wollen wir hier nicht unerwähnt lassen, der ein sehr deutliches, wenn auch nicht gerade schmeichelhaftes Licht auf die politische Gesinnung des nun zum Herrn von Frankreich gewordenen Prinz-Präsidenten wirft.

Kaum vierzehn Tage nach dem Staatsstreich besuchte er mit Morny und Persigny und einigen Ordonnanzoffizieren den Sitzungssaal der aufgelösten Nationalversammlung im Palais Bourbon. Der große Raum mit seinen im Halbkreis aufsteigenden amphitheatralischen Sitzreihen war leer und machte vielleicht eben deswegen einen feierlichen Eindruck. In der Mitte stand die erhöhte Rednerbühne, la tribune, zu der links und rechts kleine Treppen hinaufführten.

Wie der Prinz früher selbst auf einem Platz in jenen Sitzreihen gesessen, so hatte er auch damals auf jener Tribüne gestanden, als er den Eid auf die Verfassung der Republik ablegte. Fatale Erinnerungen! Aber wie man im gewöhnlichen Leben sagt: Was einmal geschehen ist, kann kein Gott ungeschehen machen. Der Prinz trat dicht an die Tribüne hinan und sagte zu Morny: Lassen Sie das dumme Ding doch zusam-

menschlagen und fortschaffen; sie hat nur Unheil gestiftet, und in Zukunft brauchen wir keine mehr.

Gesagt, gethan; denn die Befehle der Machthaber finden sofort willige Hände, und als im März 1853 der neue Gesetzgebende Körper eröffnet wurde, glänzte die Tribüne durch ihre Abwesenheit. Man fügte sich stillschweigend, denn eine unterthänigere Körperschaft als das corps législatif der ersten zehn Jahre des Zweiten Kaiserreichs hatte Frankreich seit Napoleon I. nicht mehr gesehen.

Jetzt sprachen die Deputierten von ihren Sitzen aus und bezogen für die Dauer der jedesmaligen Session monatlich 2,500 Franken; früher hielten sie ihre Reden von der Tribüne herab, aber ihr Mandat brachte ihnen noch nicht den dritten Teil jener Summe ein, nur 750 Franken. Die meisten schienen daher mit dem Wechsel ganz zufrieden zu sein und den Verlust der Tribüne gar nicht zu beklagen.

Das „dumme Ding", wie der Prinz sie zu nennen beliebt hatte, wurde aber nicht zerschlagen, sondern auseinander genommen und oben auf dem Speicher des Palastes verwahrt. Man konnte ja nicht wissen... und so kam es auch.

Kurz vor dem 15. Februar 1867, dem Eröffnungstage des Gesetzgebenden Körpers, erhielt der damalige Präsident desselben, Graf Walewski, der Nachfolger

des im März 1865 verstorbenen Herzogs von Morny, um Mitternacht eine Depesche aus den Tuilerien, in welcher der Kaiser ihm mitteilte, daß er sich entschlossen habe, die Tribüne wieder herzustellen. Das geschah in wenig Stunden, denn, wie oben erwähnt, man hatte sie aufbewahrt und brauchte sie jetzt nur wieder aufzuschlagen. Aber als liberale Konzession kam dieselbe viel zu spät. Der Zusammenbruch des Kaiserreiches war nicht mehr aufzuhalten und wäre auch wohl ohne den deutsch-französischen Krieg eingetroffen. Auf derselben Tribüne verkündete Jules Favre in der Nacht vom 3. auf den 4. September 1870 die Absetzung Napoleons III. und seiner Dynastie, und proklamierte die Republik.

* * *

Das Zweite französische Kaiserreich war also jetzt schon fertig; nur der Name fehlte noch, und auch dieser kam mit Ende des Jahres. Man sagte noch nicht in den öffentlichen Proklamationen und Anreden das Wort Empire, aber man vermied doch schon ängstlich das Wort République. Auch sagte man nicht gern Präsident, wenn man vom Prinzen sprach, sondern Chef de l'Etat, und dachte sich dabei Empereur.

Bereits am 14. Januar 1852 wurde die neue Verfassung verkündigt, die längst im Pult des Prinzen

fertig dalag. Sie war eine getreue Kopie derjenigen des Ersten Kaiserreiches, wie sie ja auch schon im Appel au peuple angedeutet wurde: Senat, Gesetzgebender Körper, Staatsrat, unverantwortliche Minister und Verantwortlichkeit des Staatschefs allein und allgemeines Stimmrecht.

Zum Senatspräsidenten wurde der Oheim des Prinzen, der einzige noch lebende Bruder Napoleons I., der Exkönig von Westfalen Jérôme, ernannt .... man denke sich den ehemaligen „Bruder Lustik von Kassel" als Vorsitzenden dieser höchsten Körperschaft des Landes!

Das erste bedeutende Dekret der neuen Regierung war die Konfiskation der Orleansschen Güter zugunsten der Staatsdomainen. Dies Dekret rief eine außerordentliche Sensation hervor und zugleich einen energischen Protest der Söhne Louis Philippes, der natürlich erfolglos blieb. Um die aufgeregte öffentliche Meinung einigermaßen zu beschwichtigen — denn in jedem Volk steckt ein instinktives Gerechtigkeitsgefühl, das geschont sein will — wurden von der weit über 100 Millionen betragenden Verkaufssumme je zehn Millionen für mildthätige Stiftungen, für Arbeiterwohnungen, für Aufbesserung der Gehälter der Landpfarrer und für ähnliche philantropische Zwecke angewiesen, über deren Verwendung nur leider

niemals genaue und direkte Rechenschaft abgelegt worden ist.

Bald darauf, am 10. Mai, war das Marsfeld der Schauplatz einer großartigen Feierlichkeit: Der Prinz-Präsident gab dem französischen Heere die napoleonischen Adler zurück und schloß seine Ansprache an die Soldaten mit den charakteristischen Worten: Nehmt sie wieder hin, diese Adler, die unsere Väter so oft zu glänzenden Siegen geführt haben und schwört, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen.

„L'aigle a repris son vol" (der Adler hat seinen Flug wieder begonnen) hieß es damals, nach dem Moniteur, in ganz Paris, und der Graf Montalembert benutzte dies, um im Gesetzgebenden Körper, bei Gelegenheit der Diskussion über die orleanssche Güterkonfiskation, das beißende Wortspiel hinzuzufügen: oui, par le vol (ja, durch den Diebstahl). Er sollte deshalb in Anklagestand versetzt werden, doch man drückte ein Auge zu, um die Massen nicht aufzureizen; er behielt sogar sein Mandat, das er erst später und zwar nach einem neuen Konflikt, dessen wir noch erwähnen werden, niederlegte.

Im Sommer machte der Prinz Reisen durch fast ganz Frankreich, von Departement zu Departement, von Stadt zu Stadt. Überall wurde er mit Be-

geisterung empfangen, und der Klerus stand immer obenan bei den Begrüßungen und Huldigungen.

In Lyon, Saint-Etienne, Marseille wollte das Vive Napoleon, Vive l'Empereur, gar kein Ende nehmen, und in Bordeaux erreichte der Enthusiasmus seinen höchsten Grad: auf dem großen Bankett im Stadthause, am 12. Oktober, proklamierte der Maire unter dem Jubel der gesamten Bevölkerung geradezu das Kaiserreich mit Napoleon III. als Empereur.

Der Prinz fiel übrigens dabei ganz und gar nicht aus der Rolle; er antwortete bescheiden, daß er sich dem Willen der Nation fügen werde, wenn aber, setzte er mit lauter Stimme hinzu, dann unter der Devise „l'Empire c'est la Paix“ (das Kaiserreich ist der Friede). Die Ära, sowohl der Revolutionen wie auch der Eroberungen, sei geschlossen, ihn beseele nur ein Gedanke, die Wohlfahrt Frankreichs zu fördern und zu befestigen, namentlich die der unteren Klassen, und zwar durch Werke des Friedens.

Diese Devise, welche diejenigen, die von dem neuen Kaiserreich eine neue Kriegsära befürchteten, mit „l'Empire c'est l'épée“ übersetzten, wurden sofort mit goldener Schrift auf eine Marmortafel geschrieben und die Tafel „zum ewigen Gedächtnis“ im Sitzungssaal des Stadthauses aufgehängt. Das „ewig“ bedeutet nur leider in Frankreich, wenigstens in politi-

scher Beziehung, nicht viel .... Die Marmortafel wurde am 10. September 1870, nachdem man am 4. in Paris die Republik proklamiert hatte, von dem aufgeregten Volk unter wilden Flüchen und Verwünschungen auf die Straße geworfen, wo sie in tausend Splitter zerschellte.

So weit sind wir aber jetzt noch nicht; im Gegenteil, Paris rüstet sich, den Erwählten der Nation als Kaiser zu empfangen, und hat dazu ein Festkleid angelegt, wie man seit Menschengedenken kein ähnliches gesehen. Auf allen inneren Boulevards wogte ein Flaggen- und Fahnenmeer, und Triumphbogen reihte sich an Triumphbogen, einer reicher und prächtiger als der andere, und alle trugen, nebst sonstigen pomphaften Inschriften, die Worte: à Napoleon, Empereur.

Der Einzug fand am 18. Oktober statt, aber an das ominöse Datum dachte unter den hunderttausend Zuschauern wohl kaum einer. Der Prinz ritt allein vorauf, sein zahlreiches Gefolge weit hinter sich lassend; er war bekanntlich von jeher ein guter Reiter, und der prächtige Rappe tanzte nur so unter ihm. Ein Regen von Blumensträußen und Kränzen hinderte ihn manchmal am Weiterreiten, er sah wie verklärt aus und grüßte nach französischer Sitte mit abgezogenem Federhut unaufhörlich nach allen Seiten; brausende Jubelrufe übertönten das Glockengeläute und den

Kanonnendonner . . . . es war dies vielleicht der glänzendste und glücklichste Tag seines Lebens.

Auf dem Boulevard des Italiens hatte man ein mehrere hundert Meter breites und langes Velum von roten goldgestickten Stoffen gespannt, und der schon erwähnte Stadtpräfekt Berger, der Revolutionsheld vom Februar 1848, hielt die Anrede: Erhören Sie die Wünsche, Monseigneur, eines ganzen begeisterten Volkes, denn nur als Kaiser können Sie die Ihnen von der Vorsehung bestimmte hohe Mission erfüllen, zu welcher Ihr unsterblicher Vorfahr, ruhmvollen Angedenkens, den Grund gelegt.

Gerade in dieser Gegend des Boulevards, fast genau unter dem Velum, hatten die Kanonen des Staatsstreichs am 4. Dezember 1851 die meisten Opfer gefordert, kaum zehn Monate früher; aber alles war vergessen und vergeben und ging unter in dem Begeisterungsjubel der Bevölkerung. Voilà bien les Parisiens! rief Napoleon I., als ihn bei seiner Rückkehr von Elba die Freudenbezeigungen der Menge fast erdrückten, derselben Menge, deren Wut ein Jahr vorher sein Leben in Gefahr gebracht hatte, und ganz dasselbe konnte man jetzt wieder sagen.

Schon am nächsten Tage trat der Senat zusammen und redigierte folgendes neue Plebiszit: Das französische Volk will die Wiederherstellung des Kaiserreiches

in der Person des Prinzen Louis Napoleon Bonaparte und in seiner direkten männlichen Nachkommenschaft.

Wieder wurde das stimmfähige Frankreich an die Wahlurne gerufen und beinahe acht Millionen antworteten mit „oui“.

Der Prinz hatte sich inzwischen nach Saint-Cloud zurückgezogen, und am 1. Dezember, genau ein Jahr weniger einen Tag nach dem Staatsstreich, zogen um 8 Uhr abends gegen zweihundert Karossen, von reitenden Fackelträgern begleitet, durch die lange Avenue nach dem Schlosse zur Huldigung. In dem eilig hergerichteten Thronsaal hörte man zum erstenmale wieder die Titel Sire und Majestät.

Die Antwort des Prinzen war nur kurz: Der Geist des großen Kaisers ist mit mir, er leitet und schützt mich. Er giebt mir die Kraft, meine Mission zu erfüllen. Ich habe nur einen Gedanken, nur ein Ziel: die Größe und die Wohlfahrt Frankreichs.

Somit war das Zweite napoleonische Kaiserreich wieder auferstanden. Die Hoffnungen und Pläne des Träumers von Arenenberg, des Abenteurers von Straßburg und Boulogne und des ehrgeizigen Prinz-Präsidenten waren Wirklichkeit geworden, so glänzend und so großartig, wie er selbst es wohl kaum jemals zu ahnen gewagt hatte.

* *
*

In demselben Schlosse von Saint-Cloud, das auch den 18. Brumaire gesehen, überbrachte am 18. Mai 1804 der Senat dem Ersten Konsul Bonaparte seine Ernennung zum Kaiser, und Wellington und Blücher bewohnten es nach der Einnahme von Paris durch die Verbündeten i. J. 1814. Und schließlich wurde am 13. Oktober 1870 das schöne, mit dem höchsten modernen Luxus eingerichtete Lustschloß, ein Lieblingsaufenthalt Napoleons III. und seiner Familie, von den französischen Kanonen des Mont Valérien in Brand geschossen, obwohl weder im Schlosse selbst noch in dessen Umgegend sich eine deutsche Batterie befand. Preußische und bayerische Soldaten retteten unter Lebensgefahr einen Teil der Kunstschätze und der kostbaren Bibliothek. Saint-Cloud ist noch heute eine trauernde Ruine.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Napoleon III. als Kaiser in den Tuilerien. — Anerkennung der Großmächte. — Protest des Grafen von Chambord. — Heiratsprojekte des Kaisers. — Vergebliche Werbung an deutschen Fürstenhöfen. — Note des Moniteur und Manifest des Kaisers. — Drouyn de Lhuys und die Prinzessin Mathilde. — Zivilvermählung Napoleons III. mit Fräulein von Montijo in den Tuilerien und Trauung des kaiserlichen Paares in Notredame.

Das bekannte Wort Lamartines: „In den Tuilerien kann nur derjenige sorglos und gemütlich leben, der darin geboren ist“, findet auf die Napoleoniden keine Anwendung.

Als Napoleon I. im Dezember 1799 nach seiner Ernennung zum Ersten Konsul den Königspalast bezog, sagte er am Abend zu seiner Gemahlin Josephine, indem er ihr gute Nacht wünschte: So, kleine Kreolin,

jetzt geh zur Ruhe und lasse dir in dem Bette der schönen Königin Marie Antoinette etwas angenehmes träumen. Von der Königskrone? fragte sie lächelnd. Wer weiß, entgegnete er, vielleicht gar von einer Kaiserkrone.

Diese stolze, wenn auch nicht eben delikate Äußerung kennzeichnet genügend den Soldaten, den Genie und Glück aus der Dunkelheit auf eine so glänzende Höhe gehoben, und auch später als Kaiser fühlte er sich in den Tuilerien sehr wohl und betrachtete sich ganz und gar nicht als „Eindringling."

Der Prinz Louis hatte vollends derartige störende Gedanken nicht, denn er war ja als kaiserlicher Prinz in den Tuilerien geboren und zog bei seiner Übersiedelung aus dem Elysée gewissermaßen in das Haus seiner Väter ein.

Er wählte die nach der Gartenseite gelegenen Zimmer und Säle des nördlichen Flügels, des sogenannten Pavillon de Flore, und zu seinem Arbeitskabinett genau dasjenige, das vor ihm Louis Philippe bewohnt hatte. Selbstverständlich waren alle Räume neu und elegant hergerichtet worden, und man erzählte sich, daß der Prinz bei einer Musterung derselben auch in ein kleines Seitenkabinett gekommen sei und dort eine eigentümliche und nicht eben angenehme Ueberraschung gehabt habe.

Dort befand sich nämlich unter andern ausrangierten

Mobilien auch der große, schöne Schreibtisch Louis Philippes, ein Meisterstück der damaligen Kunsttischlerei, aber in einem kläglichen Zustande. Beim Sturm auf die Tuilerien in der Februarrevolution 1848 war derselbe vom Pöbel mit Axtschlägen und Brechwerkzeugen entsetzlich zugerichtet worden, die vergoldeten Schlüsselschilder, zumteil abgerissen, zumteil verbogen, mehrere Schiebladen aufgebrochen, vielleicht in der Hoffnung, einige von den vielen Millionen zu finden, die der vertriebene König darin aufbewahrt hatte und möglicherweise vergessen haben konnte. Aber der König war von jeher ein guter, vorsorglicher Hausvater gewesen und hatte nichts vergessen.

Der Prinz betrachtete den Schreibtisch, wie er seinem Freunde Persigny sagte, mit wehmütigen Blicken, denn er hatte dem früheren Besitzer unleugbar sein Leben zu verdanken, der im Exil zu Claremont gestorben war und dessen Stelle er jetzt einnahm. Ein eigentümliches Memento mag ihm wohl in jener Stunde gekommen sein, ein Memento an den Wechsel alles Irdischen, namentlich inbezug auf die Unsicherheit der Dynastien und Throne in Frankreich . . . . oder auch nicht, denn er war zu sehr Fatalist nnd sein Stern stieg jetzt ja so glänzend auf.

Später wurde der Schreibtisch, ganz so wie er war, in einen großen Saal des Louvrepalastes geschafft, und

zwar in das von Napoleon III. gestiftete sogenannte Musée des Souverains, eine Reliquiensammlung von hundert und tausend Gegenständen aller Art, die den früheren französischen Regenten gehört hatten. Dort spielte das gemißhandlte königliche Möbel eine so auffallend widerwärtige Rolle, daß der Pariser Stadtrat deshalb einen ehrfurchtsvollen Protest wagte; derselbe blieb indes unberücksichtigt und der Schreibtisch blieb auf seiner Estrade vor dem Mittelfenster, wo wir ihn oft gesehen haben.

Man liebt eben in Frankreich dergleichen extreme Schaustellungen, denn in dem erwähnten Museum steht bekanntlich unter einer Glasglocke auch der zerrissene Schuh der Königin Marie Antoinette, den sie selbst in ihrem Gefängnis geflickt hatte, und noch dazu neben der, freilich nur in Glasflüssen nachgemachten prächtigen Krone, mit welcher Ludwig XVI. 1774 in Rheims gekrönt wurde.

* * *

Die europäischen Großmächte betrachteten anfangs das neue napoleonische Kaiserreich mit berechtigtem Mißtrauen. Die abenteuerliche Vergangenheit des Prinzen Louis war noch in zu lebhafter Erinnerung, und wenn er auch als rechtmäßiger Präsident der französischen Republik drei Jahre lang vielfache Beweise von

Mäßigung und Regententalent gegeben, so hatte ihm doch auch wieder der Staatsstreich mit seinen diktatorischen Exzessen alle liberalen Gemüter in Europa aufs äußerste entfremdet.

Er war durch einen Eidbruch und durch brutale Militärgewalt auf den Thron gelangt — diese historische Thatsache ließ sich weder bemänteln, noch wegdisputieren. Allerdings, so behaupteten wenigstens seine Anhänger, hatte der Staatsstreich nur einer noch schlimmeren Eventualität, nämlich einer vollständigen Anarchie vorgebeugt, die vielleicht zu einer schrecklichen Revolution geführt haben würde; aber dieses „vielleicht" konnte den unparteiischen Politikern unmöglich für ein genügendes Argument gelten.

Man erinnerte sich ferner an die bekannten Worte seiner Verteidigungsrede nach dem Attentat von Boulogne: „Ich vertrete ein Prinzip, eine Sache und ein Unglück. Das Prinzip ist die Volkssouveränetät, die Sache ist die des Kaiserreichs, das Unglück ist Waterloo. Das Prinzip ist in Frankreich durch das Bürgerkönigtum sanktioniert, der Sache haben die meisten meiner Richter gedient, das Unglück wollen alle Franzosen rächen."

Diese Worte waren gewiß nicht geeignet, die Welt zu beruhigen und dem neuen Kaiser die Sympathien der auswärtigen Kabinette zu gewinnen.

Auf der anderen Seite verlangte aber auch der Erwählte von sieben Millionen französischer Bürger, gleichviel auf welche Weise ein nicht unerheblicher Teil jener Stimmen zusammengekommen war, nicht allein ernste Berücksichtigung, sondern auch einen großen Respekt, denn wer durfte dem französischen Volke das Recht streitig machen, sich, wie damals einen Präsidenten, so jetzt einen Kaiser als Staatsoberhaupt zu geben?

Die Anerkennung der Mächte konnte somit nicht fehlen, vollends nicht, als das englische Kabinett, der erbittertste Gegner des Ersten Kaiserreichs, damit voranging. Lord Palmerston hatte sogar den Staatsstreich so laut und übereilt gebilligt, daß er sein Portefeuille niederlegen mußte, aber schon im nächsten Jahr trat er wieder ins Ministerium ein. Er sprach sich sofort für die Anerkennung Englands aus und ernannte Lord Cowley zum Botschafter, der mit großem Zeremoniell in den Tuilerien empfangen wurde.

Der Gesandte des Königs von Neapel war aber dem englischen noch um einige Tage zuvorgekommen, was großes Aufsehen erregte, obwohl das bourbonische Kabinett Beider Sizilien durch diesen Schritt nur seinem alten Groll gegen das illegitime Bürgerkönigtum der Orleans Ausdruck geben wollte.

Dann folgte Belgien, schon um den mächtigen Nachbar versöhnlich zu stimmen, denn, wie sich neuerdings

herausgestellt hat, beabsichtigte Prinz Louis gleich nach dem Staatsstreich, Belgien zu annektieren. Das Dekret, nach welchem 100 000 Mann über die Grenze gehen und das Land besetzen sollten, war bereits unterzeichnet, als der Prinz den dringenden Vorstellungen seiner Freunde, namentlich Foulds, nachgab und es einfach zerriß.

Die Beweise dafür will man später nach dem Sturz des Kaiserreichs in den geheimen Papieren der Tuilerien gefunden haben.

Wir lassen es dahin gestellt und erinnern nur daran, daß eine Annexion Belgiens ein Lieblingsgedanke Napoleons III. während seiner ganzen Regierungszeit gewesen ist. Der französische Botschafter in Berlin, Benedetti, verdankte bekanntlich diesem Umstande, vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, 1870, sein großes diplomatisches Fiasko.

Auch die anderen Staaten, unter ihnen speziell die deutschen Kleinstaaten, blieben mit ihrer Anerkennung nicht zurück; nur Oesterreich und Preußen zögerten noch, letzteres besonders im Hinblick auf Rußland, das sich sofort nach der Proklamation des Kaiserreichs ablehnend, wo nicht feindlich, verhielt.

Der Czar Nikolaus betrachtete sich nämlich als den Hauptrepräsentanten der Legitimität und des Königtums von Gottes Gnaden, vollends nach den wilden

Jahren von 1848 und 49, und wollte von dem Abenteurer auf dem Throne, wie er den Prinzen nannte und den er schon als Präsidenten der Republik nur widerwillig anerkannt hatte, nichts wissen.

Endlich fügte er sich den vollendeten Thatsachen, denn Preußen und Oesterreich drängten und sandten ihre Botschafter nach Paris; er konnte sich aber in seinem Antwortschreiben an den Kaiser Napoleon nicht zu dem üblichen „monsieur mon frère“ bequemen, sondern unterschrieb sich nur als „bon ami“.

Diese zwei kleinen Worte, die den Kaiser bitter verletzt haben sollen, legten den Keim zu dem nach einigen Jahren ausbrechenden Krimkriege. So behaupten wenigstens noch heute manche Politiker.

Ein Souverain versagte aber seine Anerkennung ganz und gar, freilich ein Souverain ohne Land, aber doch ein König, und zwar der allein rechtmäßige König von Frankreich: der Graf von Chambord, ein Sohn des i. J. 1820 ermordeten Herzogs von Berry, mithin ein Enkel des durch die Julirevolution vertriebenen Königs Karl X, der die Abdankungsurkunde nur unter dem Vorbehalt unterzeichnete, um dadurch die Krone diesem Enkel zu retten.

Aber die große Mehrheit der Franzosen hatte sich längst von den Bourbons abgewandt und wählte Louis Philippe, das Haupt der jüngeren Linie Orleans, zum

König. Als darauf Karl X. und dessen kinderloser Bruder, der Herzog von Angoulême, zu Görz im Exil gestorben waren (jener i. J. 1836, dieser i. J. 1845) betrachtete sich der Graf von Chambord als den rechtmäßigen König von Frankreich und wurde auch als solcher, und zwar als Heinrich V., von den Legitimisten anerkannt.

Das war freilich auch alles, denn im französischen Volk hatte dieser König, mit Ausnahme seiner eigenen, aber machtlosen Partei, keine Sympathien. Das Königtum von Gottes Gnaden, das schon mit dem gewaltsamen Tode Ludwigs XVI. einen so harten Stoß erlitten, war, wenigstens für Frankreich, mit Karl X. vollends zu Grabe getragen worden. Vom Grafen Chambord hatte Napoleon III. mithin nichts zu befürchten.

Die kaiserliche Regierung ließ auch deshalb den Protest des Grafen ungehindert passieren, was jedenfalls das verständigste war. Der Graf, obwohl persönlich ein Ehrenmann, gehörte mit seinen veralteten Ansichten und Grundsätzen einer feudalen Vergangenheit an, mit der man in Frankreich für immer gebrochen hatte.

Interessant bleibt aber trotzdem der Umstand, daß nach dem Sturz des Zweiten Kaiserreiches, dank der allgemeinen Verwirrung im Lande und der Eifersucht

der verschiedenen, einander bekämpfenden politischen Parteien, der Graf von Chambord wirklich einige Zeit lang gegründete Aussicht hatte, König von Frankreich zu werden.

Angenommen, er wäre eines Tages plötzlich und völlig unerwartet in Paris erschienen, nur von wenigen Getreuen begleitet, oder auch ganz allein, und hätte eine kurze Proklamation erlassen, etwa des Inhalts: ich komme aus dem Exil zurück, ich, euer rechtmäßiger König; vertraut mir, ich bringe euch Versöhnung und Frieden. Gott schützt Frankreich. — Wer weiß, was das wetterwendische, leicht wie Strohfeuer zu entzündende französische Volk gethan haben würde? Wer weiß! Denn in Frankreich ist schon so oft gerade das am meisten für unmöglich gehaltene zur Wahrheit geworden. Aber solche Stunden schlagen nur einmal im Leben der Monarchen, und nur dem Mutigen gehört die Welt.

Statt dessen unterhandelte der Graf damals i. J. 1873 lang und breit mit der Deputation um die Beibehaltung der weißen Fahne (die Annahme der Trikolore war eine Hauptbedingung) und hielt auch sonst zäh und eigensinnig an allerlei Vorrechten der Krone, die längst in die Rumpelkammer geworfen waren .... der günstige Moment verstrich, die Ereignisse nahmen ihren Gang und der gute, aber beschränkte und ener=

gielose „König“ blieb in Froschdorf, wo er auch unbeachtet und fast vergessen i. J. 1886 gestorben ist.

Vier Meter Calicot, sagte man damals auf den pariser Boulevards, indem man auf die Fahne anspielte, fehlten an dem Kostüm Heinrichs V, sonst wäre er König von Frankreich geworden; da war sein Vorfahr und Namensvetter Heinrich IV. doch klüger: „Paris vaut bien une messe.“

* * *

So sah sich denn Louis Napoleon als Kaiser der Franzosen von allen Mächten anerkannt, er war ihres Gleichen und nannte sich wie sie „von Gottes Gnaden“, allerdings mit dem Zusatz „und durch den Willen des französischen Volkes“; der vielgeschmähte Staatsstreich war dadurch in der öffentlichen Meinung sanktioniert und der Urheber selbst von aller Schuld freigesprochen.

Ob ihn sein Gewissen auch so leichten Kaufs freisprach, ist eine andere Frage, die zu lösen wir nicht berufen sind .... auch der mächtigste Monarch hat einen Höheren über sich, der in die verborgensten Falten seines Herzens sieht, und der Herr richtet die Könige, heißt es in der hl. Schrift.

Zur eigentlichen und dauernden Befestigung seiner Dynastie war aber eine Vermählung des Kaisers vor allem geboten, denn das kaiserliche Haus war im

Laufe der Jahre auf nur wenige erbberechtigte Mitglieder zusammengeschmolzen, wenn denn auch die kaiserliche Familie als solche, die jedoch auf die Thronfolge keine Ansprüche hatte, noch immer sehr zahlreich war.

Wenn also der Kaiser kinderlos sterben sollte, so hatte er nur einen rechtmäßigen Nachfolger: den Prinzen Napoleon, den einzigen Sohn des noch lebenden Exkönigs Jérôme, des letzten und jüngsten Bruders Napoleon I., denn der Exkönig selbst konnte wegen seines hohen Alters nicht wohl in Betracht kommen. Aber der Prinz Napoleon, dessen wir bereits in der Einleitung als „roter Prinz" und „Plouplon" gedacht haben, lebte in mehr oder weniger steter Fehde mit seinem kaiserlicher Vetter, dem er vielache Verlegenheiten bereitete.

Er hatte freilich in seiner Gesichtsbildung und Statur eine auffallende Ähnlichkeit mit Napoleon I., aber nichts von dessen Genie. Dem Kaiser lag deshalb begreiflich viel daran, sich von einem solchen präsumtiven Thronerben sobald wie möglich frei zu machen, mithin ein Grund mehr, sich nach einer Gemahlin umzusehen.

Über die nun angestellte Umschau und auch über die sonstigen darauf bezüglichen Schritte des Kaisers und seiner Vertrauten zirkulierten gar bald die aben-

teuerlichsten und den Heiratskandidaten arg kompromittierenden Gerüchte; von denen sich viele bis auf den heutigen Tag erhalten haben und noch geglaubt werden.

So sollte der Erzbischof von Paris, Mgr. Sibour, nach München, Wien und Florenz in geheimer Mission gereist sein, um bei den dortigen Herrscherhäusern „anzuklopfen", aber niemand habe „herein" gerufen; sogar bis nach Petersburg sollte seine Reise gehen, aber ein pikantes Wort des Czaren habe ihn davon abgehalten. Dieser habe nämlich auf einem Hofballe gesagt: dem Grafen Chambord würde ich gern eine meiner Töchter geben, wenn er nicht schon vermählt wäre, denn er ist der erste Edelmann von Europa; dem Parvenü auf dem französischen Throne nimmermehr . . . . und ähnliche Geschichten.

Der Erzbischof von Paris ist aber niemals mit einer solchen Mission betraut worden; das einzig Wahre an der Sache ist, daß der französische Gesandte in Wien, Baron Delacour, dort wegen der Prinzessin Carola von Wasa angefragt hatte, weil deren Vater seine Entscheidung vom dortigen Kabinett abhängig gemacht hatte.

Der Baron erfuhr aber sofort, daß die Prinzessin bereits dem Prinzen Albert, dem jetzigen Könige von Sachsen, verlobt war, mit dem sie sich auch in

demselben Jahre vermählte. Dadurch wurde dieser Antrag gegenstandslos, und über einen zweiten, der zugleich der letzte war, ist noch folgendes kurz zu berichten.

Die genannte Prinzessin Wasa war eine Enkelin der Großherzogin-Wittwe Stephanie von Baden, die als Fräulein von Beauharnais von Napoleon I. zur Kaiserlichen Hoheit erhoben und mit dem Erbgroßherzog Karl von Baden i. J. 1807 vermählt wurde. Ihre zweite Tochter hatte den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern geheiratet, und eine Tochter dieses Fürsten, die Prinzessin Stephanie, also gleichfalls eine Enkelin der Großherzogin-Wittwe von Baden, war die zweite Prinzessin, um deren Hand der General Fleury im Namen seines kaiserlichen Herrn anhielt.

Eigentliche diplomatische Verhandlungen haben aber dabei nicht stattgefunden, denn der Fürst von Hohenzollern war seit 1850, wo er sein Land an Preußen abgetreten, kein Souverän mehr. Er zögerte mit seiner Entscheidung, um zuvor mit dem preußischen Königshause zu beraten, und als der Kaiser dies erfuhr, zog er sofort seine Werbung zurück.

Friedrich Wilhelm IV., ein nicht minder strenger Anhänger des Legitimitätsprinzips wie sein Schwager, der Czar Nikolaus, würde auch wohl schwerlich seine Zustimmung gegeben haben, denn er hatte sich sehr

mißbilligend über den Staatsstreich ausgesprochen und, wie wir bereits erwähnten, das neue Kaiserreich nur mit Widerstreben anerkannt.

Die Prinzessin Stephanie vermählte sich später, i. J. 1858, mit dem König Dom Pedro V. von Portugal, starb aber bereits im folgenden Jahre.

Das ist so ziemlich alles, was wir mit einiger Sicherheit über die Brautbewerbung Napoleons III. mitteilen können; das Mißlingen der ersten Schritte hielt ihn vermutlich von weiteren ab.

Inzwischen hatten sich am Tuilerienhofe zwei Parteien gebildet, die ihre Ansichten und Wünsche mit gleicher Energie vertraten. An der Spitze der einen Partei stand der Minister des Äußern, Drouyn de Lhuys, der entschieden für eine Verbindung mit einer mächtigen souveränen Familie war.

Politisch vielleicht nicht mit Unrecht, denn das neue Kaiserreich bekam dadurch nach Außen hin unleugbar einen festeren Halt, obwohl auch wieder die moderne Geschichte Frankreichs den Beweis lieferte, daß eine derartige Verschwägerung keineswegs eine genügende Bürgschaft für die Sicherheit der Dynastie geboten, wie man an Ludwig XVI. und Napoleon I. gesehen; aber diese schmerzlichen Erfahrungen schlossen die Möglichkeit des Gegenteils nicht aus, und der Minister plädierte eifrig für seine Auffassung.

An der Spitze der andern Partei stand der Graf Morny, der Emporkömmling des Kaisertums und Bruder (in partibus infidelium, wie man ihn spottweise nannte) Napoleons III. Morny, bis zum Staatsstreich verschuldet und als abenteuerlicher Gründer und Spekulant von sehr zweideutigem Rufe, vertrat eine eheliche Verbindung seines Herrn nach Neigung und freiem Willen.

Was dem geringsten französischen Bürger gestattet sei, sich nämlich eine Lebensgefährtin nach eigenem Wunsch und Geschmack zu wählen, das sollte dem Staatschef verwehrt sein? Vielleicht wußte der Graf bereits von dem Mißerfolg der Brautwerbung und machte aus der Not eine Tugend; vielleicht sprach er damit auch seine aufrichtige Überzeugung aus .... gleichviel, der Kaiser schien sich dieser Ansicht zuzuneigen, obwohl er, wie immer, so auch in diesem Punkte, sehr verschlossen war.

Auf einmal, und während man im anderen Lager sich noch mit neuen Kombinationen zu einer ebenbürtigen Vermählung den Kopf zerbrach, löste der Moniteur, das offizielle Blatt des Kaiserreiches, alle Zweifel, und zwar durch die folgende kurze Note vom 16. Januar 1853:

„Ein hocherfreuliches Ereignis, das bestimmt ist, die Regierung Sr. Kaiserlichen Majestät zu befestigen und die Fort-

dauer der Kaiserlichen Dynastie zu sichern, steht uns binnen kurzem bevor. Der Kaiser wird sich mit Fräulein von Montijo, Gräfin von Teba, vermählen. Diese Vermählung wird am 22. d. M. den großen Staatskörperschaften angezeigt und am 29. d. M. vollzogen werden. Fräulein von Montijo, eine Schwester der Herzogin von Alba, gehört einer der ersten spanischen Grandenfamilien an und ist durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnet, mithin der auf sie gefallenen Wahl in jeder Beziehung auf das vollkommenste würdig."

So weit der Moniteur.

Tags darauf erschien das Manifest des Kaisers an die französische Nation. Er nannte sich darin den Erwählten des Volkes; in Europa nenne man ihn einen Parvenü auf dem Throne, aber es sei ein Ehrentitel, den er mit Stolz trage, denn er verdanke ihn dem freien Willen der gesamten Nation. Die Vermählungen der Monarchen, hieß es weiter, mit anderen Königstöchtern böten in der Regel keine weitere Bürgschaft für den Frieden und die Wohlfahrt der Völker, wie man dies schon so oft, und namentlich in der Geschichte Frankreichs an Ludwig XVI. und bei der zweiten Heirat Napoleons I., gesehen.

Louis Philippe habe sogar für seinen Sohn, den Herzog von Orléans, die Verbindung mit einer Dynastie zweiten Ranges nachsuchen müssen, und die Prinzessin habe überdies einer anderen Konfession angehört. Er, der Kaiser, habe dagegen frei gewählt,

ohne politische Rücksichten und, nur seinem Herzen folgend, der Nation eine Kaiserin zugeführt, die sofort die Liebe und Verehrung des französischen Volkes gewinnen werde.

„Sie ist von hoher Geburt," so lautete der Schluß, „und, obwohl in Spanien geboren, doch ihrem Herzen und ihrer Erziehung nach eine Französin. Ihr Vater hat sogar sein Blut für die Sache des Ersten Kaiserreiches vergossen. Sie wird dem Thron zur Zierde gereichen und ihm in den Tagen der Gefahr, die Gott verhüten wolle, eine kräftige Stütze sein. Sie ist katholisch und fromm und wird sich mit meinen Gebeten für das Glück Frankreichs vereinen. Sie ist schön und was mehr sagt, sie ist liebenswürdig, edelgesinnt und hat ein warmes Herz für alle Notleidenden; sie wird daher, das hoffe ich zuversichtlich, alle Tugenden der unvergeßlichen Kaiserin Josephine wieder aufleben lassen. Ich erkannte in meiner Wahl einen Wink der Vorsehung und bin diesem Winke gefolgt."

So lautete dies eigentümliche Manifest, wie wohl kaum jemals ein Monarch ein ähnliches erlassen, und das sowohl durch seine Form wie durch seinen Inhalt die lebhaftesten Kommentare hervorrief, wenn auch nur leise und im vertrautesten Kreise, denn die geheime Polizei war längst organisiert und hatte ihre Augen und Ohren überall.

Die Eingeweihten lächelten besonders über die „Dynastie zweiten Ranges“ in die der Herzog von Orleans hineingeheiratet hatte, denn sie gedachten der beiden Körbe, die der Kaiser sich bei den Prinzessinnen von Wasa und Hohenzollern geholt, von denen jene einem entthronten und diese einem nicht mehr souveränen Fürstenhause angehörte.

Auch sonst hatte die Hindeutung auf die Herzogin von Orleans etwas verletzendes, denn dieselbe stand noch allgemein in hoher Verehrung, die sie sowohl durch ihren edlen Charakter, wie durch ihr entschlossenes und hochherziges Auftreten in der Februarrevolution verdient hatte.

Was die kaiserliche Braut selbst betraf, so war sie natürlich nicht minder .... denn Paris hätte nicht Paris sein müssen, der interessante Gesprächsgegenstand in allen Salons; wir gehen hier nicht weiter darauf ein, weil wir dem Fräulein von Montijo als Kaiserin das folgende Kapitel widmen wollen.

Das kaiserliche Manifest zog übrigens auch noch einen ernsteren Zwischenfall nach sich. Der Minister Drouyn de Lhuys, der noch wenige Tage vorher mit seinen Ratschlägen beim Kaiser Eingang gefunden zu haben glaubte, fühlte sich zurückgesetzt und reichte sein Entlassungsgesuch ein. Napoleon nahm dasselbe aber nicht an, sondern beschwichtigte den Aufgeregten und

veranlaßte ihn sogar, der Braut einen Besuch zu machen.

Die junge Gräfin kam ihm auf das liebenswürdigste entgegen; ich weiß alles, sagte sie ihm mit herzgewinnender Offenheit, und billige ganz Ihre Handlungsweise; habe ich selbst doch ähnlich gedacht, bis ich von der aufrichtigen Liebe des Kaisers überzeugt war und nachgab.

Manche Leserin lächelt wohl ungläubig über diese Worte und mit vollem Recht; denn die junge Gräfin, ob noch so vornehm und hochgeboren, gehörte doch immer nur dem Privatstande an und durfte daher einen Antrag, der ihr die glänzende Kaiserkrone eines der schönsten Länder der Erde zu Füßen legte, als ein geradezu märchenhaftes Glückslos ansehen. Die Sache hing auch etwas anders zusammen, wie wir später noch erfahren werden.

Unter den nächsten Mitgliedern des Kaiserhauses herrschte jetzt große Bestürzung, und namentlich war es die Prinzessin Mathilde, die sich gar nicht zufrieden geben konnte. Sie galt, wie wir wissen, aus früherer Zeit viel bei ihrem Vetter und grollte ihm bitter, daß er ganz ohne ihr Mitwissen einen so wichtigen und weittragenden Entschluß gefaßt habe. Sie wohnte damals gleichfalls in den Tuilerien und suchte noch in später Abendstunde den Kaiser auf. Dort

soll es zu einer sehr heftigen Szene zwischen beiden gekommen sein, die Prinzessin drohte mit einem Veto der ganzen Familie und mit einem gänzlichen Bruch; sie verlangte einen Widerruf im Moniteur und Gott weiß, was sonst noch alles, und versicherte schließlich, sie würde die „Spanierin" vollständig ignorieren und sie nicht als Kaiserin anerkennen.

Der Kaiser ließ sie ausreden und erwiderte dann ruhig und freundlich: gieb dich zufrieden, Mathilde, es bleibt bei meinem Entschluß; ich heirate aus Neigung, was mir hoffentlich niemand verwehren kann, oder willst du lieber, daß ich mir noch mehr Körbe an anderen Höfen holen soll? Du wirst Eugenie nicht allein als Kaiserin anerkennen, sondern auch liebgewinnen, sage das auch den anderen, die dich vielleicht hergeschickt haben.

Als die Prinzessin es am folgenden Tage ihrem Bruder erzählte, lachte dieser sie tüchtig aus, und seiner Indiskretion verdankte man später die Mitteilung der im Grunde doch nur komischen Szene, obwohl der Prinz gleichfalls von der Heirat nicht sonderlich erbaut war. Beide spielten trotzdem, weil sie mit ihrem Vater die nächsten Verwandten des Kaisers waren, bei der Ziviltrauung eine hervorragende Rolle, denn sie waren es, die dem Monarchen die Braut zuführten; so hatte das Zeremoniell es vorgeschrieben,

und Bruder und Schwester, die seltsamer Weise auf einmal ganz anderen Sinnes geworden, fügten sich der Vorschrift gern.

Dies geschah am Abend des 29. Januar, und bei dieser Gelegenheit zeigte sich der alte Königspalast der Tuilerien zum erstenmale wieder in seinem vollen Glanze. Und in welchem Glanze!

Man erstaunte, wie es möglich gewesen, in der kurzen Zeit von nicht zwei Monaten nach der Proklamation des Kaiserreiches einen solchen Hofstaat und eine solche Palasteinrichtung herzustellen. Zu der letzteren hatten allerdings die in den Möbelkammern der Krone aufbewahrten Prachtgeräte der letzten Bourbons viel beigetragen, denn der sparsame Louis Philippe verschmähte bekanntlich den Luxus und wohnte nur wie ein wohlhabender Privatmann; aber den neuen kaiserlichen Hof als solchen hatte man sich doch nicht so vollzählig, so wohlgeordnet und so prächtig gedacht.

Alle obersten Hofchargen waren bereits besetzt und zwar ganz genau nach dem Muster des Ersten Kaiserreiches. Der Großzeremonienmeister holte in zwei Galawagen die Braut und ihre Mutter ab, die ein Hôtel am Vendômeplatz bewohnten, der Großkammerherr und der Großstallmeister standen, von zahlreichen Kammerherren und Ordonnanzoffizieren umgeben, im Vestibül des Schlosses und empfingen die

Damen, geleiteten sie dann die Ehrentreppe hinauf (auf jeder Stufe ein Gewehr präsentierender Grenadier der Pariser Garde, der späteren Kaisergarde), oben standen der Prinz Napoleon und die Prinzessin Mathilde und führten, wie bereits erwähnt, die Braut mit ihrer Mutter in den großen kaiserlichen Familiensaal.

Der Kaiser war in Generalsuniform und trug um den Hals die breite, ganz aus brillantenen Adlern zusammengesetzte goldene Kette der Ehrenlegion, dieselbe, die Napoleon I. bei seiner Krönung getragen und die durch Erbschaft an den Exkönig Jérôme übergegangen war, der sie jetzt seinem Neffen zum Hochzeitsgeschenk gemacht hatte.

Die Braut trug bereits die Krondiamanten, darunter das wie ein Regenbogen funkelnde Diadem mit dem „Regenten“, und ihre goldgestickte, weiße Atlasrobe, die ein Spitzenüberwurf von unschätzbarem Werte umhüllte, war zu beiden Seiten bis auf die Schleppe mit Brillantagraffen besetzt. In der Hand hielt sie einen goldenen, reich mit Amethysten verzierten Doppelfächer, der ganz mit duftenden Veilchen angefüllt war: Die symbolische Blume der Napoleoniden. Dazu die jungfräuliche Anmut ihrer Gesichtszüge, das herrliche, aschblonde Haar, die zartgeröteten Wangen, der herzgewinnende Blick der schönen Augen

und das freundliche Lächeln, das ihre Lippen umspielte . . . . sie sah wirklich bezaubernd aus.

Der Hofpoet Méry nannte sie sogar in seiner Festkantate ein überirdisches Wesen, aber auch ohne in einen solchen Superlativ zu verfallen, mußte man sich gestehen, daß der Moniteur in seiner Note und der Kaiser in seinem Manifest nicht zu viel gesagt hatten.

Nun begab sich der Bräutigam mit seiner Braut und dem übrigen Gefolge, unter Vorantritt des Palastpräfekten und der Zeremonienmeister, die mit ihren langen silbernen Stäben stark auf den Boden stießen, um den Zug anzumelden, in den Marschallssaal, wo die Ziviltrauung vollzogen wurde.

Seit den glänzendsten Tagen des Ersten Kaiserreiches hatte man eine solche Versammlung nicht wieder gesehen. Ja, es fragte sich sehr, ob die jetzige nicht noch imposanter war, schon durch die Gegenwart von fünf Kardinälen, die bei der Ziviltrauung Napoleons I. mit Marie Luise wegen der Zerwürfnisse mit Rom fehlten. Wohin man sich umschaute in dem weiten, von mehr als tausend Kerzen erleuchteten Raume, nichts wie gold- und silbergestickte blaue, rote und grüne Uniformen, breite, buntfarbige Ordensbänder und blitzende Sterne.

Zugegen waren, außer den Kirchenfürsten, die sämtlichen Marschälle, unter ihnen der greise Marschall

Harispe, der letzte Veteran aus der alten napoleonischen Zeit, der schon mit Bonaparte in Ägypten gewesen war; auch die neuernannten: Saint-Arnaud, Reille und Magnan, die ihren Marschallsstab dem Staatsstreich verdankten, ferner der gesamte Senat, viele Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers, die Präsidenten der hohen Gerichtshöfe in ihren roten und schwarzen hermelinbesetzten Roben, alle Minister, in erster Reihe Morny, der kaiserliche Bruder, die Staatsräte und wenigstens ein halbes hundert Generäle aller Waffengattungen — im Ganzen gegen 600 Personen, die männliche Elite des neuen Kaiserreiches. Damen waren nicht weiter geladen, nur die Prinzessinnen Bacciochi, Murat und einige Nichten von Lucian Bonaparte, die, als zur kaiserlichen Familie zweiten Grades gehörend, gegenwärtig sein mußten, um den Akt mit zu unterzeichnen.

Der strahlende Mittelpunkt dieser glänzenden Versammlung war aber, nach dem Urteil aller, die Braut, die neben dem Kaiser auf einer Estrade unter einem Baldachin von himmelblauem, silbergestickten Sammt Platz genommen, und in dieser Stunde die erste Huldigung Frankreichs empfing.

Auf einem mit rotem Sammt behängten Pulte lag das Familienregister des Ersten Kaiserreiches, das im Staatsarchiv aufbewahrt gewesen; es schloß mit der Geburt des Königs von Rom, am 30. März 1811.

Später war noch, aber nur in einer Randbemerkung, das Todesjahr Napoleons I. eingetragen: mort à Saint Hélène le 5. Mai 1821. Nicht einmal der Tod seines einzigen Sohnes, des Herzogs von Reichstadt, fand sich verzeichnet. Dann war das Register zu den übrigen vergessenen und verstaubten Akten gelegt worden. Wer glaubte damals, daß man es je wieder hervorholen würde!

Auf einer neuen Seite prangte nun in stolzer Schrift, als ein triumphierender Beweis des wieder erstandenen Kaisertums, die Vermählung Napoleons III. mit der schönen Spanierin.

Die Gefühle mögen eigentümlicher Art gewesen sein, mit denen die verschiedenen Mitglieder der kaiserlichen Familie sich dem Pult näherten, um ihre Namen als Zeugen einzuschreiben.

Nach den Prinzen und Prinzessinnen unterzeichneten die Kardinäle, die Großwürdenträger der Krone, die Marschälle, die Minister und höchsten Staatsbeamten, und die Feder ging eine Viertelstunde lang von einer Hand zur andern, denn jeder drängte sich zu der Ehre der Unterschrift.

Darauf begab sich das Kaiserpaar, von allen Anwesenden gefolgt, durch die lange, blendendhelle galérie de Diane in den Theatersaal, wo die Sänger und Sängerinnen der Großen Oper die bereits erwähnte

Kantate von Méry vortrugen, und zwar in reichen spanischen Kostümen, die allgemeine Bewunderung erregten.

Nach derselben erschien ein Ballet, das unter dem Namen „Veilchenballet“ später noch manchmal bei besonderen Gelegenheiten in der Großen Oper gegeben wurde. Zwanzig allerliebste Tänzerinnen in weißen, veilchenbesetzten Flügelkleidern führten mit langen Veilchenguirlanden einen zierlich verschlungenen Tanz auf, dessen Schlußfigur die beiden Worte Napoleon und Eugenie bildeten. Man hatte die Veilchen, eine ganze Waggonladung, eigens aus Nizza kommen lassen, und von da an gehörte es für alle vornehmen Damen zum guten Ton, auf den Soiréen und Bällen bei Hofe mit einem Veilchenstrauß zu erscheinen. Sogar viele Herren trugen einen solchen, um sich für diese Aufmerksamkeit mit einem allerhöchsten Lächeln belohnen zu lassen.

Bald darauf hörte man im inneren Hofe des Palastes, der von unzähligen Fackeln beleuchtet war, die Equipagen heranrollen, welche die Geladenen nach Hause brachten. Dichte Volksmassen standen auf den Quais, im Tuilerienpark und auf den Karusselplatz und schauten zu den schimmernden Spiegelscheiben hinauf — das neue Kaiserreich hatte seinen glänzenden Einzug in das alte Königsschloß gehalten.

Der nächste Tag brachte ein noch großartigeres Schauspiel und diesmal für ganz Paris: die kirchliche Trauung des Kaiserpaares in Notredame.

Man hatte die beiden vergoldeten Prachtkarossen, die fast ein halbes Jahrhundert unbenutzt in den Remisen von Trianon gestanden, zu diesem Zweck neu herrichten und auffrischen lassen und sie hielten jetzt, jede mit sechs prächtig aufgeschirrten Pferden bespannt, vor dem Hauptportal des Palastes zur feierlichen Fahrt nach der uralten, ehrwürdigen Kathedrale, die schon so viele politische Wandlungen in Frankreich mit angesehen.

In derselben Karosse und in gleicher Pracht, war auch Napoleon I. mit seiner Gemahlin Josephine, am 2. Dezember 1804, nach Notredame gefahren, wo sie von Pius VII. gekrönt wurden, und gleichfalls der kleine König von Rom, am 9. Juni 1811, zur Taufe durch den Stellvertreter des h. Vaters.

Welch glänzende Hoffnungen knüpfte man damals an jene beiden Fahrten und wie hat das Schicksal dieselben erfüllt. Wird sich die Zukunft des jetzt in der ersten Karosse sitzenden Paares günstiger und dauerndes Glück versprechend gestalten? Wer konnte dies sagen! Die Geschicke der Könige, wie die der Völker, ruhen in der Hand des Allmächtigen, und keinem Sterblichen ist es vergönnt, voreilig den Schleier zu lüften.

Die vom wolkenlosen blauen Himmel herablächelnde Sonne schien allerdings glückverheißend zu sein, und das leichtfertige pariser Volk, leichtfertiger jedenfalls als manches andre, ergötzte sich an dem prächtigen Schauspiel und ließ morgen morgen sein.

Die gewaltige Kathedrale, nach dem Kölner Dom die größte und schönste gothische Kirche der Welt, war so reich und glänzend ausgeschmückt, wie man etwas ähnliches nie gesehen.

Rote Sammtdraperien hingen an allen Wänden, sodaß nur die farbenleuchtenden Glasgemälde der hohen Bogenfenster frei blieben; auch die Säulen waren mit demselben Stoff verhüllt, und mit breiten goldnen Blätterguirlanden umwunden; das Chor war in den kaiserlichen Farben mit grünem, von goldenen Bienen durchsticktem Sammt ausgeschlagen, und das ganze Gewölbe, auch der Seitenschiffe, war himmelblau gemalt und mit goldenen Sternen übersäet . . . . alles vielleicht zu theatralisch und der ernsten Würde des erhabenen Gotteshauses nicht sonderlich entsprechend, aber um so blendender und imposanter, wie die Franzosen es lieben.

Bei dieser Gelegenheit sah man auch das überall angebrachte Wappenschild des Zweiten Kaiserreiches; es war genau dasselbe wie unter dem Ersten: der gekrönte, einen Donnerkeil in den Klauen haltende Adler

in blauem Felde. Der gallische Hahn, der übrigens, wenn er krähte (wie z. B. i. J. 1840), niemals großen Respekt eingeflößt hatte, war zu den Toten geworfen; der königliche Aar, der Herrscher des Luftreiches, hatte ihm den Garaus gemacht.

Die Bänke und Stühle waren aus dem Mittelschiff entfernt worden, dessen Boden ein kostbarer Teppich der ganzen Länge nach bedeckte; nur im Chor standen dichte Sesselreihen für diejenigen Personen, die bereits der Ziviltrauung beigewohnt. Diesmal hatten aber viele jener Herren ihre Gattinnen mitgebracht. Zwanzig Kristallkronleuchter, jeder mit wenigstens hundert Kerzen, verbreiteten eine Sonnenhelle, und der Hochaltar schimmerte in einem Lichtmeer.

Draußen bildeten Soldaten in Galauniform ein Spalier von den Tuilerien bis zur Kathedrale; auf der einen Seite die Linientruppen, auf der anderen die Nationalgarde, die der Kaiser, so gering er auch ihre militärische Bedeutung anschlug, damals noch zu berücksichtigen hatte.

Hinter dem Spalier drängte sich die schaulustige Volksmenge, die nach vielen Hunderttausenden zählte, denn ganz Paris war in Bewegung, und es sollen allein mehr als zweimalhunderttausend Menschen aus allen Gegenden Frankreichs und des Auslandes zu jenem Tage in der Weltstadt eingetroffen sein.

Kein Fenster war unbesetzt, und die meisten Dächer waren schwarz von Zuschauern. Der Zug ging langsam im Schritt durch die mit gelbem Sande bestreuten Quais und Straßen, sodaß jeder das Brautpaar und ganz besonders die Braut hinter den großen Spiegelscheiben der ersten Karosse bequem betrachten konnte . . . und bewundern, müssen wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, hinzufügen, denn wir können hier als Augenzeuge berichten.

Sie saß zur Linken des Kaisers, fast ganz von einem weißen Spitzenschleier umhüllt, der nur das Antlitz freiließ; sie grüßte, aber fast unmerklich, mit freundlichem Lächeln nach allen Seiten, und als einzigen Schmuck trug sie einen Kranz von Orangenblüten, den Brautkranz nach französischer Sitte.

Der Kaiser trug dasselbe Kostüm wie Tags zuvor bei der Ziviltrauung. Er sah blaß und ernst aus, nur manchmal flog ein freundlicher Schimmer über seine Züge, und dann bekamen sie jenen gutmütigen Ausdruck, den sie jahrelang beibehielten; er nickte leicht mit dem Kopfe, als wollte er sagen: laßt mich nur machen und vertraut mir nur; es wird alles gut gehen.

Immer aber wendeten sich während der langen Fahrt die Blicke der Menge wieder der schönen Braut zu.

Von ihren gestrigen Juwelen war nichts zu sehen, was allgemein gefiel, um so mehr, weil

bereits ein hübscher Zug der jungen Kaiserin bekannt geworden war.

Der Gemeinderat von Paris hatte nämlich im Namen der Stadt einen Brillantschmuck als Hochzeitsgeschenk für die neue Landesherrin gewählt, und dazu eine Summe von sechsmalhunderttausend Franken bestimmt.

Die Braut hatte der Deputation herzlich gedankt und auch die Summe angenommen, aber nur, um dieselbe zur Gründung eines Kinderhospitals zu verwenden, das auch in demselben Jahre erbaut wurde und noch heute existiert.

Sie hatte ja Diamanten genug und konnte sich so viele kaufen, wie sie nur wollte, hörte man damals mehrfach sagen, aber gleichviel, es war immer der Beweis eines guten, mildthätigen Herzens, und es wäre unedel, dies nicht anzuerkennen, oder das Verdienst durch eine solche Kritik zu schmälern.

In der zweiten Karosse saß die Mutter der Kaiserin, die Gräfin Montijo, mit dem Exkönig Jérôme; die stolze Frau, die sich in ihrer Jugend ein solches Glück gewiß nicht hatte träumen lassen, fuhr also an der Seite einer allerdings etwas zweideutigen Majestät zur Kirche, um der Trauung ihrer Tochter mit einer wirklichen und noch dazu kaiserlichen Majestät beizuwohnen.

In drei vierspännigen Galawagen folgten dann zuerst die Prinzeß Mathilde mit ihrem Bruder, beide, als kaiserliche Hoheiten und in üppiger Körperfülle und, wie wir wissen, versöhnt und heiter, und zufrieden auf die Menge herabschauend; alsdann die anderen Prinzen und Prinzessinnen, nur einfache Hoheiten, aber doch aus ihrer bisherigen Dunkelheit wieder ans Licht gezogen und von der wieder aufgegangenen Kaisersonne glückbringend beschienen — und dann die unabsehbare Reihe der übrigen Equipagen, nur zweispännig, aber hochelegant, und viele Lakaien sogar mit gepuderten Perrücken, was allgemeine Heiterkeit erregte.

Der Polizeiminister, Herr von Maupas, hatte bei seiner Dienerschaft diese englische Mode eingeführt. Vor dem Staatsstreich war er als simpler Monsieur Maupas ein ziemlich dunkler Ehrenmann gewesen, wie so viele andere seines Schlages, die auch über Nacht zu Ämtern und Ansehen gekommen waren, und wenn er damals nicht zu Fuße ging, was er gewöhnlich that, so nahm er einen bescheidenen Fiaker.

Geadelt hatte er sich gleichfalls aus eigener Machtvollkommenheit, wie damals viele seiner Kollegen gethan, die dann, wenn die Rede darauf kam, ganz naiv versicherten, sie seien stets von Adel gewesen und hätten die kleine Partikel nur während der Rupublik abgelegt,

um keinen Anstoß zu erregen. Von obenher ließ man sie achselzuckend gewähren.

In den Equipagen saßen auch Damen in großer Toilette, denn bei solchen Gelegenheiten gehen die vornehmen Pariserinnen zur Kirche wie zu einem Ball, aber die schönste von allen, so hieß es wenigstens einstimmig, war doch die Braut . . . . das ließ sich die französische Galanterie nicht nehmen.

Die Zurufe aus dem Volke waren nur schwach, nur die Soldaten sorgten für ein lautes „begeistertes“ Vive l'Empereur! Vive l'Impératrice!

Der Erzbischof von Paris, an der Spitze des Metropolitankapitels, empfing die Majestäten am Portal der Kathedrale und geleitete sie unter den brausenden Klängen der Orgel und einem Chorgesang von mehr als hundert Sängern bis an ihre Betstühle, dicht vor dem Hauptaltar. Vier andere Bischöfe assistierten dem Erzbischof bei der heiligen Handlung, die aber sehr kurz war, denn das Brautpaar hatte bereits am Morgen in der Tuilerienkapelle eine stille Messe gehört und aus den Händen des Bischofs von Nancy, des früheren Pfarrers von Ham, die h. Kommunion empfangen.

Beim Ringwechsel donnerten die Kanonen der Invaliden einundzwanzigmal; sie hatten seit der Eidesleistung des Prinzen als Präsident der Republik, am

20. Dezember 1848, sich nicht wieder hören lassen ... nur etwas über drei Jahre waren seitdem verflossen, und der damalige Eid war längst in alle Winde verweht, wie die Schüsse selbst. Das tote Metall kann eben nur gehorchen und hat nur einen Klang für das Gute wie für das Böse.

In demselben Moment wurde von den beiden Türmen der Kathedrale, die mit wallenden Trikoloren geschmückt war, deren Wimpel fast zur Erde hinabreichten, eine Schaar schneeweißer Tauben losgelassen, die zuerst den gewaltigen Bau umkreisten und sich bald nach allen Richtungen hin verloren. Zugleich begann auch der Zug sich wieder zur Rückfahrt zu ordnen, und diesmal waren die Begrüßungen und das Vivat der Menge lärmender und, wie es schien, auch aufrichtiger als bei der Hinfahrt.

In den Tuilerien fand dann ein großes Banket statt, mit mehr als 500 Gästen; auf der Haupttafel in der Mitte, an welcher die Majestäten und außer den Mitgliedern der kaiserlichen Familien noch die höchstgestellten Persönlichkeiten saßen, paradierte das berühmte goldene Service, das Napoleon I. seiner zweiten Gemahlin, Marie Luise, zum Hochzeitsgeschenk gemacht und das gleichfalls bei seiner Vermählungsfeier gedient hatte.

Um 8 Uhr war alles vorüber und es wurde still

im Schlosse, aber in Paris selbst herrschte noch bis in die Nacht hinein das lebhafteste Treiben. Die öffentlichen Gebäude und Monumente waren glänzend beleuchtet, die Napoleonssäule auf dem Vendômeplatze strahlte im Brillantfeuer, und an vielen Häusern sah man ebenfalls Lampen und Lichter. Die Bewohner wollten dadurch ihre gute kaiserliche Gesinnung bethätigen.

Nur das Faubourg Saint-Germain blieb dunkel, denn die Legitimisten grollten und machten eine Faust in der Tasche, weil sie sonst nichts machen konnten. Aber auch das änderte sich bald.

Zum Beschluß des großen, denkwürdigen Tages bekamen wir noch ein spaßhaftes, echt pariser Bild zu sehen. Auf den Boulevards wurden überall in kleinen improvisierten Holzkäfigen weiße Tauben zum Verkauf angeboten: les pigeons du mariage impérial, oft sogar zwei zusammen, Männchen und Weibchen, um die Sache noch rührender zu machen. Sie fanden, trotz des hohen Preises, starken Absatz, und es mögen an jenem Abend wohl mehrere hundert verkauft worden sein, obwohl nur höchstens fünfundzwanzig bis dreißig aufgeflogen waren. Die findige pariser Straßenindustrie weiß eben aus allem sofort einen praktischen Nutzen zu ziehen.

Zweites Kapitel.

Die Kaiserin Eugenie.

Compiègne und seine Geschichte. — Der Aufenthalt des Prinz-Präsidenten daselbst und seine Gäste. — Die Gräfin Montijo und ihre Tochter. — Genealogie der Familie Montijo. — Standpunkt des Verfassers zur Beurteilung der späteren Kaiserin. — Fräulein von Montijo als Bohnenkönigin bei der Königin Marie Amélie. — Prophezeiung in Bagnères. — Die Treibjagden in Compiègne. — Erste Annäherung des Prinz-Präsidenten. — Rückkehr nach Paris. — Die Soiréen des Kaisers in den Tuilerien und seine Werbung. — Die Veilchentoillette als Entscheidung. — Fräulein von Montijo Kaiserin von Frankreich. — Ihr Hofstaat und die Legitimisten. — La Gueronnière und Cassagnac. — Die Tagespresse. — Wohlthätigkeitssinn der jungen Monarchin. — Der Schreiner der Kaiserin. — Die Kaiserin und die Mode. — Rückblick auf die Moden unter den früheren Königinnen. — Die neuen kaiser-

lichen Moden: Schleppkleider und Hofkostüme, Krinoline, Chignon und Puder. — Der Hoffriseur Lespès und sein berühmter Bruder Thimothée Trimm. — Der Maurermeister des Kaisers. —

Es war im Herbst des Jahres 1852, als der Prinz-Präsident Louis Napoleon, von seinen Rundreisen durch Frankreich zurückgekehrt, wo man ihn schon fast überall mit einem begeisterten Vive l'Empereur begrüßt hatte, mit großem Gefolge nach Compiègne ging und dort einen glänzenden Hof hielt, der freilich noch kein kaiserlicher war, aber doch schon für einen solchen galt, weil dem Prinzen nur noch der Titel eines Kaisers fehlte, den ihm die französische Nation wenige Monate später aus Dankbarkeit antrug, weil er sie durch den Staatsstreich vor der Anarchie bewahrt hatte.

So wenigstens sprach sich damals die offiziöse Presse Frankreichs aus, was wir hier einfach wiederholen, weil der Leser schon aus den vorhergehenden Blättern sich den richtigen Kommentar dazu leicht selbst machen kann.

Das Schloß von Compiègne ist unstreitig das älteste Königsschloß von ganz Frankreich und hat eine so interessante Vergangenheit, daß es sich wohl der Mühe lohnt, etwas näheres darüber zu sagen.

Es soll schon von den Merowingern im fünften Jahrhundert gegründet worden und Clotar dort i. J. 560 gestorben sein; Pipin der Kurze residierte in Compiègne (dem alten Compendium) und nach ihm Karl der Große, dessen Sohn, Ludwig der Fromme, i. J. 830, dort von seinen eigenen Söhnen abgesetzt wurde. Später war das Schloß mehrere Jahrhunderte lang ein Benediktinerkloster, bis der König Philipp August von Frankreich es gegen Ende des zwölften Jahrhunderts wieder für sich in Besitz nahm.

Ludwig IX., der Heilige, gründete in Compiègne um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein Hospital und trug nach einer Chronik den ersten Kranken auf seinen eigenen Armen in das neue Gebäude; eine eigentümliche, aber in gewisser Beziehung erhebende Art der Einweihung, wie sie die jetzigen Könige nicht mehr kennen.

Vor Compiègne war es auch, wo die Jungfrau von Orleans bei einem Ausfall von den Engländern am 24. Mai 1430 gefangen genommen wurde. Man zeigt noch einen halbzerfallenen Turm, in welchem man sie gefangen hielt.

Ludwig XIV. ließ dort im Herbst 1698 ein großes Feldlager von mehr als 50 000 Mann errichten, wo er in eigener Person die Manöver und Scheingefechte kommandierte, um der Frau von Maintenon das Bild einer Schlacht zu geben.

Sie hatte ihn eines Morgens beim Frühstück darum gebeten, eigentlich nur so nebenbei und vielleicht nur um etwas zu sagen, und nach vier Wochen war eine ganze Armee auf den Beinen.

Die Marquise saß auf einer kleinen Anhöhe, von ihrem Hofstaat umgeben, in einer vergoldeten Sänfte und schaute dem bunten Kampfspiel zu. Von Zeit zu Zeit sprengte der König heran, stieg ab und stellte sich neben die Sänfte, um der hohen Dame, die von ihrem Boudoir aus Frankreich regierte, die verschiedenen Truppenbewegungen zu erklären, wobei er sein Federbaret fast immer in der Hand hielt. Man denke! le Roi Soleil! die Höflinge waren außer sich.

Ludwig XV., der seinen Vorgänger gern kopierte, wenn auch meist ohne sonderliches Glück, bereitete der Dubarry ein ähnliches Schauspiel, aber jedenfalls bedeckten Hauptes und mit freieren Manieren. Man verdankt indeß diesem König die großartige Restauration des Schlosses und den Anbau eines Flügels mit prächtigen Sälen. Dort empfing er auch i. J. 1770 die Erzherzogin Marie Antoinette auf ihrer Reise nach Paris zur Vermählung mit dem Dauphin, dem späteren Ludwig XVI.

Die Große Revolution ging ziemlich schonend an Compiègne vorüber; unter dem Direktorium wurde darin nach altgriechischem Muster ein sogenanntes Pry-

taneum eingerichtet, eine überaus drollige Schöpfung, wo fünfzig der ersten Bürger auf Staatskosten alljährlich für einen Monat zusammenkamen, um über das Wohl der Republik zu beraten. Die Mahlzeiten und das sonstige angenehme materielle Leben im Schlosse bildeten dabei natürlich die Hauptsache.

Das Konsulat machte diesem Unwesen ein Ende und gründete in dem einen Flügel eine Kunst- und Gewerbeschule, die aber bald wieder einging.

Erst unter dem Kaiserreich, 1805, wurde das Schloß seiner ehemaligen Bestimmung zurückgegeben. Napoleon I. hatte von jeher eine besondere Vorliebe für Compiègne gehabt, sowohl wegen seiner abgeschiedenen Lage, als auch wegen der weitgedehnten Wälder, in denen man, bei ihrem großen Wildreichtum, die herrlichsten Jagden abhalten konnte. Er verwendete viele Millionen auf mehrere Anbauten und auf die innere Ausstattung des Schlosses, die denen von Fontainebleau und Saint-Cloud nicht nachstand, und residierte dort alljährlich mit seiner zweiten Gemahlin einen vollen Herbstmonat; auch dem i. J. 1808 entthronten König von Spanien, Karl IV., diente das Schloß zu einem vorübergehenden Aufenthalt.

In Compiègne hatte ferner, gleich nach dem Sturz des Kaiserreiches, der vertriebene König Ludwig XVIII. eine Zusammenkunft mit dem Czaren Alexander und war-

tete dort die Einnahme von Paris durch die Verbündeten ab, um in die besiegte Hauptstadt zurückzukehren, und gleichfalls in Compiègne fand im August 1832 die Vermählung des Königs Leopold von Belgien mit der ältesten Tochter Louis Philippes statt.*)

Als Staatsdomaine wurde endlich i. J. 1850 das Schloß Compiègne mit allen Liegenschaften an Waldungen, Pachthöfen, Mühlen und Fischereien dem Prinz-Präsidenten zur Nutznießung übergeben, der auch schon vor dem Staatsstreich häufig zur Jagd hinüberreiste, aber erst nach demselben dort ein förmliches Hoflager hielt, zu welchem er alsdann immer eine Menge Einladungen ergehen ließ.

* * *

So war es ebenfalls im Herbst 1852, und zu den Geladenen gehörte diesmal auch die spanische Gräfin Montijo mit ihrer Tochter, der schönen Comtesse Eugenie.

Die beiden Damen waren übrigens seit längerer Zeit in Paris bekannt, wo sie bereits mehrere Winter

*) Wir erinnern hier auch noch an den Besuch des Königs von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm, im Oktober 1861, der einer Einladung Napoleons III. nach Compiègne gefolgt war, von welcher man sich in politischen Kreisen große Hoffnungen für den Weltfrieden versprach, die nur leider, freilich nicht durch die Schuld Preußens, unerfüllt blieben.

zugebracht und in den höheren Gesellschaftskreisen ein gewisses Aufsehen erregt hatten. Sie gehörten einer der vornehmsten spanischen Grandenfamilien an und sollten sehr reich sein. Die Mutter, eine Witwe, aber noch in dem Alter der sogenannten seconde beauté, war Hofdame der Königin Isabella gewesen, sie hatte ihre älteste Tochter mit dem Herzog von Alba vermählt und suchte nun für ihre zweite gleichfalls einen ebenbürtigen Gemahl.

Es fehlte auch der schönen jungen Spanierin, die indes schon über die erste Jugendblüte hinaus war, denn sie stand bereits damals im sechsundzwanzigsten Jahre, nicht an Verehrern und Bewerbern; man nannte sogar unter diesen den Herzog von Aumale, der ihr seine Hand angeboten, aber einen Korb erhalten hatte; desgleichen seinen Bruder, den Herzog von Joinville, der nicht glücklicher gewesen, und sonst noch den einen oder andern hohen Herrn am Hofe zu Madrid.

Auch von ihren häufigen Reisen, und von ihrem Aufenthalt in den Pyrenäenbädern und besonders in Spaa wußte man viel Pikantes und Interessantes zu erzählen, und die schwatzsüchtige Fama, die ja überall willige Ohren findet, vollends in Paris, dem Vaterlande des „cancan“, sowohl des getanzten, wie des gesprochenen, trug dann die Geschichten weiter und weiter.

Doch alles waren nur Gerüchte, denen jeder sichere Anhalt fehlte, die aber von den Gegnern des Kaiserreiches, denen alle Mittel und Wege gut waren, um es in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, in gehässiger Weise entstellt und eifrig verbreitet wurden.

Was gar die anonymen Pamphlete, die man auch bei dieser Gelegenheit wieder aus London in Paris einschmuggelte, von der jungen Gräfin und ihrer Mutter erzählten, übergehen wir hier ganz, schon weil sie nicht in den Rahmen dieses Werkes passen und weil wir gern verzichten, auf diese Weise das Interesse unserer Leser zu fesseln.

Aber wir haben dafür auch noch einen anderen und ernsteren Grund, den gewiß alle Wohldenkenden billigen werden, und zwar diesen:

Noch lebt die Frau, die einst so hochgefeierte Kaiserin der Franzosen, die in der Zeit ihres Glanzes von den Dichtern ihrer Nation begeistert besungen und von Millionen ihrer Unterthanen vergöttert wurde, der man, wo sie sich blicken ließ, stürmisch zujubelte und sie mit Blumen und Kränzen überschüttete, . . . noch lebt sie, aber im Exil, eine von Kummer und Gram gebeugte Witwe, die auch ihren letzten Trost und ihre letzte Hoffnung verloren, ihren Sohn, ihr einziges Kind, an dessen goldener Wiege in den Tuilerien die glück- und ruhmverheißenden Feen gestanden, wie einst

an der Wiege des Königs von Rom, und der elend untergehen mußte in einem fremden, fernen Lande, fast unter Wilden, wohin ihn ein dunkles Verhängnis getrieben.

Das war der letzte, schrecklichste Schlag, der die Mutter traf, nicht die Kaiserin, deren schimmernde Krone längst zu einer Dornenkrone geworden ist, die sie mit Ergebung, aber auch mit Würde trägt.

In demselben Jahre, wo diese Blätter entstanden, haben wir sie zufällig, auf ihrer Durchreise nach dem Süden, in Köln wiedergesehen und waren von ihrer Erscheinung tief erschüttert.

Eine blasse Leidensgestalt in Trauerkleidern, gebeugt und unsicheren Schrittes, in der Rechten einen Stock zur Stütze, die Linke auf den Arm eines Herrn gelehnt, eines der wenigen, die ihr im Unglück treu geblieben . . . . so ging sie nach dem Dom, um zu beten.

Nicht weit von ihr knieten zwei schlichte Frauen aus dem Volk, die jedenfalls nicht ahnten, daß die fremde schwarze Dame eine ehemalige Kaiserin gewesen.

Ihr einst so vielbewundertes Haar war ergraut, fast weiß geworden, der frühere herzgewinnende Liebreiz ihrer Züge war verschwunden; die Augen, wohl vom vielen Weinen, glanzlos und matt, zeigten keine Spur mehr von ihrer ehemaligen Schönheit.

Das war dieselbe Frau, die ich vor kaum einem Menschenalter auf der Höhe alles irdischen Glückes gesehen, das funkelnde Diadem auf dem Haupt, und die Schleppe ihrer kostbaren, mit Edelsteinen bedeckten Gewänder von reichgeschmückten Palastdamen getragen, umgeben von einem prächtigen Hofe, dem prächtigsten Europas, und die Huldigungen der Ersten des Landes als einen Tribut entgegennehmend, den man mehr noch ihrer Schönheit und ihrer Liebenswürdigkeit als ihrem hohen Range darbrachte, und alle mit einem huldvollen Lächeln belohnend; überdies an der Seite eines Gemahls, der in jenen Tagen ein entscheidendes Wort mitsprach im Rate der Monarchen und die Geschicke der Völker bestimmte .... so war es einst, und jetzt diese Wandlung!

Deutlicher und ergreifender sind den Zeitgenossen wohl kaum jemals die Gegensätze von hoch und niedrig, von glorreich und elend vor die Seele geführt worden, als in diesem beklagenswerten Bilde gefallener Menschengröße.

Aber wie der Tod, so hat auch das Unglück etwas Versöhnendes, und das allgemeine Urteil über die ehemalige Kaiserin der Franzosen, die schwer gefehlt haben mag, aber jedenfalls noch weit mehr gelitten hat, ist im Laufe der Jahre milder geworden, sodaß es uns wahrlich schlecht anstände, wenn wir uns

hier zum Echo jener chronique scandaleuse machen wollten, die nur aus unlauteren Quellen schöpft.

Und vollends im Hinblick auf die jetzige Lage der Dinge in Frankreich, mit der grenzenlosen Verkommenheit fast aller Gesellschaftsklassen (wir wiesen bereits in der Einleitung auf die Affaire Wilson-Andlau-Ratazzi hin) und überhaupt im Hinblick auf das jämmerliche Treiben der politischen Parteien und auf das verächtliche Gebahren der tonangebenden Führer, in jüngster Zeit gar eines Boulanger!

Im Vergleich zu dem, was Frankreich jetzt geworden, war doch das Zweite Kaiserreich ein Musterstaat an innerer Ordnung und Ruhe, an Sitte und Zucht.

Auf der anderen Seite werden wir freilich auch dort, wo die Kaiserin Eugenie, wie es namentlich gegen Ende des Kaiserreiches der Fall war, ihre Befugnisse überschritt und sich zuviel mit der Politik befaßte, um schließlich in einer Art von Camarilla die entscheidende Stimme zu führen, mit unserem freien Urteil und Tadel nicht zurückhalten.

Der freundliche Leser verzeihe uns diese Abschweifung; sie schien uns nötig, um damit den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus wir diese Blätter betrachtet zu wissen wünschen: unparteiisch, gerecht, ernst und vorurteilsfrei, und gleich weit entfernt von übertriebener Schätzung oder gar Verherrlichung, wie

von geflissentlicher Verkennung und unwürdiger Schmähung ... und jetzt nehmen wir den oben abgebrochenen Faden wieder auf, um zunächst einige genealogische Notizen über die Familie Montijo mitzuteilen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Malaga ein Kaufmann, namens Kirkpatrick, der zu den reichsten und angesehensten der Stadt gehörte Seine Familie war schottischen Ursprungs und rühmte sich, von einer Seitenlinie der Stuarts abzustammen. Von seinen vier, sämtlich in Spanien geborenen Töchtern vermählte sich die jüngste mit dem Grafen Teba, dem nachgeborenen Sohn des Granden Montijo, Herzogs von Penaranda.

Der Herzog, der in dieser Verbindung eine Mißheirat sah und deshalb seinen Bruder enterben wollte, vermählte sich noch spät, starb aber kinderlos, und der Graf von Teba erbte nun nach den spanischen Gesetzen die Reichtümer und die hohen Titel und Würden des Verstorbenen. Er war Artillerieoberst und stand bei der Besitznahme Spaniens durch Napoleon auf Seiten der Franzosen, ging auch später mit den französischen Armeen nach Frankreich und nahm an der Belagerung von Paris durch die Verbündeten teil, wobei er ein Auge verlor.

Nach Spanien zurückgekehrt, starb er dort Ende der dreißiger Jahre, und seine Witwe, die nur zwei Töchter

hatte und die jetzt seine Erbin war, wie er früher der Erbe seines Bruders gewesen, zog nach Madrid, wo sie ein großes Haus machte und sich der besonderen Gunst der Königin Isabella erfreute, die sie zu ihrer Ehrendame ernannte und die auch die Vermählung der ältesten Tochter mit dem Herzog von Alba vermittelt haben soll.

Die Gräfin Montijo, die aber als Herzogin von Penaranda nach dem spanischen Adelsrecht noch sechs, acht andere Grandentitel Erster Klasse, nämlich die von Banoz und Mora, von Guzman und Cordova u. s. w. führen durfte, ging später mit ihrer Tochter auf Reisen, lebte abwechselnd in Rom und in Neapel, in London und in Edinburg, und brachte mehrere Winter in Paris zu, wo sie durch den spanischen Botschafter auch dem König Louis Philippe vorgestellt wurde, aber bei Hofe eigentlich nur durch ihre vielen Titel und durch ihren langen Namen Aufsehen erregte.

Bei dieser Gelegenheit erzählte man sich, seien Mutter und Tochter auch auf einer Soirée bei der Königin gewesen und zwar am Dreikönigstage, wo nach alter Sitte ein Bohnenkuchen auf der Tafel stand, der beim Nachtisch im Kreise herumging. Graf Montalivet habe das Stück mit der Bohne bekommen und die junge Gräfin von Teba zur Königin gewählt, ihr auch eine hübsche Krone aufgesetzt und sie dann

auf den Ehrenplatz geführt, wo sie sehr würdevoll und graziös die Huldigungen der Herren und Damen in Empfang genommen. Die Königin Marie Amélie soll sich ganz besonders dabei amüsiert und sie mehrfach mit „Majestät" angeredet haben.

Wer dachte damals an den Sturz des Bürgerkönigtums, oder gar an ein zweites napoleonisches Kaisertum! Wir erzählen diese Anekdote, wie wir sie in Paris oft gehört haben, und auch die folgende, die ebenfalls hierher paßt.

Die Szene spielte in dem Pyrenäenbade Bagnères und, wie die erstere, in der Mitte der vierziger Jahre. Die Gräfin von Montijo hielt sich mit ihrer damals sieben- oder achtzehnjährigen Tochter einen vollen Monat in dem genannten Badeort auf, und die junge Comtesse hatte sich durch ihre Mildthätigkeit längst allgemein beliebt gemacht.

Vorzugsweise bedachte sie eine alte, halb gelähmte Frau, die vor dem Hôtel saß und mit Streichhölzern und Bleistiften handelte, immer mit einer reichen Gabe, und am Tage ihrer Abreise reichte sie ihr ein Goldstück und vertröstete sie zugleich auf das nächste Jahr.

Lassen Sie mich Ihre Hand sehen, sagte die Alte, ich kann prophezeien.

Die Comtesse hielt ihr lachend die Hand hin, und kaum hatte die Frau hineingeschaut, als sie laut au-

rief: Was sehe ich! Ihnen steht ein großes Glück bevor, Sie werden die erste Dame von Europa werden; vous serez reine, un jour! Ähnlich wie zu Macbeth: Heil dir, der einst König sein wird!

Sie thut es nur, sagte lachend der Herzog von Ossuna, der seine Kusine begleitete, um ein zweites Goldstück zu bekommen, das er der Alten auch geben wollte. Aber sie wies es zurück und erwiderte: Nein, später, wenn sie erst Königin geworden ist.

Und schon im Sommer 1853 erhielt der Maire von Bagnères ein Schreiben aus dem Kabinet der Kaiserin, mit dem Auftrage sich nach der alten Frau zu erkundigen und ihr im Falle sie noch lebe, tausend Franken im Namen I. Majestät einzuhändigen.

Sie lebte auch noch und erzählte nun aller Welt ihre damalige Prophezeiung und ihr jetziges Glück Weiter hatte freilich ihre Prophetengabe nicht gereicht, denn von dem dereinstigen Wechsel, dem „jähen, donnernden Fall“, hatte sie nichts gesagt.

Das war also die Dame, die schon i. J. 1850, wenn sie mit ihrer Mutter in der Großen Oper erschien, so allgemeines Aufsehen machte, wobei wir nicht vergessen wollen, hinzuzufügen, daß in einer anderen Loge nicht weit davon, Miß Howard saß und auf den Besuch des Prinz-Präsidenten wartete. Sie lorgnettierte inzwischen ihre Nachbarin, in der sie eine Rivalin nicht

ahnte, und auch der Prinz ließ sich nichts merken, obwohl er gewiß schon ein Auge auf die schöne Spanierin geworfen hatte.

Jetzt aber, in Compiègne, war es anders. Man stellte den beiden Damen, sofort nach ihrer Ankunft, die prächtigsten Gemächer zur Verfügung, die gesamte Schloßdienerschaft, schon in der kaiserlichen Livrée, Grün mit Gold, behandelte dieselben mit einer so auffallenden Ehrerbietung, daß man alsbald merkte, dies geschehe auf direkten höheren Befehl, und der Prinz selbst brachte der Tochter so unzweideutig und offenkundig seine Huldigungen dar, daß alle übrigen Verehrer bescheiden zurücktraten und schon nach den ersten Tagen die schöne Comtesse Eugenie als Königin der Gesellschaft proklamierten.

Warum nicht als Kaiserin? fragte der galante und frivole Morny mit verschmitztem Lächeln, denn die Agitation zu gunsten des neuen Kaiserreiches hatte bereits im ganzen Lande begonnen, was er selbst am besten wissen mußte, denn er hatte dabei die Hand am thätigsten im Spiel.

Die übrigen Damen unter den Gästen, die gar bald mit weiblichem Scharfsinn den eigentlichen Sachverhalt begriffen, stimmten mit ein; manche vielleicht à contre coeur, aber sie huldigten gleichfalls, und zwar aus Respekt vor dem Herrn, der aufgehenden Sonne.

Ob Maitresse, ob Gemahlin, das stand noch dahin, denn wir dürfen nicht vergessen, daß wir in Frankreich sind, wo eine solche Alternative in den höheren und höchsten Kreisen etwas sehr gewöhnliches ist. Für die Moral jener Kreise allerdings ein schlechtes Zeugnis, aber in diesem Punkte hat leider Frankreich von jeher auf einer wenig beneidenswerten Stufe gestanden. Diesmal sollte sich indes das leichtfertige Urteil nicht bewähren.

An den großen Treibjagden nahmen auch die jungen Damen zu Pferde teil, und zwar in einem neuen Amazonenkostüm, ohne die lange, faltenreiche Schleppe, die bei dem schnellen Reiten durch Wald und Gebüsch nur hinderlich gewesen wäre.

Die älteren Damen folgten in vierspännigen Kaleschen, und die Gräfin Montijo, die in der schönsten saß, hörte nichts wie Komplimente über ihre Tochter, was ihrem mütterlichen Herzen sehr wohl that.

Die junge Comtesse sah auch wirklich reizend aus, dazu war sie eine vortreffliche Reiterin, unerschrocken und gewandt und fast immer an der Spitze der Jagdgesellschaft. Nur ein Jäger folgte ihr unverdrossen und hielt sich stets an ihrer Seite, er trug wie die anderen Herren den englischen roten Jagdfrak, aber man erkannte ihn leicht an dem blitzenden Stern auf der Brust: es war der Prinz-Präsident.

Die Meute bellte, die Pferde wieherten, die Hörner tönten, die Treiber und Piqueure feuerten sich gegenseitig durch lauten Zuruf an, und Jäger und Jägerinnen flogen sausend vorüber und verloren sich im Dickicht des Waldes.

Als endlich der arme, zu Tode gehetzte Hirsch zur Strecke gebracht war und verendete, erschien der Prinz mit seiner Gefährtin zuerst auf dem Platze und ließ das Halali blasen und zeigte den übrigen Herren und Damen, die sich nach und nach einfanden, mit Stolz die unerschrockene Amazone. Die Comtesse hatte Mut und Kraft bewiesen, zwei Eigenschaften, die den Männern an Frauen stets gefallen.

Beim Souper führte der Prinz die Frau Mama zur Tafel und die Comtesse saß ihm zur Linken, und als der Wirt mit leuchtenden Augen die Gesundheit der kühnen Jägerin ausbrachte, klangen die Gläser zusammen und man wechselte untereinander verständnisvolle Blicke. Später war dann noch Konzert, oder ein kleiner Ball, bei welchem die Prinzessin Mathilde die Honneurs machte, und die „schöne Spanierin" war immer der strahlende Mittelpunkt der Gesellschaft.

Oder man bildete auch wohl einen kleineren, intimeren Kreis und setzte sich um einen runden Tisch und legte eine Bank auf, aber eine unschuldige, denn

man spielte vingt et un, was damals in Paris sehr beliebt war, und das der Leser gewiß auch kennt.

Der Prinz sah seiner Nachbarin (wir wissen jetzt schon, wer die Nachbarin war) in die Karten und bemerkte zwei Könige, also fast die höchste Zahl. Ich würde passen, flüsterte er scherzend; nein, war die kecke Antwort, tout ou rien, und als der Banquier anfragte, verlangte sie eine Karte. Es war ein As, also der glücklichste Treffer: ein und zwanzig, der doppelte Einsatz. Was sollte ich auch mit zwei Königen anfangen, fügte sie lachend hinzu, an einem hab' ich genug und ich wollte das Glück versuchen.

Diese kleine Geschichte ging am nächsten Tage von Mund zu Mund; man kann sich leicht denken, mit welchen Kommentaren. Die bereits oben erwähnten beiden Parteien, für und gegen die Vermählung des Prinzen und zukünftigen Kaisers, waren im Compiègne fast gleich stark vertreten, jene hofften und diese fürchteten, aber die Hoffnungen schienen schon damals den Sieg davonzutragen.

Das Benehmen der Comtesse war dabei durchaus korrekt und tadellos, weder kokett noch prüde, aber doch zurückhaltend und diskret, wie es nicht anders sein konnte, zumal sie wußte, daß alle Augen, und speziell die weiblichen, auf sie gerichtet waren.

Man sagte nachher, sie sei von ihrer Mutter genau

„instruiert" worden, was eine doppelte Deutung zuläßt, eine gehässige und eine gute. Wir halten es mit der letzteren und finden es ganz natürlich, daß eine Tochter ihre Mutter zur Vertrauten in Herzensangelegenheiten macht, denn daß auch ihr der Prinz nicht gleichgültig geblieben und daß sie seine offenkundigen Huldigungen gern entgegennahm, unterlag keinem Zweifel, und sie selbst machte auch gar kein Hehl daraus.

Wenn ich nur wüßte, wie ich zu Ihrem Herzen gelangen könnte, soll ihr der Prinz einst in etwas zudringlichem Scherz gesagt haben, und die Comtesse habe anfangs darüber gelächelt, dann aber plötzlich sehr ernst durch die zufällig offenstehenden Flügelthüren des Saales auf einen langen Korridor gewiesen und die Worte hinzugefügt: Prinz, nur auf diesem Wege. Der Korridor führte direkt in die Kapelle des Schlosses.

Wenn diese Antwort auch zu den Instruktionen der Mutter gehört hat, so kann ihr dieselbe nur zur Ehre gereichen, und der verliebte Schloßherr ließ es sich gesagt sein. Für eine bloße „Liaison" à la Howard, die schließlich mit einem Besuch des Polizeipräfekten, mit einer Entschädigungssumme und mit einer gezwungenen Abreise endete, konnte bei der Gräfin Eugenie nicht die Rede sein. Der Prinz, dem man doch jetzt nach dem glücklich gelungenen Staatsstreich so viel Scharf-

sinn nachrühmte, hätte das schon an jenem Abend beim vingt et un-Spiel merken müssen: tout ou rien!

So gingen denn die festlichen Tage in Compiègne zu Ende; für die beiden Hauptpersonen jedenfalls sehr hoffnungsreich und für die übrigen Gäste eine unerschöpfliche Quelle interessanter kleiner Geschichten, mit geheimnisvollen Andeutungen und verhüllten Prophezeiungen.

In allen Pariser Salons herrschte daher im Oktober und November des Jahres 1852 große Aufregung, fast ebenso groß wie diejenige in den politischen Kreisen, denn das Sieben-Millionen-Skrutinium war bereits in vollem Gange.

Dies Skrutinium hatte, wie vorauszusehen war, die Kaiserkrone gebracht, und am Neujahrstage 1853 hielt der neue Imperator die erste große Cour im Tuilerienpalast .... nur eine Gemahlin, eine Kaiserin, fehlte zu dem Glanz des wieder erstandenen napoleonischen Hofes.

Am h. Dreikönigstage war große Soirée mit Konzert beim Kaiser, zu welcher auch die Gräfin Montijo mit ihrer Tochter erschien, und wo die letztere sich wieder der allgemeinen Aufmerksamkeit und der besonderen Huldigung Sr. Majestät erfreute; aber ein Bohnenkuchen wurde diesmal nicht aufgetragen.

Die königliche Witwe Marie Amélie lebte noch auf

ihrem Schlosse Claremont bei Windsor, denn sie starb erst i. J. 1866; sie ließ sich täglich die Zeitungen vorlesen und verfolgte mit dem lebhaftesten Interesse die Ereignisse in Frankreich. Sie mag gewiß mehr als einmal an jene Soirée gedacht haben, wo die schöne junge Spanierin in ihrem eigenen Salon als Bohnenkönigin proklamiert wurde.

Inzwischen waren die ungünstigen Nachrichten in bezug auf die Brautschau im Auslande eingetroffen, die den Kaiser verletzten, und gerade diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß er jetzt nicht länger zögerte, sondern einen definitiven Entschluß faßte.

Auf welche Weise nun seine Bewerbung um die Hand der Comtesse Eugenie stattgefunden, ist niemals sicher bekannt geworden.

Die einen behaupten, er habe sich in Person im Hôtel am Vendômeplatze eingefunden und sei dort selbstverständlich mit offenen Armen empfangen worden — ein zweiter Cäsar: veni, vidi, vici — die anderen sagten, er habe den Intimsten seiner Intimen, den Grafen Morny, zu den Damen geschickt. Das letztere scheint uns wahrscheinlicher, aber es ist an sich nicht weiter von Belang. Soviel ist sicher, daß der Abend des 14. Januar die Entscheidung brachte und zwar durch die kaiserliche Blume, das Veilchen.

Es war die gewöhnliche Donnerstagssoirée beim

Kaiser, zu welcher alle hoffähigen Herren und Damen ohne besondere Einladung sich einfinden durften, doch diesmal insofern außergewöhnlich, weil die Gesellschaft viel zahlreicher war als sonst. Vielleicht hatte man den Herrschaften einen kleinen geheimen Wink gegeben, denn jedes dritte Wort in der zweiten Januarwoche 1853 war in ganz Paris: Napoleon, Eugenie; ja oder nein?

Weit über hundert Personen mochten erschienen sein, die Herren drängten sich im großen Vorsaal und bildeten plaudernde Gruppen, die Damen saßen in dem daranstoßenden Hauptsalon und musterten gegenseitig ihre Toiletten, aber unruhig und zerstreut, denn es war so etwas in der Luft von stiller Erwartung, von Überraschung . . . die großen Ereignisse werfen ja, nach dem geflügelten Wort, ihre Schatten voraus.

Der Kaiser selbst stand mit seinem Vetter und mit Morny und Persigny am Kamin. Da gingen die Flügelthüren noch einmal weit auf: Die Comtesse erschien an der Seite ihrer Mutter; die Gespräche wurden unwillkürlich zu einem leisen Geflüster, man verneigte sich ehrerbietig, aber man lächelte auch zugleich verständnisvoll.

Dieses Lächeln galt der Toilette der jungen Gräfin: sie trug Veilchen im Haar, ein großes Veilchenbouquet am Busen und ein noch größeres in der Hand. Die

Blumen bedeuteten das Jawort; so hatte es der Kaiser gewünscht. Er ging den beiden Damen freudestrahlend entgegen, führte sie zu den zwei obenan stehenden leer gebliebenen Sesseln, und die Cour begann.

Das war der erste offizielle Akt seiner Verlobung, und am nächsten Morgen wußte es ganz Paris. Das weitere bis zur Trauung in Notre-Dame und dem darauf folgenden Hochzeitsmahl in den Tuilerien haben wir bereits im vorhergehenden Kapitel geschildert. Nur einen kleinen interessanten Umstand wollen wir zum Schluß noch hinzufügen.

Nach dem französischen Gesetz muß jede beabsichtigte Eheschließung an dem Wohnsitz des Verlobten öffentlich bekannt gemacht werden, und zwar durch Anschlag am Schwarzen Brette der betreffenden Mairie.

So stand denn auch am Eingang der Mairie des Ersten Arrondissements von Paris, zu welchem der Tuilerienpalast gehört, unter der Rubrik der Heiratsankündigungen, die folgende vom 17. Januar 1852: Se. Majestät Napoleon III., Kaiser der Franzosen, mit Fräulein Eugenie von Montijo, Gräfin von Teba &c. . . . . schlicht und recht unter den übrigen Namen der gewöhnlichen Menschenkinder.

Man hätte diese Formalität natürlich leicht umgehen können, aber es geschah auf speziellen Befehl

des Kaisers, der, wie er sagte, nichts sei als der erste Bürger des Staates.

Ganz Paris wallfahrte nach der Mairie, denn jeder mußte sich doch mit eigenen Augen überzeugen, wie der Kaiser die Gleichheit aller vor dem Gesetz beobachtet wissen wollte. Das klang so schön und verheißungsvoll, und die Pariser freuten sich, denn sie waren von jeher große Kinder, die man mit einer tönenden Phrase, und jene Worte waren, bei Licht besehen, nichts weiter, oder sonst mit irgendeinem kleinen Theatercoup so leicht gewinnen konnte.

* *
*

Die Vermählung des Kaisers wurde, wie wir bereits bemerkt haben, und wie es auch nicht wohl anders sein konnte, je nach den verschiedenen gesellschaftlichen und politischen Kreisen verschieden beurteilt.

Im Auslande, besonders in London, erschienen sofort wieder mehrere Flugschriften, die das frühere Leben der Kaiserin mit den gehässigsten Farben schilderten und sich dadurch zum Echo von allerlei Skandalgeschichten machten, denen jede glaubwürdige Unterlage fehlte. Wie bei ähnlichen Gelegenheiten, so lassen wir auch hier jene Pamphlete unberücksichtigt.

Aber eine andere Notiz, sowohl ihrem ernsteren Inhalte nach, als auch wegen ihrer respektablen Quelle, wollen wir unseren Lesern nicht vorenthalten. Diese Notiz findet sich in dem dritten Bande der i. J. 1887 erschienenen Memoiren Lord Granvilles und lautet wie folgt:

„9. Februar 1853. Clarendon hat mir gestern ganz eigentümliche und interessante Mitteilungen über die Heirat des Kaisers Napoleon gemacht. Er hat diese Mitteilungen von einer sehr zuverlässigen Person erhalten, nämlich von der Marquise von Santa-Cruz, der intimsten Freundin der Gräfin Montijo, der Mutter der Kaiserin.

Die Gräfin hat in einem Briefe an die Marquise die Werbung des Kaisers um die Hand ihrer Tochter genau geschildert.

Schon bei den ersten Worten drückte die junge Comtesse ihre Befürchtung aus, daß sie zu einem so hohen Range nicht wohl geeignet sei, auf den doch jede Königstochter Anspruch machen könne. Darauf habe der Kaiser ihr folgendes geantwortet: „Ich muß ganz offen mit Ihnen sprechen und Ihnen die volle Wahrheit sagen. Wenn der Rang auch hoch ist, zu welchem ich Sie erheben will, so ist er dafür auch unsicher und sogar gefährlich. Ich bin von allen möglichen Gefahren umgeben und bin in den oberen Klassen gar nicht populär; die auswärtigen Mächte betrachten mich mit Mißtrauen und ich kann jeden Tag ermordet werden, und das an Ihrer Seite. Beim Volk bin ich allerdings beliebt, aber alle Volksgunst ist unbeständig, und was mich am meisten beunruhigt, ist, daß sich selbst in der Armee unzweideutige Anzeichen von Unzufriedenheit zeigen. Wenn die um sich greifen, werde ich doch zu einem Kriege gezwungen werden, denn dann ist die Armee eins und mir ergeben. Persönlich wünsche ich die Aufrechthaltung des Friedens, aber ich bin nicht Herr der Verhältnisse und kann die Gesinnungen und Meinungen nicht beherrschen.“ —

Das, sagte mir Clarendon, habe die Gräfin Montijo ihrer Freundin geschrieben; der Kaiser sei also ihrer Tochter gegenüber ganz offenherzig gewesen. Das Fräulein muß aber doch

wohl nicht so schwarz gesehen haben, denn sie hat trotzdem den Heiratsantrag angenommen.

Was mich bei der ganzen Sache am meisten betroffen gemacht hat, ist das aus dieser Unterredung hervortretende Gefühl der Unsicherheit und Unruhe, das der Kaiser in sich trug, fast wie die Mahnung eines bösen Gewissens. Da sieht es allerdings um die Ruhe Europas schlecht aus.

Auch Lord Cowley, der seit einigen Tagen auf Urlaub hier ist, hat mir allerlei über die kaiserliche Vermählung erzählt, und namentlich in bezug auf die Anfragen bei anderen Höfen, bevor der Kaiser sich für Fräulein Montijo entschied. Cowley hatte schon früher verschiedene Einzelheiten darüber erfahren und ging zu Walewski, um noch mehr und genaueres zu hören. Walewski sprach ganz offen mit ihm und sagte, er hoffe, die Vermählung mit der Spanierin doch noch zu hintertreiben. Er, Walewski, habe sich gerade mit Lord Malmesbury dahin verständigt, dem Kaiser die Verbindung mit der Prinzessin Adelaide von Hohenlohe, einer Nichte der Königin Viktoria, vorzuschlagen, und Malmesbury habe sich auch schon deswegen an den Vater der Prinzessin gewendet. Der Fürst habe sehr verbindlich geantwortet, aber zugleich bemerkt, er lasse seiner Tochter völlige Freiheit, über ihre Hand zu verfügen; er könne mithin nichts weiter thun, als ihr den Vorschlag mitzuteilen.

Unsere Königin hat sich in der ganzen Sache sehr korrekt, aber auch sehr vorsichtig benommen, denn sie hat, als die Prinzessin sie um Rat fragte, weder ab- noch zugeraten, sondern ihrer Nichte die Entscheidung allein überlassen.

Das habe Malmesbury sofort dem Grafen Walewski geschrieben, und dieser sei auch gleich zum Kaiser gegangen, um ihn zu bitten, wenigstens die Antwort der Prinzessin abzuwarten,

bevor er dem Fräulein Montijo einen definitiven Antrag mache. Der Kaiser habe ihm erwidert: lieber Walewski, es wird Ihnen nicht viel helfen; ich habe nun einmal mein Herz an die schöne Eugenie verloren und ich sehe wirklich nicht ein, weshalb ich mich nicht nach meiner Neigung verheiraten sollte; die Prinzessin Adelaide kenne ich ja so gut wie gar nicht.

Endlich habe er aber doch dem dringenden Zureden Walewskis nachgegeben und ihm versprochen, sich bis zur Antwort der Prinzessin zu gedulden. Diese Antwort, die nach einigen Tagen in Paris eintraf, lautete ablehnend. Die Prinzessin, übrigens eine sehr hübsche und feingebildete junge Dame, und auch katholischer Konfession, dankte in sehr höflichen Worten für die ihr zugedachte hohe Ehre, sie schützte aber ihr allzu jugendliches Alter vor und sprach zugleich die Befürchtung aus, den Ansprüchen, welche die französische Nation an ihre Kaiserin zu machen berechtigt sei, nicht gewachsen zu sein. So zerschlug sich auch dieses letzte Heiratsprojekt, und noch an demselben Tage hielt der Kaiser um die Hand des Fräuleins Montijo an." *)

* *
*

Die junge Kaiserin bezog in den Tuilerien das erste Stockwerk nach der Gartenseite; ihre Gemächer lagen also genau über denen des Kaisers und waren durch kleine Wendeltreppen mit einander verbunden.

---

*) Welche Prinzessin von Hohenlohe hier gemeint ist, haben wir nicht in Erfahrung bringen können; übrigens gehörte auch sie einem mediatisierten Fürstenhause an, so daß diese Heirat den Kaiser ebenfalls nicht mit einer souveränen Dynastie verbunden haben würde, der einzige Grund, der ihn vielleicht hätte abhalten können, sich mit der Comtesse Teba zu vermählen.

Auch ihren Hofstaat fand sie, wenigstens in den Hauptpersonen, vollständig organisiert, und überall tauchten die bekannten und auch vielfach berühmten Namen der ersten Kaiserzeit wieder auf.

Die Prinzessin von Eßling, eine Tochter des Marschalls Massena, war zur Oberhofmeisterin ernannt worden, und zur ersten Palastdame die Herzogin von Bassano; von den übrigen diensttuenden Hofdamen nennen wir noch die Gräfinnen von Montebello, von Latour-Maubourg und von Labédoyère. Unter den Kammerherren befanden sich gleichfalls die Söhne mancher früheren Marschälle und Generäle; der neue Kaiser hatte die Dienste der Väter nicht vergessen, und auch in anderen Kreisen konnten diejenigen, deren Familien gut napoleonisch gesinnt waren, der Berücksichtigung und Beförderung gewiß sein.

Daß dabei eine Menge Personen jetzt auf einmal diese Gesinnung sehr offen zur Schau trugen, die noch vor wenig Jahren keineswegs dafür gegolten hatten, wird niemand Wunder nehmen; Frankreich war ja von jeher das Vaterland der politischen Wetterfahnen. Man machte über solche Ernennungen wohl hier und da pikante Glossen, fand es aber sonst ganz in der Ordnung.

Nur wenn, was in den nächstfolgenden Jahren vielfach der Fall war, der Träger eines großen Na-

mens das legitimistische Lager verließ und in den Tuilerien erschien, entstand Sturm unter den Royalisten wegen des Renegaten, aber es war nach dem bekannten Lustspiel nur ein Sturm in einem Glase Wasser.

Die altadeligen Familien der Larochejaquelin, der Pastoret und der Cossé-Brissac (denn selbst unter diesen befanden sich solche Überläufer) schüttelten den Abtrünnigen wie Staub von ihren Füßen.

Der Kaiserin war es übrigens sehr leicht, die Menge zu gewinnen, und das Talleyrandsche Wort bewährte sich auch hier wieder: eine Königin braucht nur schön zu sein und sich, wenn sie sich öffentlich zeigt, auf ein liebenswürdiges Lächeln zu verstehen, und die Herzen fliegen ihr zu.

Und schön war sie wirklich, diese auf den Thron erhobene Spanierin, die aber jetzt nur Französin sein wollte und dem spanischen Botschafter, als er sie in ihrer Muttersprache anredete, mit gut gespielter Mißstimmung antwortete: Bitte, sprechen Sie französisch, lieber Graf; ich habe das Spanische ganz verlernt. Auch mit ihrer Mutter sprach die Kaiserin, wenigstens in Gegenwart anderer Personen, immer nur französisch.

Dergleichen kleine Geschichten, deren Wahrheit man oft nicht einmal verbürgen konnte, gefielen ungemein, wenn sie in den pariser Abendblättern mit den nötigen schmeichelhaften Randbemerkungen erzählt wurden.

Ein Journalist zeichnete sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders durch seine pathetischen Superlative aus, das war der Vertraute des Kaisers und spätere Senator de La Guéronnière, der, wie so viele Generäle ihren Degen, seine Feder dem neuen Machthaber zur Verfügung stellte.

Der Genannte kann in mehr als einer Beziehung als der Typus jener Tagesschriftsteller hingestellt werden, die der Hof gleich in den ersten Jahren zu gewinnen wußte, und die dann in tönenden Akkorden alles priesen und vortrefflich fanden, was vom Kaiser und seiner Regierung ausging.

Wir nennen hier La Guéronnière deshalb, weil bei ihm der Umschlag von einem Extrem ins andere am auffallendsten hervortrat.

Die unabhängige Presse, soweit sie sich überhaupt hören lassen durfte, nannte ihn daher mit Recht den litterarischen Mantelträger par excellence, und der Kaiserin selbst wurde die Verherrlichung ihrer Person und ihres Charakters durch eine solche Feder so unliebsam, daß man von obenher genötigt war, dem allzu begeisterten Skribenten einen Dämpfer aufzusetzen.

Man erinnerte sich, wie La Guéronnière in früheren Jahren die Königin Marie Amélie als die edelste Fürstin gefeiert hatte, die je einen Thron geziert, daß er später das gräflich Chambord'sche Ehepaar als den

Inbegriff aller fürstlichen Tugenden gepriesen, ja daß er vor dem Staatsstreich den Prinz-Präsidenten einen kopflosen Abenteurer genannt, der sich gar bald in den für andere gestellten Netzen fangen würde, und gleich nach demselben ihn als einen Mann schilderte, auf dessen geistvollem Antlitz sich Ernst und Milde paarten, und in dessen Zügen man deutlich die Kraft und den Edelsinn seines Gemütes lesen konnte.

Dabei passierte ihm nicht selten das Malheur, sich fast wörtlich zu wiederholen und die verschiedensten Personen mit denselben Phrasen zu bedenken; sein Gedächtnis mußte schwach geworden sein, aber das Gedächtnis des Publikums war um so lebendiger.

Das alles verhinderte jedoch den Kaiser nicht, diese übrigens sehr gewandte Feder im Interesse seiner Politik zu verwerten, namentlich in den sechsziger Jahren bei Gelegenheit der römischen, oder richtiger der päpstlichen Frage; er befolgte darin den Grundsatz seines Onkels, der gleichfalls die Journalisten zu seinen Zwecken gebrauchte, wenn sie sich dazu hergeben wollten, ohne sich weiter um ihren Charakter zu bekümmern.

Verschiedene politische Broschüren, deren Grundideen vom Kaiser ausgingen und die La Guéronnière geschickt und unter der direkten Kontrolle des Herrn ausarbeitete und dann unter seinem Namen herausgab, trugen ihm im Publikum, das sich durch dies

Manöver nicht täuschen ließ, den Titel des Broschüren-Senators ein. Der Pseudo-Verfasser ließ es sich ruhig gefallen und tröstete sich mit dem schönen Bewußtsein, daß sie ihm anderweitig etwas viel besseres, und zwar in klingender Münze, eingetragen hatten.

Ein Seitenstück zu La Guéronnière und gewissermaßen sein Kollege, wenn auch bei weitem weniger aristokratisch, war der bekannte Granier de Cassagnac, gleichfalls ein unerschütterlicher Vertreter der kaiserlichen Politik durch dick und dünn. Der triviale Ausdruck paßt ganz auf den Redakteur des Pays, journal de l'Empire, denn wenn La Guéronnière den Beinamen eines litterarischen Mantelträgers verdiente, so gebührt diesem in noch höherem Maße der eines litterarischen Klopffechters, was man französisch mit bretteur bezeichnet.

Er wußte mit Degen und Pistolen vortrefflich umzugehen und warf sofort jedem, von dem er sich beleidigt glaubte, eine Forderung an den Kopf. Er besuchte oft den Robert'schen Fechtboden, den ersten von Paris, wo immer zahlreiche Zuschauer waren, und erregte dort durch seine Kunst und Geschicklichkeit allgemeines Aufsehen — und auch Furcht. So Einer paßte dem Kaiser vortrefflich.

Cassagnacs Herkunft lassen wir auf sich beruhen, denn was seine politischen Gegner darüber verbreiteten,

trägt allzusehr den Stempel gehässiger Parteileidenschaft, um es hier zu wiederholen. Sie war jedenfalls dunkel und trübe, aber wir müssen zu seinen gunsten hinzufügen, daß er niemals seine Überzeugungen und Ansichten gewechselt, sondern daß er von Anfang an, schon zur Zeit der Handstreiche von Straßburg und Boulogne, zum Prinzen gehalten und auch nach dem Sturze Napoleons III. dieser Gesinnung bis an sein Ende treu geblieben ist.

Er war später ein häufiger und gern gesehener Gast in Chislehurst und einer der eifrigsten Parteigänger für die Wiederherstellung des Kaisertums. Diese Rolle spielt jetzt sein Sohn, wenn auch ohne wesentlichen Erfolg, aber mit der gleichen Energie weiter.

Cassagnacs Werk, das erst i. J. 1883, also drei Jahre nach seinem Tode erschien, „Souvenirs du second Empire“, ist, trotz mancher interessanten Einzelheiten, doch viel zu parteiisch und einseitig schöngefärbt, um einen ernsten historischen Wert beanspruchen zu können.

Die Kaiserin bedurfte übrigens auch gar nicht einer solchen Beihülfe durch die Tagespresse, um ihren Platz auf dem Throne mit Würde zu behaupten und sich dabei im Volke beliebt zu machen. Elle payait de sa personne, wie der Franzose sagt, d. h. ihre Persönlichkeit genügte.

Sie besaß außer ihrer gewinnenden Erscheinung und angeborenen Liebenswürdigkeit zwei vortreffliche Eigenschaften, die im Grunde zusammengehören und sich gegenseitig ergänzen: Herzensgüte und Wohlthätigkeitssinn, und zwar in letzterer Beziehung jene praktische Nächstenliebe, die sich nicht mit dem Geben durch fremde Hände begnügt, sondern sich mit den Armen und Notleidenden gern in direkte Verbindung setzt.

Man sagt wohl und auch mit Recht, die Hohen und Großen dieser Erde haben es leicht, Gutes zu thun, weil ihnen die reichlichsten Mittel zu Gebote stehen; aber es kommt dabei doch auch noch viel auf die Art und Weise des Gebens an, und eine persönlich und herzlich dargereichte Gabe kann dadurch einen doppelten und dreifachen Wert bekommen.

So machte es die Kaiserin Eugenie.

Sie besuchte sofort und gewöhnlich nur von einer Hofdame und einem Kammerherrn begleitet, die Hospitäler, ging durch die Säle, hielt sich bei den Schwererkrankten auf, um sie zu trösten und zu ermutigen, ließ sich dann die übrigen Räume zeigen, die verschiedenen Einrichtungen und die Hausordnung erklären, begab sich in die Küchen und probierte die Speisen, und hatte für alle, und speziell für die Barmherzigen Schwestern, ein freundliches Wort.

Solche Besuche waren selbstverständlich immer von

einem namhaften Geldgeschenk begleitet, das aber auf den besonderen Wunsch der Geberin nicht in die allgemeine Hospitalkasse floß, sondern direkt zur Erleichterung und Annehmlichkeit der weniger bemittelten Kranken verwendet werden mußte. Bei diesen erkundigte sie sich auch nach ihren Familienverhältnissen und ließ die Namen und Adressen aufschreiben, und oft erschien noch am Abend desselben Tages in einem solchen Hause ein Unbekannter und brachte ein Goldstück und mehr als eines und versprach wiederzukommen und hielt auch Wort.

Die Kaiserin machte derartige Besuche auch incognito, denn sie hatte eine besondere Vorliebe für das Geheimnißvolle. Sie benutzte dazu ein kleines, unscheinbares Coupé, und Kutscher und Lakai trugen schlichte, dunkelblaue Röcke.

Einer ihrer Kammerherren, der Graf von Cossé-Brissac, auch ein „Überläufer“, aber ein sehr ehrenwerter Mann, instruierte den Kutscher und gab ihm die verschiedenen Adressen. Ein großer Korb mit Wein und Eßwaaren wurde in den Wagen gesetzt, und die Kaiserin nahm auf diesen Fahrten nur ihre junge Nichte mit, eine Tochter der Herzogin von Alba. Natürlich waren beide sehr einfach gekleidet, so daß niemand ihren hohen Rang erkennen konnte.

So fuhren sie auch einst ins Faubourg Saint-Marceau, dem Stadtviertel der Lumpensammler.

Für vornehme Damen gehört schon Überwindung dazu, ein solches Haus zu betreten, und die fünf Treppen bis zu den Mansarden hinaufzusteigen, geschweige denn dort einen längeren Besuch zu machen.

Dort zeigte sich das in jeder Großstadt nur allzu gewöhnliche Bild der Armut: eine kranke Mutter mit einem Säugling, mehrere zerlumpte Kinder, und in einem defekten Strohsessel eine alte, halbgelähmte Frau, die Großmutter. Der Mann war Straßenkehrer und auf Arbeit; er mußte mit seinem geringen Verdienst die ganze Familie erhalten. Die kleine Prinzessin packte geschäftig den Korb aus.

Wer sind Sie denn? fragte die Kranke, denn die Kaiserin war verschleiert.

Eine Dame vom Vincenz-Verein, war die Antwort.

Aber eines der Kinder, ein sechsjähriger kleiner Junge, sprang der Kaiserin auf den Schooß, lüftete den Schleier und rief: Mama, es ist die Kaiserin!

Ei was, entgegnete diese lachend, ich sehe ihr nur sehr ähnlich. Dann ließ sie Geld zurück und versprach auch, wollene Decken und Kleider zu schicken und weiter zu sorgen.

Unten mußte doch etwas verlautet haben, denn als die Kaiserin mit ihrer Nichte durch den Hof ging, war derselbe voll Menschen und einzelne Stimmen riefen vive l'Impératrice! Andere umdrängten ihren Wagen.

Wenn ihr so viel Lärm macht, komme ich nicht wieder, sagte die Kaiserin und fuhr schleunig davon.

Solche Besuche, die sich oft wiederholten und die sich bis in die entlegensten Gegenden von Paris erstreckten, waren gar bald im Munde des Volkes .... elle est bonne, sagte man, und dieser schlichte Ehrentitel hat die Kaiserin ins Exil begleitet.

Sie besuchte auch die Gefängnisse und nahm häufig Bittschriften entgegen, die sie dann dem Kaiser übergab, um sie an den Justizminister gelangen zu lassen.

Der Kaiser schüttelte den Kopf und meinte, das hieße den Gerichten vorgreifen, denn das Gesetz müsse seinen Lauf haben.

Man kann doch wohl Ausnahmen machen, entgegnete die Kaiserin, die gerade ein Gnadengesuch befürworten wollte.

Es handelte sich nämlich um einen Schreiner, den man verhaftet hatte, weil er auf offner Straße vive la République gerufen, und der somit der Teilnahme an einer geheimen Verbindung verdächtig war.

In den ersten Jahren des Kaiserreiches war das eine schlimme Empfehlung, und der Kaiser sagte deshalb mit ernster Miene: Ein Republikaner, Eugenie.

Du bist selbst einer gewesen, Louis, entgegnete die Kaiserin rasch (die anwesenden Hofdamen erschraken über diese Kühnheit) und setzte hinzu, ohne ihrem

Gemahl Zeit zu einer Antwort zu lassen: ich bitte dich, wie kann der Mann gefährlich, oder gar ein Verschwörer sein, er hat ja eine Frau und fünf Kinder!

Vom juridischen Standpunkt war dies Argument freilich unhaltbar und fast komisch, aber vom rein menschlichen um so überzeugender.

Der Kaiser befahl auch sofort eine Untersuchung, und der Schreiner wurde nach wenig Tagen in Freiheit gesetzt. Damit noch nicht zufrieden, bestellte die Kaiserin ein Ameublement bei ihm und empfahl ihn auch in ihrer Umgebung. Dies machte das Glück des Mannes, der sein Geschäft dergestalt erweiterte, daß er schon im nächsten Jahre mit zwanzig Gesellen arbeitete und später ein grosses Möbellager errichten konnte, das, soviel wir wissen, noch heute floriert. Daß der Republikaner unter solchen Verhältnissen ein guter Bonapartist wurde, darf man ihm wohl nicht als Sünde anrechnen.

Und so könnte man noch verschiedene andere ähnliche Geschichten erzählen, die sämtlich einen Beweis von dem guten Herzen der Kaiserin liefern und zugleich von dem günstigen Einfluß, den sie auf ihren kaiserlichen Gemahl ausübte.

Soviel über die Kaiserin Eugenie, als Helferin und Trösterin der Armen und Notleidenden, wie gesagt, ihr schönster Ehrentitel, den ihr selbst eine spätere

trübe Zeit, wo die Gemüter sich von ihr abwandten und die öffentliche Meinung sie mit unerbittlicher Strenge richtete, nicht nehmen konnte.

* *
*

Wir haben jetzt die Kaiserin von einem anderen Gesichtspunkte aus zu betrachten, und zwar als Monarchin, mithin als die erste Frau im Lande. Und als solche hatte sie eine schwere Aufgabe zu erfüllen.

Frankreich und speziell Paris, denn auf diesem Gebiete ist Paris Frankreich, war von jeher das eigentliche Vaterland der Mode, die dort ihr launenhaftes Zepter schwingt und wie eine absolute Herrscherin ihre Befehle ergehen läßt, denen jeder und weit über die Landesgrenzen hinaus, blindlings gehorchen muß und seltsamerweise auch gern gehorcht.

Zunächst ist es die Frauenwelt, die hier in Betracht kommt, aber jeder weiß, welche Rolle die Frauen in Frankreich seit Jahrhunderten gespielt haben.

Unter Ludwig XIV. und XV. traten die Königinnen zurück und räumten den Maitressen jener Monarchen das Feld; unter dem ersteren noch mit äußerlichem Anstand und durch die strenge Etikette im Zaum gehalten, unter dem zweiten dagegen mit grenzenloser Frivolität; aber sie gaben trotzdem für den Hof und die hohe Gesellschaft die Moden an.

Alle Damen kleideten sich wie die Montespan, und sogar die dunklen Spitzenhauben und Roben der frommen, oder doch fromm gewordenen Frau von Maintenon wurden nachgeahmt. Dann kam die Pompadour mit ihren buntgeblümten Reifröcken, mit der „turmhohen" Puderfrisur und den Schönpflästerchen, und nach ihr die Dubarri im völligen Hetärenkostüm. Jede Dame, die zum Hofe gehörte, oder sonstwie Anspruch auf Eleganz machte, trug sich nach dem Muster jener Maitressen, schon um dem elenden, verkommenen König zu gefallen.

Mit Marie Antoinette trat die „Königin" wieder in ihre Rechte. Sie brachte von neuem Sitte und Anstand in die Hofkreise, soweit dies überall noch möglich war in einem Lande, das bereits mit vollen Segeln dem sozialen Untergange zusteuerte.

Noch einmal, während der ersten Regierungsjahre Ludwigs XVI., lebten die alten Traditionen der ehemaligen vornehmen, eleganten pariser Gesellschaft, die sich trotz der würdelosen Maitressenwirtschaft erhalten hatten, wieder auf, und Marie Antoinette wurde die Königin der Mode, und nicht für Frankreich allein, sondern für ganz Europa. Leider ließ sich die unerfahrene und dabei schöne Monarchin von den Vergnügungen des leichtfertigen Hoflebens und von ihrer Vorliebe für Pracht und Putz allzusehr hinreißen; sie

verstand überhaupt den gewaltigen Ernst ihrer Zeit nicht, und als sie aus dem Taumel erwachte, war es zu spät und dies Erwachen ein schreckliches.

Die nun folgende Revolutionszeit warf alles über den Haufen, und die Sanscülotten wurden die Männer des Tages.

Ganz wollte trotzdem die Mode ihre Herrschaft nicht aufgeben, aber sie geriet auf widerliche Abwege. Die Damen, wenn man sie überall noch so nennen durfte, denn die Hallenweiber gaben jetzt den Ton an, kleideten sich nach dem Muster der „Göttinnen der Vernunft" und die jungen Mädchen waren „à la guillotine" frisiert, d. h. mit kurzgeschnittenem Nackenhaar, um dem Henker, wie man spöttisch sagte, die Exekution zu erleichtern.

Manche von diesen Fräulein mußte den Spott mit dem Leben bezahlen.

Das Direktorium und das Konsulat stellten alsdann, wie politisch, so auch gesellschaftlich, die vollständig aus den Fugen gegangene Ordnung der Dinge wieder her; aber auf die Moden ihrer Zeit konnten diese Übergangsperioden keinen nachhaltigen Einfluß gewinnen. Die sogenannten Incroyables waren lächerlich und ebenso die klassischen Kostüme nach Art der Griechen und Römer mit Sandalen, Toga und Peplum. Erst unter dem Kaiserreich gelangte die französische Mode wieder

zu ihrer alten Herrschaft und zu Anfang dieses Jahrhunderts mußte alles was schön, elegant und geschmackvoll war, auch im Auslande, von Paris sein.

Napoleon I. liebte den Prunk und den Aufwand, nicht für seine Person, aber für seinen Hof, der bald der glänzendste von ganz Europa wurde, und seine Gemahlin sollte auch durch die Pracht ihrer äußeren Erscheinung die Kaiserin zeigen.*) Josephine entsprach diesem Wunsch vollkommen und so sehr, daß der Kaiser oft genötigt war, ihrer übergroßen Verschwendung Schranken zu setzen, und die ins Maßlose gehenden Rechnungen der Lieferanten veranlaßten manchen ehelichen Zwist.

Die Kaiserin verausgabte jährlich für ihre Toilette, ohne Schmuck und Juwelen, mehrere Millionen; sie zog z. B. ihr Weißzeug und namentlich ihre Hemden und Strümpfe und auch ihre gewöhnlichen Roben nie mehr als einmal an und besaß allein gegen achtzig Shawls, die bis zu 10000 Franken das Stück kosteten. Durch sie verbreitete sich die Mode der Shawls über ganz Europa.

---

*) Frau Marschallin, sagte er einst auf einem großen Hofballe zur Herzogin von Montebello, die wegen ihrer Sparsamkeit bekannt war, Ihr Schleppkleid ist wirklich süperbe, ich bewundere es jedesmal, wenn ich es wiedersehe. Er nannte das, die Palastdamen von einer verkehrten Ökonomie kurieren.

Nach ihrem Tode hinterließ sie noch für viele hunderttausend Franken unbezahlte Rechnungen, von denen mehrere unbezahlt blieben. Die Gläubiger hatten sich freilich nach der Rückkehr Napoleons von Elba sofort gemeldet, aber in dem ungeheueren politischen Trubel der Hundert Tage hatte man an wichtigere Dinge zu denken.

Ganz Paris erzählte sich i. J. 1853 das Kuriosum, daß die Kaiserin Eugenie von dem Enkel eines jener Lieferanten eine Bittschrift erhalten, der darin um die Regulierung einer bedeutenden Schuld ersucht habe, welche ihre hohe Vorgängerin auf dem Throne zu berichtigen vergessen. Nach fast einem halben Jahrhundert! Wir können die Verjährung vorschützen, soll der Kaiser, natürlich nur im Scherz, gesagt haben, aber wir wollen doch lieber bezahlen, und er verdoppelte die Summe wegen der Zinsen.

Unter der Restauration trat für die Mode in Frankreich ein Stillstand ein. Der Hof Ludwigs XVIII. war altfränkisch, und bei dem frommen Karl X. konnten sich die Hofdamen nicht besser empfehlen, als wenn sie so einfach wie möglich und mit Vermeidung aller hellen Farben erschienen. Nur die lebenslustige und kokette Herzogin von Berry machte eine Ausnahme, sehr zum Ärgernis ihres Schwiegervaters, der an ihren heiteren und hübschen Soiréen und Bällen im Elysée-

Bourbon, wie der Palast damals hieß, großen Anstoß nahm und sie immer spöttisch die dekolletierten Gesellschaften nannte.

Das Julikönigtum ist gleichfalls auf diesem Gebiete kaum nennenswert; die Königin Marie Amélie und Madame Adelaide waren bereits in vorgerücktem Alter, und ihre Vergangenheit war eine zu ernste gewesen, um nicht ihrem ganzen Leben einen wehmütigen Stempel aufzudrücken. Namentlich galt dies von der letzteren, der Schwester Louis Philippes, die mit ihrem Bruder während der Schreckenszeit die harten Prüfungen des Exils in der Schweiz geteilt hatte, nachdem ihr Vater, der berüchtigte Egalité, auf dem Schafott gestorben war. Bei Hofe erzählt man sich immer, man habe die Prinzeß Adelaide niemals herzlich lachen gesehen.

Die neue Republik endlich von 48 war politisch zu bewegt und bot zu wenig Dauer für die Zukunft, um der Mode, dieser sorgenfreien, leichtlebigen Göttin, Zeit und Raum zu gestatten, ihr heiteres Banner zu entfalten. —

Einer solchen Vergangenhit nun hatte die Kaiserin Eugenie Rechnung zu tragen, um ihre hohe Stellung in der Pariser Gesellschaft mit Würde und auch mit Erfolg zu behaupten. Daß ihr dies glänzend gelang, ist noch im lebhaften Gedächtnis aller Zeitgenossen.

Sie wurde gleich in den ersten Jahren ihrer Erhebung nicht allein die vornehmste und eleganteste Dame von Frankreich, sondern von ganz Europa. Sie gab die Moden an, die zuerst in Hofkreisen, schon weil sie von ihr kamen, nachgeahmt, aber auch bald für die gesamte pariser Damenwelt maßgebend wurden, denn sie zeugten von gutem Geschmack und reicher Erfindungsgabe.

Freilich mußte man auch manches Verkehrte und Unschöne mit in den Kauf nehmen, darunter in erster Reihe die vielgeschmähte Krinoline, die aber, trotz der Schmähungen, ganz wie die französische Revolution, die Reise um die Welt machte. Doch diese Mode war nur in ihrer Übertreibung albern und für die Umgebung lästig, und die Kaiserin, die auf einer Cour nur in einer Art von modernem Reifrock in sehr mäßigem Umfang erschien, ahnte gewiß die unglücklichen Folgen nicht. Sie selbst hat eine wirkliche Krinoline, wie man sie später bis zur Karrikatur in der ganzen Welt sehen konnte, niemals getragen.

Dagegen ist ihr die Wiedereinführung des mit dem Sturz des Ersten Kaiserreiches ganz in Vergessenheit geratenen Schleppkleides (la robe à queue) zu verdanken, einer unleugbar sehr eleganten Mode, die aber nur für die vornehmen Salons bestimmt war und nicht für die Promenade in den Champs Elysées und auf

den Boulevards, wohin sie freilich von der demimonde bald übertragen wurde. Das war einfach lächerlich und Ärgernis erregend und wurde dann mit Unrecht wieder auf Rechnung der Kaiserin gesetzt.

Die Damen des noch immer grollenden Faubourg Saint-Germain zeichneten sich in jener Zeit durch auffallend kurze Roben aus, was nicht minder lächerlich war; aber diese Opposition hatte nur kurzen Bestand. Nach und nach wurden auch dort die Roben wieder länger, und je nach ihrer Länge konnte man auf die zunehmende Versöhnung des hohen Adels mit dem kaiserlichen Parvenü schließen. So dienten die Damentoiletten als politische Barometer.

Der ernstere Leser möge uns solche „Lappalien“ nicht verübeln; einesteils haben wir bei Abfassung dieses Kapitels zunächst unsere Leserinnen im Auge gehabt, und anderenteils meinten wir, daß diese kleinen nebensächlichen Beigaben zur Vervollständigung des großen Gesamtbildes nicht fehlen dürften.

Übrigens interessierten sich auch die Männer für diese Wandlungen auf dem Gebiete der Mode, denn sie wurden direkt davon betroffen, und zwar folgendermaßen: Die große Frage tauchte nämlich auf, ob der gewöhnliche schwarze Frack noch hoffähig sein sollte, wie unter dem Bürgerkönigtum.

Die Republik kam dabei nicht weiter in Betracht,

denn unter ihr war selbst der Frack verpönt, und die echten Republikaner, die citoyens, erschienen sowohl in der Nationalversammlung, als auch bei allen offiziellen Gelegenheiten, im schlichten, oft nicht einmal schwarzen Oberrock. Der Prinz-Präsident hatte sogar den Schwur auf die Verfassung, an den man sich freilich sehr hütete, ihn zu erinnern, im zugeknöpften Oberrock geleistet und erst den Frack mit dem Stern angenommen, als er auf den Staatsstreich zusteuerte.

Die Frackfrage wurde also in den Tuilerien ernsthaft erwogen, und das Resultat fiel zu Ungunsten des übrigens auch unschönen Kleidungsstückes aus.

Alle Männer, die Uniform trugen, und das waren fast neun Zehnteile der Hofgesellschaft, lachten im stillen über den Streit und stimmten sogar für den Frack, um den Kontrast zwischen »pékin« und Militär desto augenfälliger zu machen, doch die vornehmen Zivilisten, darunter die hohe Finanz und überhaupt die Geldaristokratie, und auch die jungen Leute von guter Familie, die aber „noch nichts geworden waren", wünschten ein äußerliches Zeichen ihrer Hoffähigkeit. Die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten.

Eines Morgens sah man in den Schaufenstern der ersten pariser Schneider allerlei Phantasiekostüme ausgestellt, mit einem daran gehefteten weißen Karton,

auf welchem in großen goldenen Buchstaben zu lesen stand: habit de cour.

Die Kostüme waren sehr hübsch und kleidsam; ein kurzer Rock mit aufstehendem Kragen, nach Art der Waffenröcke, mit blitzenden Stahlknöpfen, enganschließende Kniehosen und weiße seidene Strümpfe mit Schnallenschuhen; dazu ein kleines Barett und ein feiner Galanteriedegen. Die Stoffe durchweg von Sammt, blau, violett, grün, dunkelrot u. s. w. Auch die feinen Spitzenmanschetten und Spitzenkrausen fehlten nicht. Für die Flaneurs der Boulevards und nicht minder für die daran Beteiligten, war es ein großes Ereigniß, das allerdings auch seine Schattenseite hatte und zwar eine lächerliche.

Die Witzblätter brachten nämlich sofort Karrikaturen, darunter die Läden der Kleiderjuden des Temple, welche ihre alten Kostüme aus der Zeit Ludwigs XVI. ausklopften und auffärbten, und anderer Händler, die ihre stark ausgestopften Wadenstrümpfe anpriesen, und die Waffenfabrikanten stellten kleine Kinderdegen zum Verkauf aus, mit der Unterschrift „ganz ungefährlich“, denn die Klinge war eine Hahnenfeder.

Als aber auch jene Blätter meldeten, daß der nordamerikanische Gesandte, der ehrenwerte Mister Sandfort, beim Hofmarschallamt angefragt habe, ob er nach wie vor im schlichten, schwarzen Frack bei Hofe erscheinen,

oder wenn das nicht, ob er sich dann in die Farben des Sternenbanners kleiden dürfe — da brachte der Moniteur eine „beruhigende“ Note, daß das neue Hofkostüm durchaus fakultativ und nur auf den besonderen Wunsch gewisser Herren bewilligt sei, und daß es sich auch nur auf die Bälle und die großen Empfangsabende in den Tuilerien beziehe.

Da legten sich die erregten Wogen, aber auf dem nächsten Hofballe machten die neuen Kostüme geradezu Furore; die jüngeren unter den betreffenden Herren kamen kaum zum Sitzen, soviel mußten sie tanzen, und noch weniger an die Büffets, und Herr Sandfort war wirklich der einzige Gast im schwarzen Frack, der als solcher, wenn auch nur negativ, das größte Aufsehen machte. Leider habe er nicht getanzt, fügte man hinzu, aber dafür den Büffets um so lebhafter zugesprochen.

Wir dürfen dies Kapitel über die neuen kaiserlichen Moden, um nicht gar zu unvollständig zu sein, nicht wohl schließen, ohne noch kurz der Chignons zu erwähnen, die gleichfalls aus jener Zeit datieren, und eine ebenso universelle Aufnahme fanden wie die Krinoline.

Die Kaiserin selbst hat übrigens einen Chignon niemals getragen, denn ihr reiches, volles Haar genügte zu jeder auch der kompliziertesten Frisur. Aber mehrere, von der Natur weniger gütig bedachte Hof-

damen nahmen zu einer falschen Haartour ihre Zuflucht, um nicht allzusehr gegen ihre Herrin zurückzustehen, und die Mode, die überdies sehr bequem war, gefiel, fand Nachahmung und verbreitete sich mit einer Schnelligkeit, die an das Dichterwort erinnerte:

„Wirf ein Steinchen in die Welle:
Kreise zieht es, weite Kreise . . . .“

Die Extravaganzen auch dieser Mode hat wieder die demi-monde verschuldet, deren Hauptvertreterinnen manchmal einen Haarwalst zur Schau trugen, der sehr gut als kleines Kopfkissen dienen konnte. Auf der Spitze eines solchen Wulstes balanzierte alsdann ein flaches Hütchen, nicht viel größer als eine Untertasse und mit verschiedenen Gemüsen garniert. „Neueste pariser Mode“, hieß es, wenn irgend eine illustrierte Zeitung des Auslandes eine solche Karrikatur brachte, und je nach der politischen Richtung des Blattes wurde wohl noch eine pikante, oder gehässige Bemerkung über den kaiserlichen Hof hinzugefügt. Das war entschieden unrecht, denn der kaiserliche Hof hatte mit solchem Gebahren ganz und gar nichts zu schaffen.

Der Puder ist aber zu jener Zeit durch den Hof wieder Mode geworden, wie er es bereits vor mehr als hundert Jahren gewesen, und auch diesmal aus demselben Grunde wie damals, weil mehrere ältere Hofdamen damit ihr graues Haar verdecken wollten.

Man gebrauchte aber jetzt Gold- und Silberpuder und auch die Kaiserin erschien oft gepudert. So einmal in der großen Oper bei einer Galavorstellung zu Ehren der Großherzogin Stephanie von Baden, wo ihre silbergepuderte und mit großen Brillantsternen geschmückte Frisur, die durch eine veilchenblaue, schwanbesetzte Sammtrobe noch gehoben wurde, eine so allgemeine Bewunderung erregte, daß sich kein Mensch in dem übervollen Hause um die Liebesklagen Raouls und Valentinens auf der Bühne bekümmerte.

Die Frisur war ein Meisterwerk des Haarkünstlers Lespès, der dadurch zum Hoffriseur ernannt wurde und der von nun an nur noch in einem eleganten Coupé zu seinen Kunden fuhr, die sich mehrere Tage vorher bei ihm einschreiben ließen. Unter hundert Franken frisierte er selten und immer verschieden und immer geschmackvoll. Für die Kaiserin erfand dann sein „unerschöpfliches Genie" noch etwas ganz besonderes.

Sein Salon in der Rue Vivienne wurde bald der Sammelplatz der „Löwen" und der Zelebritäten der Theater- und Schriftstellerwelt, und wir selbst haben dort einst Alexander Dumas, den alten, aber ewig jungen Meister, begrüßt. Der Verfasser des Monte Christo hatte für jeden ein herzliches Lächeln und ein freundliches Wort und nicht das allein, sondern auch eine stets offene Tasche, sodaß die Millionen,

die er mit seiner Feder verdiente, ihm unter den Händen zerflossen.

Einige Jahre später wurde sogar der Bruder des Hoffriseurs, Leo Lespès, eine große Berühmtheit des Tages und eine der populärsten Figuren von ganz Paris, denn er war es, der unter dem Namen Thimothée Trimm dem Petit Journal eine Abonnentenzahl von fast einer halben Million zuführte. Auch er bekam für seinen täglichen Artikel hundert Franken, wie der Bruder für jede Frisur, aber er wirtschaftete schlecht und ist noch vor dem Kaiserreich untergegangen .... verdorben, gestorben.

Zum Schluß dieses Kapitels noch eine kleine Anekdote, in welcher der Kaiser selbst eine Rolle spielt und die ganz hierher gehört.

In der Zeit, wo die neuen Hofkostüme so viel von sich reden machten, kam eines nachmittags ein Mann in das Café de Paris, damals das feinste Kaffeehaus der Boulevards, setzte sich an einen Marmortisch und verlangte eine Tasse Kaffee. Der Mann trug eine Blouse und eine Kappe, war aber sonst gut gekleidet, mithin ein Arbeiter, aber ein anständiger.

Als man ihm die bestellte Tasse Kaffee nicht brachte, verlangte er sie nochmals und zwar ziemlich laut und barsch.

Wir servieren nichts für „Blousen“, entgegnete der

Kellner ebenso laut und in ziemlich verächtlichem Tone, und die übrigen Gäste fingen schon an, aufmerksam zu werden.

Was! rief der Mann zornig, weil ich eine Blouse trage, wollen Sie mir für mein gutes Geld nichts geben? Ich soll wohl in dem neuen Hofkostüm erscheinen? Meine Blouse ist vielleicht ein ehrenhafteres Kleid, als ein solcher Sammtrock. Ich suche hier einen Herrn, mit dem ich zu sprechen habe. Wenn das der Segen des neuen Regiments ist, da war es früher besser.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als zwei Polizeidiener ihn ergriffen und abführten. Polizeidiener waren in solchen Momenten sofort zur Stelle.

Die Sache wurde ruchbar, und noch an demselben Abend erzählte man sich, ein Blousenmann sei plötzlich im Café de Paris erschienen und dort arretiert worden, weil er sich wegwerfend über den Hof und die kaiserliche Familie geäußert und hochverräterische Rufe ausgestoßen habe. Also reif für Cayenne.

Der Kaiser hörte davon, verlangte Erkundigungen über den Mann, die günstig gelautet haben mußten, denn er ließ ihn vor sich kommen.

Es war ein simpler Maurermeister, nichts weniger als staatsgefährlich, und der wirklich einen Architekten in jenem Kaffeehause aufgesucht hatte, weil er ihn um Arbeit bitten wollte.

Freund, sagte der Kaiser zu ihm, man geht nicht in ein feines Kaffeehaus in der Blouse und Mütze, und überdies ist ein braver Arbeiter nachmittags beschäftigt.

Der Mann erzählte nun den Vorfall ganz offen und treuherzig, was dem Kaiser gefiel, und setzte nicht ohne Humor hinzu: Sire, Sie sehen, daß ich jetzt meinen Sonntagsrock angezogen habe, denn ich weiß, was ich dem Landesherrn schuldig bin, aber so ein frecher Kellner....

Ruhig Blut, unterbrach ihn der Kaiser lachend, die Sache ist erledigt, ich habe gute Auskunft über euch erhalten, und ich will schon dafür sorgen, daß ihr Arbeit bekommt.

Dann reichte er ihm ein Paar Goldstücke, die der Mann anfangs nicht annehmen wollte.

Nehmt sie nur, sagte der Kaiser, kauft etwas für eure Frau und eure Kinder, und trinkt mit guten Freunden auf meine Gesundheit. Aber ich will euch noch einen Rat mit auf den Weg geben: wenn ihr wieder ins Café de Paris geht, so zieht euch an, wie ihr heute zu mir gekommen seid, dann wird man euch gewiß eine Tasse Kaffee servieren

Der Mann verließ überglücklich den kleinen reservierten Garten hinter den Tuilerien, wo die Unterredung stattgefunden hatte und erhielt schon am nächsten Tage

bei den neuen Louvrebauten lohnende Beschäftigung Auch er wurde begreiflich gut kaiserlich gesinnt.

„Trinkt mit guten Freunden auf meine Gesundheit" . . . . in diesen Worten lag ein Stück Politik Napoleons III., der namentlich in den ersten Jahren seiner Regierung bei jeder Gelegenheit seine Sorge für den Arbeiterstand zu bethätigen suchte.

Die möglichst weite Verbreitung solcher Geschichten besorgte alsdann schon die Presse, und die Tagesblätter erzählten auch die obige, natürlich mit den üblichen stilistischen Redeblumen und mit offizieller Rührung; sie nannten den Kaiser einen père des ouvriers und gratulierten dem Lande zu einem solchen Monarchen.

Im Volk sagte man, unter Anspielung auf die bereits von uns mitgeteilte andere kleine Anekdote: Die Kaiserin hat jetzt ihren menuisier und der Kaiser seinen maçon.

Drittes Kapitel.

Die Mission des Baron von Heeckeren. — Die Friedenspolitik des Kaisers. — Das Wiener Kabinet und der alte Metternich. — Die Gypsfigurenhändler. — Außerordentlicher Aufschwung in ganz Frankreich. — Der neue Stadtplan von Paris im Kabinet des Kaisers. — Visconti und die Louvrebauten. — Hausmann und die neuen Straßen und Boulevards. — Hittorf und das bois de Boulogne. — Die avenue de l'Impératrice und die Terrainspekulanten. — Monsieur Legrand und der kluge Speisewirth. — Die republikanischen Inschriften. — Der letzte Freiheitsbaum und sein Grablied.

Schon vor seiner Thronbesteigung hatte der Kaiser, im Mai 1852, den Baron von Heeckeren in konfidentieller Mission an verschiedene Höfe geschickt, um den Kabinetten einen offenen Aufschluß über seine Politik und sein ganzes Verhalten als Regent von Frankreich zu geben.

So lautete wenigstens die Instruktion des Barons, bei deren Abfassung nur Morny, Persigny und Mocquard zugegen waren. Der letztere war, wie wir bereits wissen, Privatsekretär und einer der intimsten Vertrauten des Kaisers, der ihm fast alle Proklamationen und Reden diktierte.

Napoleon las dann das Konzept durch und lächelte beifällig und zustimmend, wenn er auf einzelne Sätze und Phrasen stieß, die er gar nicht diktiert hatte; aber er sagte nichts und ließ sie stehen, denn Mocquards gewandte Feder wußte immer das richtige zu treffen.

Zunächst begab Heeckeren sich nach Wien, und Napoleon hatte dafür seine besonderen Gründe.

Der alte Metternich lebte noch, der unversöhnlichste Feind der Napoleoniden, und wenn er auch keinen direkten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte mehr hatte, denn mit seinem System war es seit 48 gründlich vorbei, so wußte man doch, daß der junge Kaiser Franz Joseph ihn häufig auf seiner Villa am Rennwege in Wien besuchte und sich in mancherlei Dingen Rat bei ihm holte. Das erfuhr man genau aus den geheimen Meldungen der französischen Botschaft, die von Zeit zu Zeit in den Tuilerien eintrafen. Ähnlich wie Talleyrand bis kurz vor seinem Tode noch vielfach im stillen von Louis Philippe konsultiert wurde, denn keiner kannte so genau wie Talleyrand die verschlungenen Fäden der

europäischen Diplomatie, die er selbst dreißig Jahre früher in seinen eigenen feinen Händen gehalten.

Von Metternich erzählte man sich, daß er bei der Nachricht vom Staatsstreich Louis Napoleons sofort ausgerufen habe: Gebt acht, in einem Jahre ist der Abenteurer Kaiser von Frankreich! Und auch das war dem „Abenteurer“ zu Ohren gekommen. Grund genug, um gerade das Wiener Kabinett zu beruhigen und aufzuklären.

Was Metternich selbst betrifft, so erlebte der Fürst noch den französisch-österreichischen Krieg und starb an demselben Tage, wo die beiden Kaiser in Villafranca zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zusammen kamen, am 11. Juli 1859. Aber man verhehlte dem Sterbenden die traurige Nachricht, um die letzten Stunden des 87jährigen Greises nicht zu trüben. Welch' eine schreckliche Ironie des Schicksals: der alte Metternich auf dem Sterbebette und der Neffe des von ihm gestürzten Kaisers als Napoleon III. der Schiedsrichter von Europa ... „l'arbitre de l'Europe“, wie ihn schon damals die französischen Blätter, und nicht diese allein, nannten.

Schon im Herbst desselben Jahres ging Metternichs Sohn, Fürst Richard, als österreichischer Botschafter nach Paris, und aus dem Botschafter wurde gar bald ein gerngesehener Gast in den Tuilerien und

ein persönlicher Freund des Kaisers. Seine Gemahlin, die Fürstin Pauline, nahm bei der Kaiserin Eugenie eine ähnliche Stellung ein. —

Der Baron von Heeckeren, der mit Auszeichnung empfangen wurde, legte ganz offen die Politik seines Herrn dem österreichischen Kaiser vor: Friede nach außen mit allen Mächten und nichts von den kriegerischen Eroberungsgelüsten des Oheims. Im Innern weitgehende Pläne für die Ausbeutung der reichen Hülfsquellen Frankreichs, unter besonderer Berücksichtigung der Wohlfahrt der unteren Klassen und speziell des Arbeiterstandes. Ferner energische Unterdrückung aller destruktiven Elemente durch strenge Überwachung der geheimen Gesellschaften, mit Hülfe einer gut organisierten Polizei. Schließlich Schutz für Religion und Kirche, mit sicherer Garantie für die Erhaltung der weltlichen Macht des Papstes.

Die letzteren Punkte waren namentlich dem Wiener Kabinett willkommen, denn mit der neuen Ära von 1848 hatten sich auch in den österreichischen Staaten bedenkliche anarchistische Bewegungen gezeigt; es gährte in der Lombardei und in ganz Italien, und wäre von Frankreich irgend ein neuer revolutionärer Anstoß gekommen, so würde die kaum erlangte Ruhe wieder schlimm gefährdet gewesen sein.

Der Prinz-Präsident, oder richtiger der Kaiser

Napoleon, als Schutzherr der Ordnung und mit der nötigen Machtfülle dazu, war also die beste Bürgschaft für die konservativen Parteien, auf denen die Existenz aller monarchischen Staaten beruht. Nach solchen Erklärungen konnte man daher der nächsten Zukunft, die das Zweite Kaiserreich in ihrem Schoße trug, mit Ruhe entgegensehen.

Der Baron von Heeckeren besuchte noch verschiedene andere Höfe, darunter die von München und Brüssel; in Berlin und Petersburg ist er aber, soviel wir wissen, nicht gewesen. Er kehrte zur Zufriedenheit seines Auftraggebers nach Paris zurück und wurde zum Senator ernannt.

* *
*

Den Hauptteil seines Programms, die innere Entwickelung und Hebung des Landes durch Werke des Friedens, verwirklichte der Kaiser Napoleon sofort und zwar in einer nie dagewesenen, großartigen Weise.

Eisenbahnen, Chausseen und Kanäle wurden angelegt, unfruchtbare Länderstrecken, oft mehrere Quadratmeilen groß, wurden urbar gemacht, Fabriken und industrielle Unternehmungen jeder Art entstanden überall, die Schiffahrt und mit ihr Handel und Wandel nahmen einen bis dahin ungekannten Aufschwung, zahlreiche Kirchen und Gemeindehäuser wurden gebaut, öffentliche

Wohlthätigkeits-Anstalten und Hospitäler wurden in allen größeren Städten errichtet, und die bereits vorhandenen besser dotiert, und die Steuern und Abgaben wurden in den ersten Jahren nicht allein nicht erhöht, sondern für die unteren Stufen wurde sogar mancher Nachlaß gewährt.

Einige reiche Wein- und Kornernten kamen hinzu, sodaß auch die Landbevölkerung zufrieden war und sich eines gewissen Wohlstandes erfreute, und schon aus diesem Grunde sich nicht weiter um die Politik bekümmerte.

Sie wählte daher auch die Abgeordneten für den Gesetzgebenden Körper ganz im Sinne der kaiserlichen Regierung, wobei freilich manche aus der Not eine Tugend machten, denn die Präfekten mit ihren Unterpräfekten und dem gesamten übrigen Beamtenheer bis zum letzten Gendarmen hatten überall offene Augen und Ohren und hielten gute Wacht, um jede antinapoleonische Regung sofort im Keime zu unterdrücken.

Nur keine liberalen Gelüste, die an die begrabene Republik erinnerten! Das war nicht allein verpönt, sondern konnte sogar sehr gefährlich werden, denn es deutete auf Anarchie, auf Umsturz des Bestehenden, und auf diesem Gebiete verstand die Regierung keinen Spaß.

Im übrigen sah man vielfach durch die Finger

und ließ fünf gerade sein, und nahm es auch in den kleinen Ortschaften mit der Polizeistunde nicht allzu genau, wenn die Leute beim Wein oder beim Zider nur gut kaiserlich gesinnt waren. Leben und leben lassen, war die allgemeine Parole, aber nur dabei vor allem den Kaiser mit Vive l'Empereur hoch leben lassen, so laut wie möglich, und auch Sonntags, nach dem Hochamt, das Domine salvum fac Imperatorem nostrum Napoleonem tapfer mitgesungen, das wurde gern gesehen, das empfahl, und man war gut notiert.

Der Kaiser hatte es aber auch um Frankreich verdient, so predigte man auf allen Kanzeln, lehrte man in allen Schulen, schrieb man in allen Zeitungen, und zuletzt glaubten es sogar diejenigen, die anfänglich nichts davon hatten wissen wollen.

Der Erwählte von mehr als sieben Millionen Franzosen wurde als der Mann der Vorsehung gepriesen (l'homme de la Providence), der Staatsstreich — dies war immer der wunde Punkt, der Eckstein, an dem das öffentliche Gewissen sich stieß, und um den man nur durch geschicktes Lavieren herum konnte — der Staatsstreich war nichts anderes als eine That des wärmsten Patriotismus, der zum Heil des Vaterlandes die äußersten Mittel nicht scheut, und das Skrutinium hatte den Urheber absolviert.

Der Kaiser hatte, als Retter der Gesellschaft, die

auf ihrer Spitze schwankende soziale Pyramide wieder auf ihre breite, sichere Basis gestellt und auch die Krönung des Gebäudes (le couronnement de l'édifice) verheißen. Man wußte freilich nicht recht, was unter der Pyramide und der Krönung zu verstehen sei, aber das machte nichts aus, es klang doch sonor, und das genügte. So meinten die guten Bretonen, der Kaiser wolle sich, wie sein Onkel, in Notredame krönen lassen.

Dies erinnert ganz an das Diner bei der geistreichen Frau von Sevigné, wo die Hauptschüssel mißraten und mithin ungenießbar war. Die Hausfrau erzählte dafür eine amüsante Geschichte, und als die Gäste sich empfahlen, versicherten sie einstimmig, nie so gut gespeist zu haben.

Kein Zweig der französischen Kleinindustrie hat aber vielleicht im ersten Jahre des neuen Kaiserreiches so brillante Geschäfte gemacht, wie die Gypsfigurenhändler, und obwohl sich überall neue etablierten, konnten sie doch den massenhaften Anforderungen nicht immer gerecht werden.

Überall waren die Gypsbüsten des Kaiserpaares zu sehen; in allen amtlichen und offiziellen Räumen, vom obersten Gerichtshof bis zum kleinsten Friedensgericht, in allen Gymnasien und Unterrichtsanstalten, von der stolzen, ehrwürdigen pariser Universität, der Sorbonne, bis zur ärmlichsten Dorfschule in irgend

einem Vogesen- oder Pyrenäenthal, in allen Wartesälen der Bahnhöfe, in allen Postgebäuden und Markthallen, in allen Mairien bis zur letzten Polizeistube — sie fehlten nirgends.

Kein Gasthof, kein Speise- oder Kaffeehaus, keine Weinschenke ohne die beiden Büsten, und in Paris allein gab es schon damals von den drei letztgenannten Etablissements, groß und klein, vornehm und gering, gegen achtzehn- bis zwanzigtausend.

In den meisten Läden und Magazinen, namentlich in den feineren, sowohl in Paris selbst, wie in allen Städten und Städtchen Frankreichs, überall das Kaiserpaar in Gyps. Manchmal traf man es sogar an Orten, wo es gar nicht hingehörte, so z. B. in den sogenannten cabinets inodores (wir übergehen lieber den deutschen Ausdruck); man fand dies anstößig, aber im Grunde mit Unrecht, denn wer durfte den Besitzern dieser sehr nützlichen Institute verwehren, ihre loyale Gesinnung ebenfalls zu bethätigen?

Von den Privathäusern gar nicht zu reden, und wenn man schon bei Gelegenheit der projektierten, aber nicht eingeführten Pianosteuer über 80000 Tasteninstrumente in Paris zählte, so ist die dreifache Anzahl für die Büsten jedenfalls nicht zu hoch gerechnet.

Ganz Paris liegt bekanntlich auf einem ungeheuren Gypslager; das Material war mithin billig zu haben

und wurde weithin versandt; man nahm auch kein anderes .... Marmor oder ein sonstiger Stein wäre viel zu hart gewesen, Gyps ließ sich leichter zerschlagen, denn das ist einmal seit einem Jahrhundert das unvermeidliche Schicksal aller Regentenbüsten in Frankreich.

Ein Witzkopf hat sogar berechnet, daß nach der Proklamation der Republik im September 1871 die zertrümmerten Gypsbüsten des Kaiserpaares, allein in Paris, einen Scherbenhaufen fast von der Höhe der Notredametürme gebildet haben würden. Wir wollen es dem Manne glauben, schon weil wir es nicht kontrolieren können, aber zur Ehre der „Großen Nation" gereicht dies klägliche Rechenexempel wahrlich nicht.

Und doch hatte gerade Paris, als Haupt- und Residenzstadt, sich des besonderen Wohlwollens und der ganz direkten Fürsorge des Kaisers zu erfreuen.

Schon im Staatsgefängnis zu Ham hatte er sich in seinen Regententräumen immer Paris mit den glänzendsten Farben ausgemalt .... wenn ich je Kaiser werde, soll er oft zu seiner Umgebung gesagt haben, so mache ich Paris zu der schönsten Stadt der Welt. Man lächelte dann wohl bei diesen Worten über den tollen Phantasten, der noch immer nicht von seinen Illusionen kuriert war; nur seine Vertrauten blickten still vor sich hin, wie vor einem verschleierten Vielleicht, denn sie glaubten an seinen Stern.

Jetzt sehen wir sie in den Tuilerien und zwar im Arbeitszimmer des Kaisers vor einem großen Plan von Paris, der auf einer langen Tafel ausgebreitet liegt und der nach allen Richtungen hin von dicken roten Strichen durchzogen ist. Der Kaiser selbst steht ihnen gegenüber und erklärt mit lebhafter Stimme die Bedeutung jener Striche, und entwickelt dabei seine Ideen über die Umgestaltung der Hauptstadt in einer Weise, daß die Zuhörer erstaunen und seinen Worten kaum folgen können.

Vorher müssen wir aber noch drei andere Herren nennen, die gleichfalls zugegen und eigentlich nach dem Kaiser die Hauptpersonen waren. Der eine, schon ein ältlicher Mann, war der Architekt Visconti, ein Sohn des berühmten Archäologen Visconti, des Direktors der kaiserlichen Museen unter Napoleon I., bei dem er in hohem Ansehen stand. Sein Sohn hatte sich bereits in den dreißiger Jahren einen bedeutenden Ruf erworben, besonders durch Anlage mehrerer öffentlicher Brunnen und verschiedener großartiger Monumente auf dem Friedhofe Père-Lachaise. Louis Philippe beauftragte ihn i. J. 1842 mit der Erbauung des Mausoleums im Invalidendom für die Leiche Napoleons I., und wie glänzend und großartig Visconti diese Aufgabe gelöst, ist bekannt, denn jenes Grabdenkmal gehört unstreitig zu den schönsten der Welt. Ganz Paris

zog damals nach dem Kaisergrabe, die napoleonische Legende wurde dadurch immer wieder von neuem aufgefrischt und verherrlicht, und der Name des Erbauers war in aller Munde.

Eine bessere Empfehlung konnte mithin kaum ein anderer pariser Architekt beim Kaiser haben, der deshalb auch sofort Visconti in seine Projekte einweihte, die nichts geringeres betrafen, als eine vollständige Umwandlung von Paris.

Der zweite jener Herren war der Architekt Hittorf, ein Kölner von Geburt, und ungefähr in gleichem Alter wie Visconti.

Hittorff war schon als junger Mann nach Paris gekommen und hatte, kaum zwanzigjährig, bei einem Ausschreiben für den Kuppelbau der Kornhalle den Preis davongetragen. Diese Kuppel, ganz aus Glas und Eisen, ist nur wenig kleiner, als die der Peterskirche in Rom und ein Meisterwerk der Konstruktion. Paxton, der Erbauer des Kristallpalastes für die londoner Weltausstellung 1851, kam eigens nach Paris, um ihre Verhältnisse genau zu studieren.

Hittorff machte darauf eine glänzende Karriere, wurde Hofarchitekt Karls X. und behielt auch unter Louis Philippe seine hohe Stellung. Er ist der Erbauer der Vincenzkirche, die von Ingres so prächtig ausgemalt wurde, und entwarf auch die Pläne für die An=

lagen des Konkordeplatzes und für die zahlreichen Bauten und Verschönerungen der Elyseischen Felder. Hittorff war mithin gleichfalls eine Kapazität ersten Ranges.

Der letzte jener drei Herren — aber hier müssen wir durchaus hinzusetzen: last, not least — war der neue Seinepräfekt Haußmann, der später vom Volk den Beinamen des Stadtkaisers erhielt, wie der Minister Rouher den des Vizekaisers.

Vor dem Zweiten Kaiserreich war Haußmann nur wenig bekannt gewesen. Er war unter der Republik Präfekt von Auxerre im Yonne-Departement, im mittleren Frankreich, und seine musterhafte, energische Verwaltung und mehr noch seine entschiedene Hinneigung zum Bonapartismus, von welcher er mehrfache unzweideutige Proben gegeben, hatten bereits die Aufmerksamkeit des Prinz-Präsidenten erregt.

Kurz vor dem Staatsstreich erhielt Haußmann eine Depesche, sich sofort im Elysée einzufinden.

Dort empfing ihn der Prinz am Abend des 1. Dezember in seinem Kabinett mit den Worten: Sie sind ein sicherer Mann, und mir ergeben; kann ich mich auf Sie verlassen, gleichviel was kommen möge?

Bis in den Tod, Monseigneur, antwortete der kluge, weitsichtige Streber, der auch bereits einige „Witterung" hatte.

Gut, ich habe Sie zum Präfekten von Bordeaux ernannnt, wo ein energischer Mann nötig ist. Sie erhalten unbegrenzte Vollmachten. Der General Arbouville steht mit seiner Division zu Ihrer Verfügung, um jeden Aufstand zu unterdrücken. Gehen Sie morgen früh zum Minister des Innern, der Ihnen die weiteren Instruktionen geben wird und dann reisen Sie unverzüglich ab.

Haußmann verneigte sich, obwohl er noch gar nicht wußte, um was es sich eigentlich handelte, und der Prinz entließ ihn, indem er ihm nachrief: Sie haften mir für Bordeaux und für das Gironde-Departement!

Am nächsten Morgen stellte sich Haußmann schon um sieben Uhr im Ministerium ein und verlangte den Minister zu sprechen, natürlich den Herrn von Thorigny, der es noch tags zuvor gewesen.

Man führte ihn in den Salon und dort empfing ihn der Graf Morny.

Ich sollte mich, im Auftrage des Prinz-Präsidenten, dem Herrn von Thorigny vorstellen, sagte Haußmann, der den Grafen recht gut kannte, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit.

Ich weiß es, erwiderte Morny, der alles sehr „cavalièrement“ abmachte und lächelte dabei, aber Herr von Thorigny ist diese Nacht plötzlich ausgezogen und ich bin der Minister des Innern.

Nun ging dem Präfekten ein Licht auf und nun erklärte er sich auch, weshalb er auf seiner Hinfahrt so viel Militär in den Straßen und Artillerie auf den Quais und hin und her jagende Ordonnanzen gesehen. Sollte am Ende doch der Staatsstreich, von dem man seit Monaten immer gesprochen, jetzt zur Wahrheit werden?

Morny löste das Rätsel schnell, indem er die beiden Hände des Präfekten ergriff: Sie sind der unsere, Sie sollen alles wissen.

Nach einer Viertelstunde war Haußmann eingeweiht und in der nächsten Viertelstunde war er schon auf dem Wege nach Bordeaux.

Als er dort ankam, wußte man noch nichts von dem was in Paris vorgegangen, und als im Laufe des 3. Dezember die ersten Nachrichten anlangten, hatte Haußmann, in Verbindung mit dem General Arbouville, bereits die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, um allen Unruhen vorzubeugen.

Dies war nötig gewesen, denn die Einwohner der Stadt waren von jeher als politisch exaltiert bekannt. Sie hatten in den Hundert Tagen zu den Bourbons gehalten und sich dem Julikönigtum nur notgedrungen gefügt. Von der Februarrepublik wollten sie vollends nichts wissen und hatten den neuen, von Ledru-Rollin ihnen zugesandten Präfekten, einen Herrn Latrade, einfach fortgejagt.

Dem Prinz-Präsidenten war es übrigens gelungen, viele aus den höheren Klassen zu gewinnen, und als sich die erste Aufregung nach dem Staatsstreich gelegt hatte, wußte Haußmann durch sein kluges Auftreten und durch seine geschickte Verwaltung die Gemüter dergestalt zu versöhnen, daß im Herbst 1852 kaum eine andere Stadt in Frankreich so gut kaiserlich gesinnt war, wie gerade Bordeaux.

Deshalb hielt auch damals der Prinz-Präsident auf seiner großen Rundreise dort die berühmte Rede „l'Empire c'est la paix“, und Bordeaux proklamierte zuerst das Kaisertum. Haußmann saß bei jenem Bankett zur Rechten des Prinzen, der ihm das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion eigenhändig umhing und ihn außerdem seiner hohen Gnade versicherte.

Das war also der dritte jener Herren, der mit den übrigen im Kabinett des Kaisers vor dem großen Plan der Stadt Paris stand und begierig zuhörte. Es war wie eine Rollenverteilung: Visconti erhielt den Ausbau des Louvre und die Vereinigung desselben mit den Tuilerien, Hittorff die Anlage des bois de Boulogne und der Avenue de l'Impératrice, und Haußmann den Löwenanteil, nämlich die Neubauten von Paris selbst.

Jetzt konnte man sehen, was der Wille eines Einzigen vermag, wenn ihm die großartigsten, ja man kann

im vorliegenden Falle wohl sagen, unbegrenzte Mittel nach jeder Richtung zu Gebote stehen.

Die Regierung verlangte pro forma vom Gesetzgebenden Körper einen Kredit von fünfhundert Millionen, der sofort einstimmig bewilligt wurde; man würde auch das doppelte und dreifache bewilligt haben, und die Arbeiten begannen sofort und an zehn, zwanzig Punkten der Weltstadt auf einmal.

Der ungeheuere Platz zwischen den Tuilerien und dem Louvre war im Laufe von fast zwei Jahrhunderten so gut wie ganz zugebaut worden; nur die Mitte war für die Passage der Wagen und Fußgänger frei geblieben; sogar eine große Kaserne stand dort und enge, schmutzige Gassen durchkreuzten sich nach allen Richtungen.

Kaum ein einziges, auch nur einigermaßen ansehnliches Gebäude war dort zu sehen; nichts wie kleine, ein- und zweistöckige Häuser von Fachwerk und baufällig, mit blinden, oder papier-verklebten Fensterscheiben, von Holz-, Kohlen- und Gemüsehändlern und Altkäufern bewohnt, und jedes dritte, vierte Haus eine Wein- oder Schnapsschenke; Speisewirtschaften, wo man für zwanzig und dreißig Centimen „dinierte“ und Logierhäuser, wo man für dieselbe Summe ein nächtliches Unterkommen fand, und die sämtlich von der Polizei streng überwacht wurden.

Alle zwei bis dreihundert Schritt eine matte Gaslaterne, so daß es dort nach Sonnenuntergang nicht mehr geheuer war. Und das in nächster Nähe des Tuilerienpalastes, wo die kaiserlichen Majestäten ihr glänzendes Hoflager hielten, das eigentlich nur durch die hohen Gitter des Karusselplatzes von jenem Ghetto getrennt war.

Und nun fuhr es über dieses Ghetto auf einmal wie ein Sturmwind, der alles umblies, oder wie ein Erdbeben, das alles zusammenwarf. In kaum vierzehn Tagen war es nur noch ein einziger Trümmerhaufen, und in weiteren vierzehn Tagen ein unermeßlich weiter, geebneter Platz . . . viertausend Arbeiter, die fast Tag und Nacht thätig gewesen, hatten dies Wunder verrichtet, denn es war wirklich ein solches, und wenn wir es nicht mit eigenen Augen gesehen, würden wir es auch heute noch nicht glauben und so unbefangen erzählen.

Bald darauf stiegen die hohen Gerüste empor, höher und immer höher, und gaben schon ein Bild des ungeheueren Palastbaues, der hinter ihnen aus dem Boden hervorwuchs.

Leider vergönnte das Schicksal dem kühnen Erbauer nicht, das Ende des Riesenwerkes zu erleben; Visconti starb schon im Dezember desselben Jahres 1853, aber er hatte, wie in Vorahnung seines baldigen Todes, alle Risse und Pläne bis auf die kleinsten

Einzelheiten fertig gestellt, sodaß sein Nachfolger, der Architekt Lefuël, übrigens gleichfalls ein bewährter Meister, nur weiter zu bauen brauchte.

Am Tage der Beerdigung Viscontis feierten seine tausend Mauer= und Zimmerleute, Steinhauer und sonstigen Arbeiter aller Art, bis zum letzten Handlanger, und Trauerfahnen wehten von allen Gerüsten. Mit dem nächsten Morgen begann dann derselbe Ameisenfleiß von neuem, und nach kaum vier Jahren stand der Riesenbau vollendet da.

Der Seinepräfekt Haußmann hatte inzwischen eine noch größere Thätigkeit entfaltet.

Zunächst wurde die rue de Rivoli bis zur Bastille fortgeführt, gewissermaßen als Vermächtnis Napoleons I., der sie am Tuilerienpark begonnen hatte, und dessen Lieblingsprojekt sie immer gewesen. Auch zu diesem Zweck mußte ein ganzes Straßenviertel seitwärts vom Louvre niedergerissen werden, das um nichts besser war, als das oben geschilderte Ghetto.

Zauberschnell entstanden darauf die neuen Häuserreihen, prächtige vier- und fünfstöckige Gebäude mit vergoldeten Balkonen und Spiegelscheiben, viele von ihnen wahrhafte Paläste, und die ganze Länge der Straße betrug fast eine halbe französische Meile.

Und doch war auch sie wieder nur ein kleiner Teil der gigantischen Neubauten, die jetzt überall in Paris begannen.

Im Norden der Stadt wurde der boulevard de Strasbourg angelegt, der als boulevard de Sébastopol erst am Seinequai endigte und doppelt so lang war wie die rue de Rivoli. Über dreitausend Häuser mußten deshalb niedergerissen werden, und die schnurgerade Linie bot eine unabsehbare Perspektive.

Und so ging es weiter und weiter mit immer neuen Boulevards und immer neuen Prachtstraßen, die wir unmöglich aufzählen und noch weniger beschreiben können. Genug, schon in der ersten Hälfte der neuen Kaiserzeit war Paris umgewandelt, und die Weltstadt durfte sich jetzt die schönste Stadt der Welt nennen.

Die langen roten Striche auf dem Plan im Kabinett Napoleons waren eine staunenswerte Wirklichkeit geworden, und von Zeit zu Zeit zog das kaiserliche Lineal immer wieder einen neuen Strich, und der Haußmann'sche Demolitionshammer fand immer neue Nahrung.

Die große Menge, die nach dem äußeren Schein urteilt, bewunderte die Initiative des Kaisers, andere, die aber die Minderzahl bildeten und auch nur in aller Stille kritisieren konnten, schüttelten die Köpfe und fragten einander besorgt: wo will das hinaus? Das gepriesene Neue Paris hatte nämlich schon i. J. 1860 weit über zwei Milliarden gekostet.

Freilich hatte man die innere Zoll- und Oktroimauer niedergerissen und alle Vororte, darunter Städte wie

Batignolles mit über 50000 Einwohnern, in die Bannmeile heineingezogen, wodurch ein steuerpflichtiger Bevölkerungszuwachs von fast einer halben Million Einwohnern entstand; trotzdem konnte das städtische Budget, das schon damals größer war als dasjenige des Königreichs Bayern, nur durch stets neue Anleihen im Gleichgewicht gehalten werden.

Aber noch etwas ganz anderes kam hinzu, das jenes ebenerwähnte Kopfschütteln rechtfertigte.

Die meilenlangen Boulevards und Straßen waren nach einem wohl durchdachten strategischen Plan angelegt, der es möglich machte, große Truppenmassen schnell von einem Ende der Stadt zum anderen marschieren zu lassen, und die schnurgraden Linien der Neubauten eigneten sich vortrefflich für eine wirksame Verwendung der Artillerie.

War das des Pudels Kern? Das schlimme, gefährliche Paris durch eine starke Armee, die ihre Streitkräfte schlachtgerecht entwickeln konnte, im Zaum und von einer neuen Revolution abzuhalten? Wohl möglich und die Erfahrung sprach nur zu sehr dafür.

Gerade die engen, krummen Gassen und die alten winkeligen Stadtviertel von Paris hatten von jeher dem Barrikadenbau bei allen Volksaufständen den günstigsten Vorschub geleistet. Wenn nur die teure Rechnung nicht ohne den Wirt gemacht wurde.

Unter Louis Philippe hatte man bereits etwas ähnliches erlebt.

Der kluge Thiers ließ damals auf allen inneren Boulevards das Steinpflaster durch Macadam ersetzen, um dadurch, wie er glaubte, die Barrikaden zu verhindern, und er konnte sich später in Paris von der Nutzlosigkeit der kostspieligen Maßregel überzeugen, denn im Februar und Juni 1848 gab es auf den Boulevards Barrikaden in Menge, nur das Material war ein anderes geworden.

Wir selbst haben in den Tagen des Staatsstreichs die große Barrikade an der Porte Saint-Denis gesehen, die aus mehreren Zeitungskiosken und Plakatsäulen und ungefähr zehn übereinander getürmten Omnibus bestand, wobei die Zwischenräume noch mit eleganten Möbeln ausgefüllt waren. Und ist es mit der Befestigung von Paris nicht ähnlich gewesen? Sie war gleichfalls ein Werk Thiers', das gegen zweihundert Millionen gekostet hatte und auf das der kleine große Mann sich so viel einbildete.

Und doch gereichte der Stadt gerade die Befestigung im deutsch-französischen Kriege zum Verderben, denn Paris, als offene Stadt, wäre weder belagert noch beschossen worden. Auch des Kaisers Kalkül machte die Kommüne von 1871 wieder zunichte, aber während seiner Regierung ist derselbe doch stichhaltig gewesen.

Im Westen von Paris hatten gleichfalls großartige Umwandlungen stattgefunden.

Dort leitete Hittorff die Arbeiten und schuf aus dem Boulogner Wäldchen, das bis dahin eben nichts weiter als ein solches gewesen, einen herrlichen Park, der an Schönheit und Reichhaltigkeit der Anlagen durchaus ebenbürtig neben den Schöpfungen seiner Kollegen dastand.

Aus dem einförmigen, nur von einigen Reit- und Fahrwegen durchzogenen Gehölz waren prächtige Alleen geworden, mit weit gedehnten Rasenflächen und schattigen Baumgruppen; nach der Mitte zu lag ein großer See mit einer Insel und Nachenstationen für Lustfahrten; weiterhin kleinere Teiche mit Tropfsteingrotten und Kaskaden, und rings leuchteten durch das Grün helle Schweizerhäuschen, chinesische Tempel, elegante Pavillons und offene Hallen, die zur Einkehr luden; der überall verteilten Bänke und Ruhesitze unter den hundertjährigen Eichen, die man sorgfältig verschont hatte, gar nicht zu gedenken; dazu unzählige Gärtner und Arbeiter, die von früh bis spät die Wege harkten und säuberten und die an heißen Tagen aus den Schläuchen der Wasserleitung einen erfrischenden Sprühregen nach allen Richtungen hin entsandten . . . kurzum ein Lustgarten, der mit den schönsten königlichen Lustgärten anderer Residenzen wetteifern durfte, und dieser war

für das ganze Volk angelegt, so lautete das kaiserliche Dekret, und der Zugang und Genuß stand jedem offen.

Verdiente der Kaiser dafür nicht den schönen Titel eines pater patriae? fragten die offiziellen Schilderer aller dieser Herrlichkeiten, und wer hätte wohl gewagt, ihnen zu widersprechen.

Eine breite Fahrstraße mit bequemen Seitenwegen für die Fußgänger und eine besondere Bahn für die Reiter führte direkt vom Triumphbogen dahin, das war die avenue de l'Impératrice, die schon in wenigen Jahren mit den prächtigsten Villen und Schlössern bebaut wurde.

Diese Avenue machte außerordentlich viel von sich reden, denn sie lieferte einen charakteristischen Beitrag zu dem damaligen Treiben der Terrainspekulanten und finanziellen Glücksritter.

Für Paris selbst war sofort beim Beginn der großen Bauten eine Expropriationsjury eingesetzt worden, die auf den besonderen Wunsch des Kaisers, dem es, bei den ungeheueren zur Verwendung gestellten Summen, auf zehn, zwanzig Millionen mehr oder weniger nicht ankam, überall liberal verfuhr, sodaß die Expropriirten durchweg glänzende Geschäfte machten.

Aber die Jury erstreckte sich nicht auf die außerhalb der demolierten Zollmauer liegenden Grundstücke.

Hier hatte die Spekulation freies Spiel, und wer so

glücklich gewesen, vor der Veröffentlichung der Pläne einen Einblick in dieselben zu thun, oder sonst in Erfahrung brachte, was hinter den Koulissen verhandelt wurde, der konnte einen immensen Profit daraus ziehen und über Nacht ein steinreicher Mann werden.

Die allgemeine Stimme, die sich selten irrt, bezeichnete gar bald den Grafen Morny als einen jener Glücklichen, und zwar im höchsten Superlativ. Als „Bruder" des Kaisers hatte er von diesem schon früher, und noch bevor selbst Hittorff davon wußte, das Projekt der avenue de l'Impératrice erfahren, und die dortigen Terrains schnell und in aller Stille um einen Spottpreis angekauft. Diese Grundstücke, meist kleine Häuser mit großen Gemüsegärten, die er mit zehn- und zwanzigtausend Franken bezahlt hatte, verkaufte er im nächsten Jahre für eine halbe Million und mehr, und die Fama wies ihm weit über zwanzig solcher Grundstücke nach.

In den Kaufkontrakten fungierte, als Strohmann des Grafen, immer ein Monsieur Legrand, den kein Mensch kannte und der auch nur selten zum Vorschein kam, sondern brieflich verhandelte, bis dann die Kontrakte bei verschiedenen Notaren gemacht wurden.

Auch andere hochgestellte Personen aus der intimen Umgebung des Kaisers sollen sich an diesen zweideutigen Spekulationen beteiligt und außerordentlich bereichert haben, darunter Magnan, Fleury, Persigny und sogar

der Prinz Napoleon, die alle Geld brauchten, viel Geld. Besonders war der arme Plonplon immer in Geldverlegenheit, denn der kaiserliche Vetter gab ihm von den 25 Millionen seiner Zivilliste jährlich „nur" dreimalhunderttausend Franken, welche Summe der Prinz, in anbetracht seines hohen Ranges (!), für viel zu gering anschlug, wobei er wohl nicht bedachte, daß der Kaiser den übrigen Mitgliedern seiner Familie ähnliche Jahresrenten ausgesetzt hatte, im ganzen gegen vier Millionen.

Wie aber stets in der Welt ein Schlauer einen noch Schlaueren findet, der ihn überlistet, so ging es auch hier.

Dicht am Triumphbogen, also recht am Eingang der projektierten Avenue, mithin am günstigsten Platze, wohnte ein Speisewirt in einem kleinen Häuschen mit einem großen Kartoffelfelde, das er vor etwa zehn Jahren für einige tausend Franken gekauft hatte. Wer dachte unter Louis Philippe an eine solche Umwandlung dieser entlegenen Gegend! Der Wirt hatte aus einem Teil des Feldes einen Rasenplatz gemacht und Tische und Bänke hineingestellt. Der Zuspruch fehlte nicht, namentlich im Sommer, wo eine Menge Arbeiter dort täglich ihr »fricot« aßen und ihren »petit bleu« dazu tranken und dafür einen halben, oder wenn es hoch kam, einen ganzen Franken bezahlten.

Dieser Wirt nun erhielt eines Abends den Besuch

des Herrn Legrand, der, wenn er in Person kam, immer nur Abends zu kommen pflegte.

Der Zwischenhändler ließ sich ein Glas Wein geben und brachte dann so gesprächsweise die Rede auf die neue Avenue, die aber freilich, wie er vorsichtig bemerkte, obwohl er die Unwahrheit sagte, noch nicht bestimmte Sache sei. Trotzdem, fügte er hinzu, hätte ich wohl Lust, Ihr kleines Häuschen mit dem Terrain zu kaufen.

Können Sie haben, Monsieur, antwortete der Wirt, wenn Sie mir nur den Preis zahlen.

Nun, sagte Legrand, was halten Sie von fünfzehn bis zwanzigtausend Franken?

Sind Sie bei Trost, Herr? Was reden Sie da! rief der Wirt lachend; glauben Sie, daß ich nicht längst weiß, was die Glocke geschlagen hat? Ich verlange für mein Terrain eine Million, denn so viel wird im nächsten Jahre hier der Morgen wert sein, und mein Besitztum macht über anderthalb Morgen aus. Das Häuschen bekommen Sie mit in den Kauf.

Welche Ironie! Das Häuschen war auf den Abbruch keine fünfhundert Franken wert.

Monsieur Legrand wäre vor Schrecken beinahe vom Stuhl gefallen; der Wirt mußte Wind bekommen haben und verteufelt gut Bescheid wissen. Da galt es, in den saueren Apfel zu beißen.

Ist das Ihr Ernst? stammelte er.

Mein völliger Ernst, war die Antwort, melden Sie das nur Ihrem Auftraggeber, den ich recht gut kenne. Aber das geht mich nichts an; zahlen Sie mir meinen Preis, und dann silence et discrétion.

Der Mann ließ also mit sich reden und Monsieur Legrand zog andere Saiten auf, und zwar ganz andere.

Er fing mit zwei und dreimalhunderttausend Franken an und bot dann, als er merkte, daß das alles nicht verfing, rund eine halbe Million. Der Wirt blieb unerschütterlich. Endlich mochte er doch wohl bedenken, daß er den Bogen nicht allzustraff spannen dürfe und sagte treuherzig: Ich bin nicht unmenschlich; wissen Sie was, teilen wir den Rest und geben Sie mir siebenmalhundertfünfzigtausend Franken; dann aber schnell, denn es hat sich schon sonst jemand gemeldet. Der Wirt flunkerte vermutlich, aber that Monsieur Legrand denn etwas anderes? Genug, man wurde handelseinig und schon am nächsten Tage las man an der verschlossenen Thür des Häuschens: fermé pour cause de déménagement. Also ausgezogen.

Nach kaum zwei Jahren stand auf jenem Platze eine palastartige Villa, mit Nebengebäuden und Treibhäusern und mitten in einem prächtigen Blumengarten, an den sich ein schöner Park mit Springbrunnen und Grotten anschloß, und die Vorübergehenden schauten

bewundernd durch das reichvergoldete Gitter. Eine ältliche „verblichene“ Dame wohnte dort, die früher in einem sehr vertraulichen Verhältniß zu einem nicht-französischen Monarchen gestanden, in dessen Lande man aber auch französisch spricht.

Man schätzte bloß das Terrain des Besitztums auf wenigstens zwei Millionen. Morny hatte also auch hier noch ein gutes Geschäft gemacht.

Der Wirt bezog als reicher Rentner, mithin als vornehmer Mann, eine hübsche Etage auf einem der neuen Boulevards und ließ seinen beiden Söhnen eine gute Erziehung geben, von denen der eine ein tüchtiger Arzt und der andere ein angesehener Advokat geworden ist. Deshalb nennen wir auch seinen Namen nicht, denn wir haben ihn recht gut gekannt und manchmal bei ihm zur Frühstückszeit, wenn uns ein Morgenspaziergang zufällig bis zum Triumphbogen führte, ein paar Sooleier verzehrt und einen „mistier“ dazu getrunken .... un demi-setier, was man im Rheinland einen Spezial nennt.

So machte man in Paris zu Anfang des neuen Kaiserreiches Terraingeschäfte.

* * *

Zwei lästige Dinge waren noch zu beseitigen, und zwar möglichst bald nach dem Regierungsantritt Napoleons III., um dem französischen Volke auch äußer-

lich die Erinnerung an die zu Grabe getragene Republik zu nehmen, nämlich die Freiheitsbäume und die überall an den öffentlichen Gebäuden und Monumenten, oft sogar an den Kirchen angebrachte republikanische Devise: Liberté, Egalité, Fraternité.

Das Wort République war naturgemäß verschwunden und durch Empire ersetzt worden. Welche Arbeit aber und namentlich welche Kosten mit dem Wechsel dieses einen Wortes verbunden waren, haben wohl nur die wenigsten bedacht.

Jedes amtliche Blatt Papier, vom Regierungsdekret im Staatsministerium an bis zum kleinsten Protokoll des letzten Feldhüters hinab, das am Kopf den gallischen Hahn und das Wort République trug, war jetzt unbrauchbar geworden, denn es mußte von nun an den kaiserlichen Adler mit dem Donnerkeil in den Krallen und das Wort Empire tragen. Blos die Kosten dieses Umdrucks in ganz Frankreich sind auf mehr als sechs Millionen Franken angeschlagen worden.

Der Übergang vom Julikönigtum zur Republik von 48 hatte ebensoviel gekostet, aber die Franzosen waren an dergleichen „kleine Nebenausgaben" längst gewöhnt und machten sich nichts daraus.

Dabei kam es manchmal in den kleineren Städten und Ortschaften vor, daß die neuen Bogen noch nicht fertig waren und daß irgend ein amtlicher

Erlaß Eile hatte; dann machte man einfach einen dicken Strich durch die „Republik" und schrieb Empire hinein und half sich so aus der Verlegenheit.

Kein französischer Notar konnte in den ersten Tagen nach der Proklamation des Kaiserreiches einen Akt ausfertigen, denn derselbe durfte nicht mehr wie bisher mit den Worten: Au nom du Peuple français, sondern mußte jetzt mit der neuen Formel: Au nom de l'Empereur anfangen. Und nun male man sich dies weiter aus und denke z. B. nur an die Armee, deren Millionen und aber Millionen Knöpfe R. F. (République française) tragen und die nun den kaiserlichen Adler bekamen.

Man sieht, ein Regierungswechsel in Frankreich ist eine teuere Sache, und das umsomehr, weil er so häufig vorkommt.

So hastig und streng hatte man aber noch nie verfahren, und Napoleon I., obwohl der Autokrat par excellence, war nachsichtiger gewesen, oder auch vielleicht klüger, wie man will. Ließ er doch sogar gleich nach seiner Thronbesteigung Zwanzigfrankenstücke prägen, die auf der Bildseite sein lorbeerbekränztes Porträt mit der Umschrift Napoléon Empereur und auf dem Revers die Worte République française trugen. Es war nur pro forma und sollte nur den Übergang erleichtern, ähnlich, wie im alten Rom die

Kaiser auch noch in ihren Dekreten die „res publica“ beibehielten. Napoleon III. trug ängstlich Sorge, diese fatalen Goldstücke möglichst schnell aus dem Verkehr zurückzuziehen; die wenigen, die übrig blieben, wurden bald eine große Rarität, und von Liebhabern teuer bezahlt.

Was nun die republikanische Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit betraf, so konnte dieselbe leicht beseitigt werden, da sie nur mit Farbe an die Mauern der Gebäude gemalt war. Ein Paar tüchtige Pinselstriche, in der Regel über Nacht, und am nächsten Morgen war nichts mehr davon zu sehen.

Der Moniteur, „Journal officiel de l'Empire“, brachte dann folgende kurze Note: „Man hat die republikanische Devise, die soviel Mißbräuche hervorgerufen und eigentlich nur der Anarchie zum Deckmantel ihrer Umtriebe diente, entfernt und damit den Wunsch aller Wohlgesinnten erfüllt. Die Bedeutung der schönen Worte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit trägt jeder gute Franzose im Herzen, sodaß man wahrlich nicht nötig hat, sie an jede beliebige Mauer zu schreiben. Ihr Schutz liegt jetzt in der starken Hand desjenigen, dem die französische Nation einstimmig und vertrauensvoll die Leitung ihrer Geschicke übergeben hat. Unter dem Kaiserreich wird diese Devise zur Wahrheit werden.“

Avis au lecteur, sagt man auf französisch, was auf deutsch so viel sagen will als: Darnach habt ihr euch zu richten!

So war es denn mit der Liberté, Egalité und Fraternité vorbei, und dasselbe Schicksal traf auch die andere Inschrift „Propriété nationale“, die man gleichfalls an alle öffentlichen Gebäude und natürlich zuerst in die königlichen Paläste geschrieben hatte.

Auch hier genügten Farbentopf und Pinsel zur schnellen Beseitigung; nur arbeiteten die Anstreicher manchmal gar zu schnell und trugen nicht dick genug auf. Nach einigen Tagen kam dann die Schrift wieder zum Vorschein, und die Flaneurs, an denen Paris so reich ist, blieben stehen, lachten und machten ihre Glossen, bis sie von einem Polizisten vertrieben wurden. Der eilte dann spornstreichs nach der Präfektur und meldete diensteifrig das gefährliche Ereignis, und der Anstreicher that gründlicher seine Schuldigkeit.

Und vollends die bösen Freiheitsbäume, die so recht an die Revolutionen mahnten, deren Ära ja gerade das neue Kaiserreich auf immer geschlossen hatte. Auf immer, d. h. so lang es dauern sollte.

Gleich am 25. Februar 1848, nachdem wenige Stunden vorher der alte König, der es so gut gemeint und dem man so schlecht vergolten hatte, in den

historischen Fiaker gestiegen war, begann das Pflanzen der Freiheitsbäume in ganz Paris.

Natürlich wurde der erste und größte mitten vor den Haupteingang der Tuilerien gesetzt, unter dem Zulauf von vielen tausend Menschen, welche dazu die Marseillaise sangen. Der Thronsessel, den die Bummler und Gamins inzwischen aus dem Thronsaal des Palastes geholt, wurde dann im Triumph um den Baum herumgetragen, bevor man ihn auf dem Karusselplatze verbrannte.

Der Baum selbst, eine schlanke Birke aus dem nahen Schloßpark, war mit flatternden dreifarbigen Bändern geschmückt, und zum Ueberfluß wurde noch vor ihm eine hohe Stange mit einer roten phrygischen Mütze aufgepflanzt.

Die Herren von der Provisorischen Regierung im Stadthause ließen es ruhig geschehen, und Ledru-Rollin beglückwünschte sogar die Deputation, welche die Meldung überbrachte, ob ihrer patriotischen That.

Die Freiheitsmänner waren stark angetrunken, aber das nahm niemand Wunder, denn Frankreich ist das Land des Weines und man mußte doch die neue Republik hoch leben lassen. Nur der vornehme und edeldenkende Lamartine, der Adler unter den Krähen, wie man ihn damals vielfach nannte, schaute entrüstet auf das wüste Treiben und sah wohl schon im Geiste die be-

klagenswerten Folgen voraus, die ja auch und zwar noch in demselben Jahre schrecklich genug eintrafen.

Dann zog man weiter und schloß sich den anderen an, die mit dem Einpflanzen der Bäume vor allen Mairien beschäftigt waren. Auch das hôtel de ville erhielt seinen Freiheitsbaum, und schon nach einigen Wochen hatte jeder freie Platz einen solchen und oft mehr als einen, sodaß man sie nach hunderten zählen konnte.

Als der erste vierzehntägige Rausch vorüber war, während welcher Zeit alle Wein- und Kaffeehäuser von Paris die ganze Nacht über offen blieben, entfernte die Polizei, die sich nach und nach ermannte, eine Menge von Bäumen, unter dem Vorwand der Verkehrsstörung, und als Cavaignac in den entsetzlichen Junitagen den Aufstand blutig unterdrückt hatte, fielen fast alle übrigen. Unter der Präsidentschaft mußte man schon weit gehen, um noch einen zu finden, und nach dem Staatsstreich war auch der letzte verschwunden .... der letzte, bis auf Einen.

Denn — wer hätte das geglaubt, ein Baum war vergessen worden, und wir haben ihn nicht allein selbst gesehen, sondern wir waren auch zufällig Augenzeuge, als man ihn entdeckte und fortschaffte.

Der Baum, eine Ulme, stand im Poissonnière-Viertel vor der passage du Caire, auf dem gleichnamigen Platze,

also in einer sehr belebten Gegend. Aber die meisten kannten vermutlich gar nicht seine staatsgefährliche Bedeutung, denn er hatte sich auffallend kräftig entwickelt, als stände er dort schon seit langen Jahren, wie so manche einzelne Bäume auf dem einen oder anderen öffentlichen Platze von Paris.

So wäre er auch wohl ruhig stehen geblieben, wenn er nicht eines Morgens, im Mai 1853, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hätte. Auf seiner Spitze wehte nämlich eine große rote Fahne mit der Inschrift: à la mémoire de Baudin. Der Leser erinnert sich wohl dieses Volksvertreters, der am 3. Dezember 1851 auf einer Barrikade getötet wurde, und dieser Maitag war sein Geburtstag.

Von allen Seiten strömten alsbald die Neugierigen herbei, um das Wunder zu sehen, denn das war es wirklich: am hellen Tage die Fahne der roten Republik mit dem verpönten Namen, und noch dazu auf der Spitze eines Freiheitsbaumes, denn nun erinnerte man sich auch auf einmal seines Ursprungs. Doch die Freude dauerte nicht lange.

Eine ganze Kolonne von Polizeisergeanten kam im Sturmschritt angerückt, und in wenig Minuten war der Platz gesäubert und die Zugänge wurden besetzt. Dann erschien ein halbes Dutzend Arbeiter, jedenfalls gut kaiserlich gesinnte, mit einem großen Handwagen, und

in kaum einer Stunde war der schöne Baum, der unschuldige Urheber der Missethat, gefällt, mit den Wurzeln herausgehoben, aufgeladen und fortgefahren. Die Menge johlte und pfiff, das ließ sie sich nicht nehmen, und die Polizisten ergriffen ein Paar von den Hauptschreiern, echte pariser Gamins, und nahmen sie mit, vermutlich um sie nachher wieder laufen zu lassen. Wir standen ganz in der Nähe, aber, wohlbemerkt, als stumme Zuschauer. Einige von den Hütern der Ordnung blieben zurück, und unter ihrer Aufsicht wurde die böse Stelle noch an demselben Nachmittag geebnet und gepflastert, und dann war die Geschichte vorbei.

Verschiedene Abendblätter brachten eine kurze Notiz darüber, doch ohne weiteren Kommentar, vermutlich auf höhere Weisung, denn die Presse wurde äußerst streng überwacht.

Die Geschichte hatte aber noch ein kleines pikantes Nachspiel. Auf einmal hörte man nämlich von einem Gedicht, das als Flugblatt sehr geheimnißvoll kolportiert wurde und trotz aller Späheraugen der Polizei von Hand zu Hand ging. Das Lied hatte den Titel „La complainte de l'arbre" und sollte sogar Béranger, der damals noch lebte, zum Verfasser haben.

Im café de la Rotonde des quartier latin, das fast nur von Studenten besucht wurde, und wo auch

wir oft mit befreundeten Landsleuten zusammentrafen, wurde es uns eines Abends heimlich zugesteckt und natürlich mit Begier gelesen. Der Name des Verfassers erschien freilich als Schwindel, denn er nannte sich B. Rangé, was ganz wie Béranger klang; auch versicherten andere, der berühmte Poet habe es wirklich gemacht und sich nur hinter dies Pseudonym versteckt. Doch das that weiter nichts zur Sache, denn das Gedicht gefiel uns außerordentlich, weil es sehr beißend geschrieben war und jedenfalls aus einer guten Feder stammte.

Wir bildeten damals so eine Art von litterarischem Klub, zu welchem u. A. auch unser Freund Richard v. Z., der Vorleser Heines, gehörte, und eine deutsche Übersetzung des Gedichtes wurde sofort beschlossen. Auch ein Preis wurde dafür ausgeschrieben und zwar eine Bowle Glühwein, ein unter dem Namen vin chaud bei den Franzosen sehr beliebtes Getränk, aber aus so kleinen Likörgläsern getrunken, daß man in Deutschland darüber lachen würde .... ein Schoppen etwa auf vier Personen.

Schon nach einigen Abenden wurden mehrere Übersetzungen produziert, die so übel nicht waren, aber an denen doch mancherlei auszusetzen blieb. Keine von ihnen „zündete“, wie einer von uns sehr richtig bemerkte. Endlich zog auch der ebenerwähnte Richard

v. Z. ein Papier aus der Tasche und las uns eine Übersetzung vor, nicht von ihm selbst, wie er vorausschickte, weil er sich nicht mit fremden Federn schmücken wolle, sondern anonym, denn er kenne den Verfasser nicht.

Kaum hatte er die Lektüre beendet, als wir alle ihm ein lautes Bravo zuriefen, das gewiß noch lauter gewesen wäre, wenn wir nicht gefürchtet hätten, die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste zu erregen. In keinem pariser Kaffeehause war man damals vor Spionen sicher.

Aber von wem ist das Gedicht? fragten wir sofort einstimmig, und als unser Freund nur lächelte und sich in ein diplomatisches Schweigen hüllte, rieten wir natürlich gleich auf Heine und bestürmten ihn, uns die Wahrheit zu sagen. Er wich aber aus und gestand uns endlich nur, er habe das Original Heine gezeigt, bei dem er ja täglich aus- und einging. Heine habe gelacht und ihm gesagt, er kenne nicht allein das Gedicht bereits, sondern man habe ihm auch schon eine deutsche Übersetzung zugeschickt, von der er ihm erlaube, eine Abschrift zu nehmen.

So waren wir denn nicht viel klüger als zuvor, aber die meisten von uns blieben trotzdem bei der Ansicht, daß Heine der wirkliche Verfasser sei, und stießen auch bei der Bowle, die alsbald erschien, auf

die Gesundheit des damals leider schon so schwer erkrankten Dichters an.

Einige sprachen freilich auch ihre Zweifel aus, denn das Gedicht hatte in seiner glatten, korrekten Form eigentlich nur wenig von der leichten, lässigen Manier Heines, die pikanten Witze abgerechnet, die übrigens auf Rechnung des Originals kamen. Aber diese Gegner wurden, wie man sich leicht denken kann, überstimmt.

Wehmütig betrachte ich heute das kleine vergilbte Blatt, das nun bald vierzig Jahre alt und dessen Schrift fast unleserlich geworden ist; aber damals thaten wir uns auf den Besitz desselben nicht wenig zu gut, denn wir repräsentierten in unserer Weise ein Stück vom „Jungen Deutschland“ und glaubten überdies an die hohe Autorschaft. Wären wir freilich bei unserem staatsgefährlichen Treiben ertappt worden, so hätte es uns schlimm genug ergehen können. Doch es war kein Denunziant unter uns.

Ich lasse das Gedicht als Kuriosum hier folgen, und der Leser mag sich selbst ein Urteil über den mutmaßlichen Verfasser bilden, der mir bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben ist.*)

*) Als ich später einmal, was mir nur selten vergönnt war, den kranken Dichter besuchte, brachte ich, wie zufällig, die Rede auf das Lied. „Hat der Z. also doch nicht schweigen können,“ rief Heine, „ich hatte ihm Diskretion empfohlen. Das Gedicht

Grablied

für

den letzten Freiheitsbaum.

Man hat ihn umgeschlagen,
Den stolzen Freiheitsbaum,
Noch eh' er Frucht getragen ....
Es war ein schöner Traum.

Und als das Beil, das blanke,
Den reinen Stamm berührt,
Da kam uns der Gedanke,
Wer wohl den Schlag geführt.

Der jüngst mit Mordgesellen
Die Republik besiegt,
Kann einen Baum wohl fällen,
Der schnell am Boden liegt.

Sitzt jetzt auf goldnem Throne
Gar frech im Königshaus,
Trägt die stibitzte Krone,
Der Dieb! und lacht uns aus.

Ja, wenn's der Hut alleine
Und wenn der Rock es thät',
Dann wärst du eine feine
Cäsarenmajestät.

---

ist nicht von mir; der Z. wird selbst der Verfasser sein und hat unter meiner Flagge gesegelt." Unser Freund hatte aber nicht die geringste poetische Ader. Darauf brach Heine das Gespräch ab, und ich war wieder „so klug als wie zuvor".

Doch unter'm Rock, da drohte
Sein Schwert als Weltgeschick,
Und unter'm Hut, da lohte
Sein Imperatorblick.

Von all dem nichts, Gevatter,
Hast nichts von Königsart,
Vom großen Henri quatre
Auch nur den Ziegenbart.

Geduld! und stets im festen
Vertrauen auf der Wacht:
Noch immer hat am besten,
Der, wer zuletzt gelacht.

Die Fahne bleibt, die rote,
Dem Volk als Hoffnungshort,
Und auch der große Tote
Lebt unvergessen fort.

Das Beil laßt nicht verderben,
Bis es dereinst zum Lohn
Ihm schlägt in tausend Scherben
Die Krone mit dem Thron!

Viertes Kapitel.

Die ersten Anzeichen des Orientkrieges. — Ballfest des Gesetzgebenden Körpers zu Ehren des Kaiserpaares. — Montalembert und Dupin. — Der Paletot Mentschikoff. — Allianz Frankreichs und Englands. — Lord Raglan. — Biographische Skizze Saint-Arnauds. — Banknotendiebstahl im Kabinet des Kaisers. — General Cornemuse †. — Schlacht an der Alma und Tod Saint Arnauds. — Kriegsanleihe. — Der Napoleonstag. — Einnahme von Bomarsund. — Prinz Napoleon. — Pikantes Abenteuer des Polizeipräfekten Piétri. — Prinzessin Clotilde.

Das Jahr 1853, das erste des neuen Kaiserreiches, war für Frankreich ein ruhiges, was in der Natur der Sache lag. Man war erschöpft von der Aufregung der jüngsten Vergangenheit und sah jetzt mit einer gewissen Spannung der weiteren Entwickelung der Dinge entgegen.

Im Osten begann freilich schon der Horizont sich zu trüben, und die dort aufsteigenden Wolken waren die Vorboten des Krimkrieges, aber diese Wolken zogen sich sehr langsam und anfangs fast unbemerkt zusammen. Nur gegen Ende des Jahres sah man die ersten Blitze des ausbrechenden Gewitters.

Von den großen Staatskörpern ist wenig zu melden; Senat und corps législatif sagten so ziemlich zu allem Ja, und bewilligten auch „aus eigener Initiative“ dem Kaiser eine Zivilliste von 25 Millionen, zu denen noch die Einkünfte der Staatsdomainen hinzukamen, die fast ebensoviel betrugen. Damit ließ sich schon regieren.

Nur ein Passus in der Thronrede machte einiges Aufsehen: die Reduktion der Armee um 20 000 Mann, „um die friedlichen Gesinnungen des Kaisers zu bethätigen.“ Diese Reduktion blieb aber im Grunde auf dem Papier und beschränkte sich einfach auf eine etwas frühere Entlassung derjenigen Mannschaften, die ohnehin schon in der zweiten Hälfte des letzten Dienstjahres standen; auch wurden sie bald genug wieder eingezogen. Aber in der Thronrede klang es gut und der Kaiser mußte einige Augenblicke innehalten, bis der begeisterte Applaus sich gelegt hatte.

Anderweitig indes machte das corps législatif viel von sich reden, denn es hieß auf einmal, die Depu-

tierten wären entschlossen, den Majestäten einen großen Ball zu geben. Bevor die Herren sich verständigt hatten, war bereits eine Kommission unter dem Vorsitz des Präsidenten Billault zusammengetreten, die einen großartigen Entwurf vorlegte.

Das ganze Palais Bourbon sollte auf das prächtigste dekoriert werden und der Sitzungssaal selbst als Ballsaal dienen; die ersten Künstler Frankreichs sollten Gemälde, Bildsäulen und sonstige Kunstgegenstände dazu liefern, um sie nachher unter den Deputierten zu verlosen, die dann ihren Gewinn dem Hauptorte ihres Wahlkreises zum Geschenk machen würden. Eine seltsame Idee, die sehr an das komische streifte und auch so starken Widerspruch fand, daß sie unausgeführt blieb.

Die Kommission ließ also diesen Plan fallen, denn sie hatte schon große Mühe, den Ball an sich durchzusetzen. Die älteren Mitglieder, die nicht tanzten, brachten nämlich ein Bankett in Vorschlag, um doch wenigstens bei dieser Gelegenheit gut zu essen und zu trinken, und nach dem Bankett allenfalls den Ball, der sie nicht weiter interessirte. Hier schlichtete aber ein Machtwort Mornys den Streit: ein Ball sei nun einmal projektiert und von den Majestäten bereits huldvoll angenommen worden, es müsse also dabei bleiben.

Darauf handelte es sich, zur Bestreitung der nicht geringen Kosten, um den Beitrag eines jeden Mitgliedes, der bei einer Anzahl von 211 Deputierten auf 460 Franken festgesetzt war. Manche fanden die Summe, selbst für einen loyalen Bonapartisten, etwas hoch, aber man konnte unmöglich dagegen opponieren, wenn man sich nicht den schlimmsten Deutungen aussetzen wollte.

Nur Einer verweigerte seinen Beitrag: der Graf von Montalembert, der überhaupt damals in seiner einzigen Person beinahe die gesamte Opposition der Kammer repräsentierte. Die Kollegen überlief es heiß und kalt, als sie auf der Liste bei dem Namen des Grafen die Worte fanden: „Abgelehnt und den Betrag an den Maire von Besançon eingeschickt, zur Verteilung an die Armen.“ Besançon war der Wahlkreis Montalemberts, und die Wähler sollen mit der Handlungsweise ihres Vertreters ganz einverstanden gewesen sein.

Der Maire dachte freilich anders und wies das Geld mit Entrüstung zurück, was in Paris auch sofort bekannt wurde und dem würdigen Manne bei der nächsten Ordensverteilung das Kreuz der Ehrenlegion eintrug. Im Schlosse (au château, wie man den kaiserlichen Hof immer zu nennen pflegte) war die Aufregung gegen den Grafen groß, denn man hatte sein

Bonmot von dem „vol“ des Adlers noch nicht vergessen; da aber der Kaiser selbst nichts sagte, sondern seinen Ärger verschluckte, so redete man nicht weiter von der Sache.

Der kleine Zwischenfall that auch dem Ballfest keinen weiteren Eintrag; es verlief großartig und glänzend, und Paris sprach acht Tage lang vorher und nachher von nichts anderem. Über 4000 Einladungen waren ergangen, und die vornehme Mittelklasse war ganz besonders bedacht worden, allerdings unter der Bedingung, in einem jener Hofkostüme zu erscheinen, die dem Leser bereits bekannt sind. Auch die nicht tanzenden Deputierten wurden durch verschwenderisch ausgestattete Büffets mit dem Balle versöhnt; nur später stellte sich eine neue Mißstimmung ein, die man wohl, wenn es nicht allzu respektwidrig klänge, mit einem Katzenjammer vergleichen möchte: die anfänglich festgesetzten 460 Franken hatten nämlich nicht gereicht und mußten für jeden noch um 150 erhöht werden. Die Kosten waren gar zu bedeutend gewesen; man hatte allein über zweitausend Flaschen Champagner getrunken, noch dazu nichts wie Veuve Cliquot.

Als daher nach einigen Jahren, bei Gelegenheit der Geburt des kaiserlichen Prinzen, wieder von einem solchen Fest die Rede war, stieß der Vorschlag auf einen so allgemeinen Widerspruch, daß die wenigen,

die es in Anregung gebracht hatten, sofort überstimmt wurden. Man begnügte sich mit einer Glückwunschadresse an die Majestäten, die sehr devot und unterthänig und zugleich viel billiger war.

Der Name des Grafen Montalembert sollte übrigens in der nächsten Session noch einmal in der Öffentlichkeit auftauchen, wobei der Graf diesmal die Lacher auf seiner Seite hatte, und wer dies in Paris von sich sagen kann, hat immer gewonnenes Spiel.

Der famose Monsieur Dupin, der Mantelträger par excellence, dessen wir schon bei Gelegenheit des Staatsstreiches gedachten, wo der genannte Herr, als Präsident der Nationalversammlung, eine so miserable Rolle spielte, hatte auf einem Agrikulturfest zu Corbigny eine Rede gehalten, in welcher er den neuen Kaiser als den Vater und Schutzherrn der französischen Landwirtschaft ganz in derselben pathetischen Weise feierte, wie er zehn Jahre vorher Louis Philippe und fünfundzwanzig Jahre vorher Karl X. gepriesen.

Das war selbst den ehrlichen Bretonen, die ohnehin nicht allzusehr für den dritten Napoleon schwärmten, doch etwas zu stark, zumal sie die politische Vergangenheit des Redners gut kannten, und Montalembert, der die Rede gelesen, die Dupin natürlich sofort hatte drucken lassen, konnte sich nicht versagen, deshalb an ihn einen sehr derben Brief zu richten.

Er warf ihm darin nicht allein sein unwürdiges Gebahren vor, sich immer schleunigst für jede neue Regierung zu erklären und dieselbe dann auf Kosten der vorhergehenden zu verherrlichen, sondern er erlaubte sich zugleich, die Institutionen des neuen Kaiserreiches einer rücksichtslosen Kritik zu unterwerfen, und mit der Behauptung zu schließen, daß die Regierung bis jetzt noch so gut wie gar nichts für die Landwirtschaft gethan habe. Dieser Brief gelangte durch irgendeinen „Zufall“ in die Zeitungen, was, nebenbei bemerkt, dem Grafen mit derartigen Briefen oft passierte, und nun mußte man notgedrungen gegen den Verfasser einschreiten.

Den persönlichen Angriff auf Dupin hätte man vielleicht noch übersehen können, denn das „Wetterfahnenprinzip“ war ja damals an der Tagesordnung, aber den Kaiser und seine Regierung angreifen, das durfte nicht geduldet, das mußte streng geahndet werden.

Der Prokurator am kaiserlichen Gerichtshof, der spätere Minister Rouland, fand sich veranlaßt, eine Lanze für seinen schwer beleidigten Kollegen zu brechen und stellte beim Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers einen Antrag auf Verfolgung des Grafen.

Die Sache war sehr heikler Natur, denn die Kammermitglieder waren nach der neuen Verfassung gleich-

falls unverletzlich, — diesen Passus hatte der Prinz-Präsident beibehalten, um sich nicht von vornherein unpopulär zu machen, obwohl man beim Staatsstreich gesehen, wie hoch er diese Unverletzlichkeit anschlug — indes war das Vergehen hier ein zu großes, fast hochverräterisch, wie viele Deputierten laut erklärten, um nicht jenes Bedenken zu beseitigen.

Bei der Diskussion hatten trotzdem viele den Mut, nicht den Grafen in Schutz zu nehmen, das hätte keiner gewagt, wohl aber auf die Ungesetzlichkeit inbezug auf die Form der Anklage hinzuweisen, so daß sich bei der Abstimmung fast ein Drittel der Versammlung gegen dieselbe erklärte.

Der Antrag war also doch durchgegangen und Paris freute sich schon auf den pikanten Prozeß, der übrigens sehr wahrscheinlich mit Ausschluß der Öffentlichkeit stattgefunden hätte, als plötzlich, wider alles Erwarten, das Verfahren eingestellt wurde; man sagte, auf direkten Befehl des Kaisers, der auch hier wieder ein richtigeres Verständnis zeigte, als seine allzueifrigen Diener. Er mochte wohl an Talleyrand gedacht haben, der immer seinen neuen Beamten zurief: „avant tout, pas de zèle!"

Montalembert zog sich darauf fast ganz aus dem politischen Leben zurück und nahm seine litterarischen Arbeiten wieder auf, die ihm in katholischen Kreisen einen bedeutenden Namen gemacht haben. Selbst seine

Gegner, und er hatte deren viele, zollten seiner Ehrenhaftigkeit volle Anerkennung, und mehr noch seinem persönlichen Mut, denn ein solcher gehörte wahrlich dazu, seine Überzeugung offen und unerschrocken auszusprechen, in einer Zeit, wo jede freisinnige Regung auf das strengste unterdrückt war.*)

Der Graf starb am 13. März 1870, also nur wenige Monate vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges; er hat mithin den Sturz des Zweiten Kaiserreiches, den er stets prophezeite, nicht mehr erlebt. —

Der Hauptgrund übrigens, der den Kaiser zur Milde gegen Montalembert gestimmt hatte, war ein ganz anderer und ein tiefer liegender, politischer.

Er durfte in jener Zeit die öffentliche Meinung auf keine, wenn auch scheinbar noch so geringfügige Weise beleidigen; er mußte ihr im Gegenteil schmeicheln, um sie ganz für sich zu gewinnen.

*) Montalembert kam übrigens doch noch einmal, im Herbst 1858, mit der kaiserl. Regierung in bösen Konflikt, und zwar wegen eines von ihm im „Correspondant" veröffentlichen Artikels über Indien, der ihm zu einem sehr scharfen Vergleich zwischen der englischen und französischen Verfassung Gelegenheit bot. Er wurde deshalb vom pariser Zuchtpolizeigericht zu sechs Monaten Gefängniß und zu 3000 Franken Geldstrafe verurteilt, aber vom Kaiser, dessen Person in jenem Artikel am heftigsten angegriffen war, begnadigt. Der Graf protestierte sofort gegen diese Begnadigung und wollte weiter appellieren, aber der Gerichtshof erklärte die Sache für erledigt.

Es war nämlich Krieg in Sicht, und Frankreich konnte sehr wahrscheinlich mit hineingezogen werden, also gleich im zweiten Jahr nach der Proklamation des neuen Kaiserreiches, wodurch die pathetische Devise l'Empire c'est la paix gewaltig in die Brüche ging.

Schon im Herbst 1853 war die Orientalische Frage in den Vordergrund der europäischen Politik getreten, und diesmal war Rußland der Störenfried. Wir werden sie hier so kurz wie möglich berühren.

Der Czar Nikolaus trug sich, wie seine Vorfahren, stets mit einem Lieblingsgedanken: dem Besitz Konstantinopels, auf den schon das Testament Peters des Großen hingewiesen hatte, und die Lage der griechischen Christen in Palästina, deren Protektor er war, mußte zum Vorwand dienen, um eine Pression auf den Sultan auszuüben. Die Pforte erneuerte bereitwillig den früheren Vertrag, räumte aber den Römisch-Katholischen dieselben Rechte ein.

Das russische Kabinett war damit nicht zufrieden und sandte den Fürsten Mentschikoff im Februar 1853 nach Konstantinopel, um weitere Bürgschaften zu verlangen.

Das rücksichtslose Auftreten des Fürsten, das gegen jedes diplomatische Herkommen und gegen jede an monarchischen Höfen nun einmal bestehende Etikette verstieß, schien auf eine persönliche Beleidigung des

Sultans berechnet zu sein und galt gewissermaßen schon als eine Kriegserklärung.

Der zugeknöpfte Paletot, ohne jedes Ordensabzeichen, in welchem der Fürst bei der Audienz erschien und den er nicht einmal im Vorsaal ablegte, spielte dabei eine Hauptrolle, und er war es auch, der die Pariser mit dieser neuen Phase der ewig ungelösten Orientalischen Frage zuerst bekannt machte.

Unter den modernen Frühlingsmoden tauchte nämlich auf einmal bei vielen pariser Schneidern der „Paletot-Mentschikoff“ auf, als das allerneueste, „destiné à un grand succès,“ wie die Anschlagszettel verkündeten.

Anfangs wußte man garnicht, was die Annonce zu bedeuten habe und hielt sie für irgendeinen Reklamenschwindel. Man besah sich das Ding in den Schaufenstern und lachte. Es war ein gewöhnlicher und nach der damaligen Mode sehr langer Sommerüberzieher von schlichtem, dunkelgrauem Stoff — weiter nichts.

Ein Schneider am Börsenplatze hatte aber eine Puppe damit bekleidet und eine Maske mit struppigem Schnurbart und Stülpnase und einen Offiziershut mit grünem Federbusch hinzugefügt; das sprach schon deutlicher: die Maske zeigte unzweifelhaft ein slavisches Gesicht und der Federbusch die russische Landesfarbe. Und als man schließlich eine Papierrolle bemerkte, die

aus der einen Tasche des Rockes hervorlugte und auf welcher das ominöse Wort Ultimatum stand, da ging allen ein Licht auf, und die Witzblätter lieferten die weiteren Kommentare.

Schon in den nächsten acht Tagen sah man viele hundert Herren im zugeknöpften Mentschikoff-Paletot auf allen Boulevards, und in den Kaffeehäusern hörte man bei jeder lebhaften Diskussion die Worte: à la Mentschikoff. Die anstößige Puppe am Börsenplatze hatte freilich nur vierundzwanzig Stunden gelebt.

Man berechnete, daß im Sommer allein in Paris gegen 10000 Mentschikoff-Paletots abgesetzt wurden, und man erzählte sich, daß die Besitzer der großen Kleidermagazine Tag und Nacht arbeiten ließen, um die aus allen Departements massenhaft eingegangenen Bestellungen zu bewältigen.

Das war die lustige Seite der Sache, die ernste sollte bald genug nachkommen.

* * *

Die Kriegserklärung der Türkei an Rußland erfolgte bereits im Juni 1853, aber erst im Herbst desselben Jahres nahmen die vereinigten Westmächte, Frankreich und England, für die Pforte Partei.

Die Geschwader beider Nationen gingen in den ersten Januartagen 1854 unter Segel und trafen im

Schwarzen Meer zusammen; dort stellten sie nun ihrerseits an Rußland ein Ultimatum. Für die Westmächte begann daher der eigentliche Krimkrieg erst im Frühling 1854.

In der Thronrede jenes Jahres legte der Kaiser Napoleon offen die Gründe der Intervention dar: die Ungerechtigkeit Rußlands gegen die Pforte, wo der Mächtige den Schwachen zu unterjochen suche, das Interesse Frankreichs und Englands an der Erhaltung des status quo im Orient und im Mittelmeer u. s. w. Wir wollen den Frieden, so schloß die Rede, denn die Zeit der Eroberungen ist vorüber; wenn wir trotzdem das Schwert ziehen, so weiß Europa, daß es nur geschieht, um den Unterdrückten zu schützen; diese schöne Mission hat Frankreich von jeher erfüllt, und auch ich werde mich derselben nicht entziehen.

Der ungeheuere Applaus, mit welchem die Versammlung diese Worte aufnahm, bewies, daß der Kaiser, wie der Moniteur sagte, den wahren Nerv der Nation getroffen hatte.

Zum Oberbefehlshaber der französischen Armee wurde der Marschall Saint-Arnaud ernannt; der britische Feldmarschall Lord Raglan stand an der Spitze des englischen Heeres.

Der Lord hatte als junger Oberstleutnant bei

Waterloo den rechten Arm verloren und ahnte damals wohl nicht, als er den ersten Napoleon niederwerfen half, daß er vierzig Jahre später ein treuer Bundesgenosse des dritten sein würde.

Die Abschiedsrevue in Longchamps war überaus glänzend; in der Suite des Kaisers befanden sich viele fremdherrliche Offiziere und Lord Raglan ritt neben ihm zu seiner Linken.

Auf der Rückkehr in die Tuilerien durch die Elyseischen Felder wurde das Gedränge so groß, daß die berittenen Gendarmen das Volk nicht mehr zurückhalten konnten, und der Kaiser wurde plötzlich mit seinem Begleiter von dem übrigen Gefolge abgeschnitten.

Beide hielten minutenlang allein auf dem Konkordeplatz, von dem Menschengewühl, das bis unter ihre Pferde kroch, fast erdrückt. Napoleon sah wie verklärt aus und grüßte unaufhörlich nach allen Seiten, viele Leute aus dem Volk drängten sich hinzu, um seine Stulpenstiefel, seinen Rock und auch seine Hände zu berühren, was er gern geschehen ließ; Frauen hoben ihre Kinder in die Höhe, damit sie den Kaiser recht deutlich sehen könnten, und Taschentücher und Hüte wurden unter unaufhörlichem vive l'Empereur durch die Luft geschwenkt.

Lord Raglan saß mit seiner schwarzseidenen Arm-

binde ernst und unbeweglich im Sattel und machte dabei ein so verwundertes Gesicht, als hätte er ein solches Schauspiel in seinem Leben noch nicht gesehen, was wohl möglich war. Der edle Lord kannte eben die Franzosen nicht .... heute Hosiannah! und morgen Kreuzige ihn! Endlich kamen die Gendarmen und machten wieder freie Bahn.

Ich erzähle diese Szene nur deshalb, weil ich sie als Augenzeuge verbürgen kann, denn ich stand kaum zehn Schritte davon entfernt.

Beide Feldherren sahen übrigens ihre Heimat nicht wieder, denn sie starben während des Krieges auf fremder Erde; und nur ihre Leichen wurden zurückgebracht.

Die Ernennung des Marschalls Saint-Arnaud zum Höchstkommandierenden, dem sogar Lord Raglan, wenigstens in außerordentlichen Entscheidungsfällen, untergeordnet war, wurde in politischen Kreisen sehr lebhaft besprochen, und fand keineswegs allgemeine Billigung.

Saint-Arnauds Ruf war ein schlechter, und seine Teilnahme am Staatsstreich, zu welcher er sich nur durch Bestechung hatte gewinnen lassen, war noch in aller Andenken, wenn er auch, wie man ironisch bemerkte, die halbe Million, die er dafür bekommen, längst verausgabt hatte.

Über sein Vorleben gingen die abenteuerlichsten Gerüchte, die, wenn sie auch nur zum zehnten Teil wahr gewesen, seine Offiziersehre entsetzlich kompromittierten.

Wir sehen hier von gehässigen Skandalgeschichten ganz ab — so soll er z. B. als junger Mann in England ein halbes Jahr lang Seiltänzer gewesen und auch als Schauspieler unter dem Namen Florival im südlichen Frankreich aufgetreten sein — sondern halten uns nur an beglaubigte Thatsachen.

Als Leutnant in der Leibgarde Ludwigs XVIII., wo er sich durch einen fast lächerlichen Antibonapartismus bemerklich machte, erregte sein Lebenswandel so allgemeine Entrüstung, daß er den Dienst, auf Antrag seiner eigenen Kameraden, quittieren mußte. Später gelang es ihm, in der Armee eine neue Anstellung zu finden; er desertierte aber bald und tauchte erst nach 1830 wieder auf, und zwar jetzt als begeisterter Anhänger des Bürgerkönigtums.

Als die Herzogin von Berri i. J. 1832, nach ihrer mißlungenen Verschwörung zugunsten ihres Sohnes, Heinrichs V., als Staatsgefangene auf die Festung Blaye gebracht wurde, gehörte Saint-Arnaud zu der militärischen Eskorte und blieb auch auf der Festung als Adjutant des Kommandanten. In dieser Stellung soll er eine sehr zweideutige Rolle gespielt haben, und

zwar einerseits als Vertrauter der Herzogin, indem er ihre geheime Korrespondenz mit ihren Anhängern vermittelte, natürlich gegen bedeutende Gratifikationen, und andererseits, indem er die französische Regierung von den Intriguen der Gefangenen unterrichtete, was ihm gleichfalls gut bezahlt wurde.

Später ging er nach Algerien, wo er sich unter Cavaignac auszeichnete, denn es fehlte ihm nicht an Bravour und Tollkühnheit, aber wie ein Mann, der seine Sache auf nichts gestellt hat, und der, gleichviel durch welche Mittel, vorwärts kommen und Glück machen will. Seine Grausamkeit gegen die Araber, besonders bei Gelegenheit der Gefangennahme des Kabylenchefs Bou-Maza, empörte sogar die unter seinem Befehl stehende Fremdenlegion, die doch bekanntlich von jeher aus sehr verkommenen und anrüchigen Elementen zusammengesetzt war.

Nach der Februarrevolution kam Saint-Arnaud, der inzwischen Brigadegeneral geworden war, wieder nach Paris und erregte bald durch sein Verhalten, als hitziger Parteigänger der Napoleoniden, die Aufmerksamkeit des Prinz-Präsidenten.

Louis Napoleon bedurfte solcher Leute für seine geheimen Pläne, und wußte den stark verschuldeten und deshalb immer geldbedürftigen General leicht zu gewinnen. Um ihn ganz an sich zu fesseln, machte er

ihn zum Divisionär und im Herbst 1851 zum Kriegsminister.

Saint-Arnaud war auch, mit den „Intimen“ aus früherer Zeit, derjenige, dem der Prinz den beabsichtigten Staatsstreich zuerst vertraute. „Wer ihm seine Schulden bezahlt und ihm Geld, aber viel Geld giebt, der hat ihn“, soll Morny damals gesagt haben, ohne zu bedenken, daß er selbst mit den meisten anderen in die gleiche Kategorie gehörte. Saint-Arnauds Hauptleidenschaft war hohes Spiel, und er spielte im ganzen unglücklich; das erklärt bei einem Manne mit solchem Gewissen gar vieles.

Von seiner Thätigkeit während der Dezembertage 51 sprachen wir bereits; als Kriegsminister trug er jedenfalls den größten Teil der Verantwortlichkeit für die schrecklichen Repressivmaßregeln, speziell für das Blutbad auf den Boulevards, wenn er auch nicht direkt die Truppen befehligte. Er wollte vielleicht absichtlich im Dunkeln bleiben. Auch die Verhaftsbefehle der Generäle, seiner früheren Chefs, soll er mit zynischem Spott unterzeichnet haben.

Gegen den Prinz-Präsidenten und sogar gegen denselben als Kaiser nahm er oft einen auffallend familiären Ton an, der die Umgebung befremdete .... es ist ein alter Haudegen, sagte der Kaiser dann wohl, dem man seine derben Manieren verzeihen muß; aber

er sagte das mit einer Miene, der man die schlecht verhehlte Verlegenheit leicht ansah.

Saint-Arnaud war des Kaisers böser Geist, der ihm gewiß manche schlaflose Nacht gemacht hat.

„Er muß schon schweigen und mich schonen, denn ich habe ihn ganz in meiner Hand“, äußerte der Marschall oft im Kreise seiner gleichgesinnten Freunde. Er behauptete nämlich, einen Brief des Kaisers zu besitzen, in welchem ihm dieser am Tage vor dem Staatsstreiche befiehlt, im Falle derselbe mißlingen sollte, Paris an allen Ecken in Brand zu stecken und dann mit ihm nach England zu entfliehen.

So ging wenigstens damals das allgemeine Gerücht, das wir aber zur Ehre des Kaisers, der jetzt schon längst zu den Toten gehört, nicht zu glauben wagen. Sein Andenken ist ohnehin schon dunkel genug, um dasselbe durch eine solche Anklage noch mehr zu trüben.

Wie Saint-Arnaud jeder Fälschung fähig war, so kann er auch leicht einen Brief gefälscht haben; zur Ausführung eines solchen Mordbrennerbefehls wäre er freilich wohl der Mann gewesen.*)

Seine ganze Erscheinung hatte etwas unheimliches

*) Das i. J. 1881 erschienene vielbändige Memoirenwerk Claude's, des Chefs der geheimen Polizei unter dem Zweiten Kaiserreich, deutet übrigens gleichfalls auf einen solchen Brief des Kaisers hin. Dasselbe Werk enthält auch eine Schilderung des Duells Saint-Arnauds mit Cornemuse.

und abstoßendes zugleich: eine dürre, hagere Figur, ein pergamentartig verwittertes Gesicht, eingefallene, bleiche Wangen, die auf eine schwere innere Krankheit deuteten, dazu scharfe, stechende Augen unter buschigen Brauen, einen Knebelbart und einen starken, aber straff in die Höhe gekämmten Schnurbart, kurz, wie man wohl manchmal auf Bildern einen wilden Reitergeneral aus dem dreißigjährigen Kriege gemalt sieht .... einen solchen Eindruck machte der Marschall. Man hatte ihn nie lachen sehen, und die Kinder fürchteten sich vor ihm, und nicht die Kinder allein, sondern auch — die Kaiserin Eugenie.

In Hofkreisen erzählte man sich, Saint-Arnaud sei der einzige Mann unter den Freunden ihres Gemahls, den die Kaiserin nicht leiden könne; er käme ihr vor wie Mephisto, und sie möchte um alles in der Welt nicht mit ihm allein im Zimmer sein.

Als er sich vor seiner Abreise von ihr beurlaubte, reichte sie ihm nur widerwillig die Hand zum Kusse, denn alle Großwürdenträger des Kaiserreiches hatten das Recht des Handkusses. Der Monarchin war wohl schon die folgende Geschichte zu Ohren gekommen, so sehr man sich bemüht hatte, sie ihr zu verschweigen, in welcher der Marschall eine so schreckliche Rolle gespielt. Sie ging damals im Flüsterton von Mund zu Mund, und man fragte sich entsetzt, ob sie wahr sei.

Wir erzählen sie hier einfach, wie wir selbst sie damals von unzähligen Seiten gehört haben; sie ist nie widerlegt worden, und sogar die eifrigsten Anhänger des Kaiserreiches beobachteten darüber ein dumpfes Schweigen, das freilich nur um so beredter sprach.

Am 6. April 1854 befanden sich abends drei Herren beim Kaiser in seinem Kabinett: der Exkönig Jérôme, der Marschall Saint-Arnaud und der General Cornemuse. Der letztere war ein sehr verdienter und allgemein geachteter Offizier, der sich in Afrika unter Bugeaud ausgezeichnet hatte und unter der Präsidentschaft zum General avanciert war.

Er sollte sich als Generalstabschef in einigen Tagen nach dem Orient einschiffen und hatte sich noch einmal in den Tuilerien eingefunden, um die letzten Befehle des Kaisers, der große Stücke auf ihn hielt, zu empfangen. Reisen Sie mit Gott, General, sagte Napoleon zu Cornemuse, als dieser sich empfahl, ich weiß, daß Sie die Waffenehre Frankreichs aufrecht halten werden.

Die beiden anderen blieben noch eine Weile, dann empfahl sich Saint-Arnaud, und bald darauf wünschte auch der alte Exkönig seinem Neffen gute Nacht.

Der Kaiser blieb allein und ging nachdenkend in seinem Zimmer auf und ab. Man begreift leicht,

was für ernste Gedanken ihn beschäftigten, am Vorabend eines großen Krieges, der noch dazu sein erster war und dessen Ausgang kein Mensch vorher wissen konnte.

Plötzlich wirft er den Blick auf einen Seitentisch und bemerkt zu seinem Erstaunen, daß seine Brieftasche, die er vor wenig Stunden dorthin gelegt hatte, verschwunden ist. Er sucht überall umher, auf seinem Schreibtisch, auf dem Kamin, aber vergebens; die Brieftasche war nicht zu finden. Sie enthielt über hunderttausend Franken in Banknoten, die am nächsten Morgen für verschiedene Kirchenbauten verschickt werden sollten. Während des ganzen Nachmittags hatte außer den drei obengenannten Herren kein Mensch sein Kabinett betreten. Die Sache erscheint ihm so auffallend und zugleich so unerklärlich, daß er sofort den Polizeipräfekten kommen läßt.

Nach kaum einer Viertelstunde stand Pietri, der Nachfolger Maupas', vor seinem Herrn und fragte nach seinen Befehlen. Der Kaiser erzählte ihm hastig und aufgeregt den Vorfall, indem er hinzufügte: nur drei Herren waren diesen Abend hier in meinem Kabinett .... aber er nannte die Namen noch nicht, denn er sträubte sich, sie auszusprechen.

Sire, sagte Pietri, ich muß Ew. Majestät um die Namen bitten.

Zuerst kam mein Oheim, der König, sagte der Kaiser, aber Sie begreifen, Piëtri . . .

Ich begreife vollkommen, Sire, von Sr. Majestät (der Titel klang etwas komisch, aber in den Hofkreisen nannte man den Exkönig oft so; offiziell hieß er nur Kaiserliche Hoheit) — von Sr. Majestät kann hier nicht die Rede sein. Wer waren die beiden andern?

Cornemuse, den ich vor seiner Abreise noch einmal sprechen wollte.

O, Majestät, rief Piëtri lebhaft, der General Cornemuse ist einer der ehrenhaftesten Offiziere der ganzen französischen Armee! und der dritte?

Saint-Arnaud, antwortete der Kaiser leise und fast verlegen.

Sire, nahm Piëtri wieder das Wort, ich höre es an Ihrer Stimme und verstehe Sie, kein anderer als der Marschall hat das Portefeuille gestohlen.

In der nächsten halben Stunde, obwohl es schon auf Mitternacht ging, standen der Marschall und der General vor dem Kaiser; Piëtri selbst hatte sie geholt und blieb auf einen Wink Napoleons anwesend; von dem Exkönig hatte man, schon als einem Mitgliede der kaiserlichen Familie, Abstand genommen.

Der Kaiser erzählte den Fall möglichst unbefangen und blickte zuerst Cornemuse an.

Der General lächelte: Sire, sagte er darauf mit

Würde, meine Vergangenheit ist eine solche, daß ich wohl nicht zu antworten brauche.

Hatte nun der General auf das Wort „meine" eine besondere Betonung gelegt, oder fühlte Saint-Arnaud den Boden unter sich wanken . . . genug, er brauste auf und fuhr wütend auf Cornemuse zu: Sie wollen wohl damit sagen, ich sei der Dieb? Das fordert Blut, wenn Sie kein ehrloser Schuft sein wollen! und das sofort, im Augenblick!

Und ohne dem Kaiser oder Piétri Zeit zu lassen, sich zwischen die beiden zu werfen, riß der Marschall die Glasthür auf, die in den Garten führte und zog den General die kleine Treppe hinunter. In der nächsten Sekunde blitzten auch schon im Schein der Gaslaternen die Klingen, und nach einigen weiteren Sekunden lag Cornemuse tötlich getroffen am Boden.

Die gewehrschulternden Grenadiere, die unter den Fenstern der kaiserlichen Gemächer auf Posten standen, waren kaum zwanzig Schritte von den Kämpfenden entfernt.

Man schaffte den Sterbenden in die Schloßwache und von da schleunigst nach Hause. Saint-Arnaud war durch eine Seitenallee verschwunden.

Am nächsten Morgen las man im Moniteur, der General Cornemuse, schon lange an einer schweren Herzkrankheit leidend (von der, nebenbei bemerkt, kein

Mensch bis dahin das allergeringste gewußt hatte), sei, vom Schlage gerührt, tot im Bette gefunden worden.

Der Marschall reiste schon wenige Tage darauf nach Antibes und schiffte sich auf dem „Berthollet“ nach dem Orient ein.

Dies die grauenhafte und beklagenswerte Geschichte, die auf dem Gedächtnis Saint-Arnauds lastet und dasselbe noch mehr als alle seine sonstigen Schlechtigkeiten verdunkelt.*)

Er hat übrigens für sein unreines, schuldbeladenes Leben am Schluß desselben schwer büßen müssen. Er kam als ein Sterbender im Orient an und rang schon mit dem Tode, als er mit übermenschlicher Anstrengung in der Schlacht an der Alma am 20. September 1854 die Russen besiegte.

Tags darauf mußte er das Kommando niederlegen und wollte es dem ältesten General, Forey, übergeben; aber Canrobert erschien mit einem kaiserlichen Dekret, das ihn zum Oberfeldherrn ernannte. So wurden die letzten Tage des Marschalls noch durch den Gedanken

*) Man fragt sich hierbei unwillkürlich, wie das Duell in so unmittelbarer Nähe des Kaisers, gewissermaßen unter seinen Augen, möglich war, da er es doch durch einen energischen Befehl verhindern konnte. Eine vertrauliche Äußerung Piétris giebt uns den Schlüssel des Rätsels: „Der Kaiser kannte Cornemuse als einen sehr gewandten Fechter und hoffte auf einen entgegengesetzten Ausgang des Duells, der ihn schon damals von Saint-Arnaud befreit haben würde. Ich hoffte dasselbe.“

verbittert, daß man in Paris seinen baldigen Tod vorhergesehen .... vielleicht gar gewünscht hatte.

Am 28. September ließ er sich an Bord des Berthollet tragen, der ihn nach Konstantinopel bringen sollte; Lord Raglan begleitete ihn bis an das Ufer, wo er von ihm Abschied nahm. Er selbst war leidend, obwohl er nicht ahnte, daß er dem Sterbenden schon nach kaum zehn Monaten im Tode folgen würde.*)

Saint-Arnaud gelangte nicht mehr lebend nach Konstantinopel; er starb auf seiner Fregatte am 29. September. Ein würdiger Priester, der Abbé Para-

*) In Lord Raglan verlor übrigens der Kaiser einen alten, bewährten Freund, der ihm während seines Aufenthaltes in London manchen guten Dienst geleistet. Der Lord war es auch, der ihn dem Herzog von Wellington vorstellte, welcher den „Abenteurer" kennen zu lernen wünschte.

Der alte, schon fast achtzigjährige Sieger von Waterloo begrüßte den „Besiegten von Straßburg und Boulogne" sehr herzlich, als aber bald darauf das Gespräch auf jene Handstreiche kam, tadelte er dieselben ganz offen und fügte hinzu: junger Mann, was würde wohl Ihr Onkel zu solchen Geschichten gesagt haben? Der Prinz entgegnete, bei dem ersten sei er schlecht beraten gewesen, und zu dem zweiten habe ihn der Triumphzug des toten Kaisers von Sankt Helena nach Paris begeistert. Das letztere Argument verfehlte seinen Eindruck auf den Herzog nicht, der sinnend dasaß und leise vor sich hin sprach: ja, ja, die Zeiten haben sich geändert.

So wenigstens berichteten damals die englischen Blätter über jene Zusammenkunft.

Der »iron duke« erlebte noch den Staatsstreich und starb nur wenige Monate vor der Kaiserproklamation.

bère, Aumônier des Generalstabes, verließ den Marschall nicht mehr; er hörte seine letzte Beichte und reichte ihm die h. Sterbesakramente. Mit Trauerflaggen am Halbmast und unter dumpfen Kanonenschüssen, die in langen Pausen abgefeuert wurden, ging der Berthollet im Goldenen Horn vor Anker.

Als die Nachricht von dem Tode Saint-Arnauds in Paris anlangte, soll der Kaiser, wie aufatmend, ausgerufen haben: Gottlob, so ist doch schon Einer hinüber .... einer von denen, meinte er wohl, die ihm beim Staatsstreich die dunkeln Dienste geleistet. Wenn diese Worte wahr sind, so sind sie betrübend und beschämend zugleich, sowohl für den Herrn wie für den Diener.

Das Leichenbegängniß des Marschalls im November desselben Jahres war ein so großartiges, wie Paris seit langer Zeit kein ähnliches gesehen. Der Zug, der fast eine volle Stunde dauerte, denn eine ganze Armee mit mehr als zwanzig vollständig bespannten Geschützen folgte dem Leichenwagen, ging vom Ostbahnhof aus über alle inneren Boulevards, die mit vielen hunderttausend Zuschauern — nicht Leidtragenden — besetzt waren, zum Invalidendom, wo der Sarg provisorisch beigesetzt wurde bis sein Grabdenkmal auf dem Père Lachaise vollendet war.

Die eigentliche Geschichte des Orientkrieges in seinem ganzen Verlauf gehört nicht in den Rahmen dieses Werkes; wir werden nur einige wenige und für unsern Zweck nennenswerte Ereignisse daraus mitteilen.

Der Feldzug war in Frankreich populär, wenn man z. B. das Verhalten der Börse als Barometer der öffentlichen Meinung betrachtet.

Die kaiserliche Regierung verlangte sofort nach der Kriegserklärung die Ermächtigung zu einer Anleihe von fünfhundert Millionen Franken, welche die Kammern natürlich einstimmig und ohne weitere Diskussion bewilligten.

Das war zu erwarten und überraschte niemand; was aber überraschte, war der Umstand, daß die Anleihe gleich in den ersten Tagen fast um das Dreifache überzeichnet wurde. In Paris allein gegen achthundert Millionen.

Wenn mithin der Kredit den Maßstab des Vertrauens anzeigt, so hatte die Regierung im vorliegenden Falle ein eklatantes Vertrauensvotum erhalten, und die Gegner des Kaiserreiches hatten mit der folgenden Strophe unrecht, die man eines Morgens an vielen Straßenecken des quartier latin lesen konnte . . d. h. nur diejenigen, die sehr früh aufgestanden waren, denn die Polizei hatte sie alsbald wieder entfernt.

Sie war übrigens pikant genug, um sie hier noch einmal hinzusetzen:

„Des deux Napoléon la gloire est égale,
Mais les moyens sont inégaux:
L'Oncle prenait les capitales,
Le Neveu prend les capitaux." *)

Der Napoleonstag, der 15. August, wurde i. J. 1854 mit außerordentlichem Glanz gefeiert.

In der Avenue der Elyseischen Felder hatte man zu beiden Seiten eine lange Reihe von monumentalen Springbrunnen angelegt, die mit Lampenguirlanden verbunden waren, und viele tausend bunte Papierlaternen hingen in allen Bäumen. Von Mittag an durfte kein Wagen die mit feinem gelben Sande bestreute Avenue mehr passieren, mit alleiniger Ausnahme für die Equipagen des diplomatischen Korps; aber die Herrschaften machten keinen Gebrauch davon.

Nur die Majestäten fuhren in einer vierspännigen, offenen Kalesche einigemale langsam auf und ab, stür-

*) Eine direkte deutsche Wiedergabe des in den obigen Versen enthaltenen Wortspiels ist nicht wohl möglich; annähernd und dem Sinne nach, dürften vielleicht die folgenden Zeilen die Aufgabe lösen:

Die beiden Napoleon.

Der Ruhm ist gleich, mit dem sie vor uns treten,
Wenn auch die Mittel nicht zusammenpassen:
Der Onkel nahm die Schlüssel zu den Städten,
Der Neffe nimmt die Schlüssel zu den Kassen.

misch begrüßt und umjubelt und mit Blumen über und über beworfen; sie waren von Saint Cloud nach Paris gekommen, und die militärische Eskorte hatte auf Befehl des Kaisers am Triumphbogen zurückbleiben müssen.

Damals dachte man noch nicht an Attentate, und wenn auch — an den Tagen der Volksfeste waren sie nicht zu befürchten, denn es gab alsdann nur eine universelle Losung: panem et circenses, wie im alten Rom.

Wer solche Ovationen, die sich im Laufe der nächsten Jahre und namentlich für die Kaiserin noch oft wiederholten, mit angesehen, und sich dann den später erfolgten entsetzlichen, von Haß und Verwünschungen begleiteten Rückschlag vergegenwärtigt, möchte manchmal an Phantasmagorien glauben, wenn nicht die Wirklichkeit da wäre, die alles vollauf bestätigt.

Und für das eben erwähnte panem et circenses wurde mit einer Munificenz gesorgt, wie man etwas ähnliches, auch nur annähernd, in der Residenz eines jeden anderen Landes vergebens suchen würde.

Massenhafte Brot- und Fleischverteilungen an die Armen nach den einzelnen Arrondissements, Speisung von ganzen Regimentern mit Braten und Wein auf dem Marsfelde, ebendaselbst Puppentheater und Schaubuden, Klettermasten mit ansehnlichen Silberpreisen, Karrussels und russische Schaukeln, und selbstverständlich alles gratis.

Dasselbe Treiben, wie auf dem Marsfelde, herrschte auch, natürlich in kleinerem Maßstabe, auf den übrigen freien Plätzen der Stadt.

Die zur Aufrechthaltung der Ordnung überall verteilten Polizeimannschaften waren fast überflüssig, denn an solchen Tagen beträgt sich das sonst so leidenschaftliche und zügellose pariser Volk musterhaft.

Auch in allen Theatern war freies Entrée, vom Opernhause an bis zum kleinsten Boulevardtheater; die Vorstellungen fanden nachmittags statt, aber schon am frühen Morgen bildete sich vor den Eingängen die landesübliche queue, die von allen gewissenhaft respektiert wurde.

Auf sämtlichen Bühnen traten die ersten Künstler und Künstlerinen auf, die Zuschauerräume waren wie zu einer Galavorstellung beleuchtet, und das Benehmen des zumeist aus Arbeiterfamilien bestehenden Publikums war durchweg höchst anständig.

Abends zwei große Feuerwerke, eines im Osten und eines im Westen von Paris, um die Menschenmassen zu verteilen, und allgemeine Illumination, die sich in jenem Jahre, wo die Begeisterung für den „Retter der Gesellschaft" noch frisch war, bis in die entlegensten Stadtviertel erstreckte.

Nebenbei bemerkt, kostete jedes Feuerwerk 40,000 Franken, und bei jedem bildete das sogenannte „bouquet"

den Schluß: dreitausend Soldaten schossen auf einmal ebensoviele mit Leuchtkugeln gefüllte Raketen in die Luft.

Einen weiteren Beweis jener Begeisterung lieferte eine große Menge von Weinschenken, deren Besitzer für alle Invaliden des Ersten Kaiserreiches, die damals noch nach vielen Hunderten zählten, „freies Trinken“ angezeigt hatten. Die kaiserliche Zivilliste ersetzte später, wie man sagte, die Kosten.

Man kann sich leicht vorstellen, in welch umfassender Weise die alten Stelzfüße, die Einarmigen und die halb Lahmen auf Krücken, von dieser Freigebigkeit Gebrauch machten, und in welch weinseligem Zustande die meisten von ihnen nachts heimkehrten.

Hatten sie doch in früheren Jahren unzählige Male den Ersten Napoleon hoch leben lassen, wobei jetzt viele steif und fest behaupteten, es sei auch der alte aus Sankt Helena zurückgekommene Kaiser, und ganz böse wurden, wenn man es ihnen ausreden wollte. Sie selbst trugen ja noch die ehemaligen Uniformen, die hohen Schakos mit den fußlangen Federbüschen, die betreßten Dolmans und die ledernen Kniehosen mit den Suwarowstiefeln .... alles abgenutzt und verblichen, aber als Reliquien für große Gelegenheiten aufbewahrt und vom Volk überall mit Jubel begrüßt.

In jenem Jahre 1854 aber, von dem wir hier berichten, hatten die Alten nicht wie sonst Zeit, aus-

zuschlafen, denn sie wurden am anderen Morgen schon früh geweckt und zwar zum Dienste an den Kanonen.

Bald darauf gingen auch die Polizeidiener auf dem Invalidenplatze und in den angrenzenden Straßen von Haus zu Haus und sagten das Schießen an, was immer geschehen mußte. Die Bewohner hielten dann ihre Fenster offen, weil sonst der gewaltige Luftdruck die Scheiben zersplittern würde.

In der Nacht war nämlich auf dem Kriegsministerium eine Siegesdepesche eingetroffen, die erste im Orientkriege, und zwar die Einnahme der russischen Festung Bomarsund auf der Insel Aland, am Eingang des Bottnischen Meerbusens.

Es war dies die einzige Waffenthat des vereinigten französisch-englischen Geschwaders in der Ostsee während des Orientkrieges, welcher, wenigstens von Seiten Frankreichs, eine weit größere Bedeutung beigelegt wurde, als sie verdiente. Die Verbündeten hielten nämlich die Insel und den ganzen dazu gehörenden Archipel nicht in Besitz, sondern zerstörten nur verschiedene Küstenwerke und kehrten dann nach ihrer Station auf der Höhe von Reval zurück.

Aber die kaiserliche Regierung bedurfte eines Sieges, um die Begeisterung der großen Massen für den Krieg wach zu halten.

Leichter ist wohl kaum jemals ein französischer Ge-

neral zu hohen Ehren gekommen, als der General Baraguay d'Hilliers, unter dessen Befehl der Sturm auf Bomarsund stattfand, und der dafür den Marschallsstab erhielt.

So ließen denn am Nachmittag des 16. die Invaliden ihre hundert und ein Viktoriaschüsse los, unter dem Jubel der Bevölkerung, die auf diese Weise noch eine Nachfeier des Volksfestes vom vorigen Tage beging.

In ähnlicher Weise und überdies viel berechtigter, wurde auch am 22. September für den Sieg an der Alma Viktoria geschossen, wie denn überhaupt die Invaliden in diesem Jahr stark zu thun bekamen und fast in jedem Monat „von sich hören ließen". Balaklava, Inkermann, Tschernaia und andere bis dahin ganz unbekannte Namen, waren jetzt im Munde eines jeden Pariser Gamins, und die neuen Brücken und Straßen wurden nach der von Napoleon I. eingeführten Sitte nach ihnen benannt.

Nur Einer war in Paris zurückgeblieben und zögerte noch immer mit seiner Abreise, obwohl er längst hätte fort sein und in den ersten Reihen hätte kämpfen müssen; das war kein anderer als der Prinz Napoleon, der Vetter des Kaisers und damals noch der präsumtive Thronfolger.

Die Franzosen sind eine sonderbare Nation. Man

kann bei ihnen in Mißkredit stehen, sich sogar lächerlich gemacht haben — und leider hatte der gute Prinz in dieser Beziehung schon allerlei auf dem Kerbholz — aber man kann sie sofort versöhnen und ihre Sympathie wieder gewinnen, wenn man bei vorkommenden Gelegenheiten Mut zeigt.

Wie das Wort lâche in Frankreich den äußersten Grad der Verächtlichkeit für einen Mann bezeichnet, so bezeichnet das Wort brave den höchsten Grad der Ehrenhaftigkeit. Dies gilt speziell für militärische Kreise, und wir dürfen nicht vergessen, daß in den fünfziger Jahren die französische Nation noch als die erste militärische Nation der Welt galt. Der tapfere Ney erhielt von Napoleon I. den Beinamen le brave des braves .... ich kann ihn nicht höher ehren, sagte der Kaiser, als mit diesem Titel.

Der Prinz Napoleon stand nun leider im Rufe des Gegenteils, gewissermaßen, wenn es nicht zu hart klingt, als Anti-Ney. Ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir hier unerörtert. Als er freilich später eine Herausforderung des Herzogs von Aumale ablehnte, und zwar unter dem Vorwande, das kaiserliche Hausgesetz verbiete ihm, als „Prinzen von Geblüt“, das Duell, da konnten die Ansichten in diesem Punkte, selbst seiner Freunde und Anhänger, nicht gut mehr zweifelhaft sein.

Zu jener Zeit aber, von der wir jetzt reden, beim Ausbruche des Krimkrieges, mußte der Prinz durchaus etwas zu seiner Rehabilitation thun; das fühlte er nur zu gut, denn er war Divisionsgeneral, ohne ein Schlachtfeld auch nur von ferne gesehen, geschweige denn irgendwo mitgekämpft zu haben.

Er schrieb deshalb an seinen Vetter, den Kaiser, einen Brief, in welchem er ihn um eine entsprechende Verwendung im Feldzuge bat. Die Uniform, die er trage, lege ihm Verpflichtungen auf, die durch seinen militärischen Rang und mehr noch durch seine Stellung als kaiserlicher Prinz nur erhöht würden, und derjenige Platz, der ihn dem Feinde am nächsten bringe, sei ihm der liebste.

Natürlich erschien der Brief auch sofort im Moniteur und zwei Tage darauf zirkulierte in Paris ein Spottgedicht, das mit den Worten anfing:

„Plonplon s'en va-t-en guerre,
mironton, mironton, mirontaine . . . .“

als Seitenstück zu dem bekannten Marlborough'schen Volksliede.

Der leidige Brief hatte also das Gegenteil bewirkt und den armen Plonplon von neuem der Lächerlichkeit preisgegeben.

Er ging trotzdem zum Heere ab und schloß sich den Divisionen Canrobert und Bosquet an, kam aber

mit seinen Regimentern, die stets zur Küstenbewachung und zur Nachhut verwendet wurden, niemals ins Gefecht und nahm an keiner Schlacht teil.

Als er dann infolge eines Choleraanfalles lange vor Beendigung des Feldzuges nach Paris zurückkehrte, hatte er sich einen Vollbart wachsen lassen, und nun hieß es wieder: Plonplon est revenu avec une barbe de sapeur (de sa peur) und der arme Prinz blieb die komische Figur wie zuvor.*)

Er konnte sich übrigens mit seinem Vater, dem Exkönig, trösten, der auch Marschall von Frankreich geworden war, ohne jemals in offener Feldschlacht kommandiert zu haben.

Während des ganzen Zweiten Kaiserreichs hat deshalb auch der Prinz Napoleon niemals auf die Dauer einen bedeutenden Posten im Staate bekleidet; alle Versuche des Kaisers, ihn zu Ehr' und Ansehen zu bringen, scheiterten an seinem Eigenwillen und an seinen unberechenbaren Launen; er war wirklich das, was Palmerston, der ihn genau kannte, von ihm sagte: l'enfant terrible de l'Empire.

Mehr als einmal bereitete er durch unvorsichtige

---

*) Unter dem Zweiten Kaiserreich trugen bekanntlich die Sapeure (Pioniere) hohe Bärenmützen und lange, bis auf die Brust herabfallende Bärte, und wer keinen natürlichen Bart hatte, trug einen falschen. Es sah sehr martialisch, oder besser gesagt, sehr theatralisch aus.

Reden auf Festversammlungen, oder durch kecke Toast bei großen Banketten . . . . Reden und Toaste die, wie man bei uns sagen würde, oft gar „nicht ohne" waren, dem Kaiser und dem Hof nicht geringe Verlegenheiten; er duzte auch wohl in heiterer Weinlaune die Kaiserin als „ma belle cousine", und dann wurde ihm der Hof auf acht Tage verboten.

Wenn er es gar zu arg machte, schickte der Kaiser ihn auf Reisen, und unterwegs war er ein ganz anderer Mensch.

Es schien, als könne er die pariser Luft nicht vertragen; zu Schiffe, besonders in den nördlichen Meeren, die er mit Vorliebe und immer inkognito bereiste, denn er war ein Feind aller Etikette, war er ein liebenswürdiger Gesellschafter, und auch in Gefahren unerschrocken und umsichtig, wie er mehrfach in den Stürmen an den norwegischen Küsten und am Nordkap bewiesen, und die Mannschaften hatten ihn gern, obwohl er auf strenge Disziplin hielt.

In's Palais royal zurückgekehrt, hielt er einen kleinen Hof von Schriftstellern und Künstlern, speziell von freisinnigen Journalisten, die wenigstens bei ihm aussprechen konnten, was sie in ihren Zeitungen nicht schreiben durften. Diese Abendzirkel wurden von der geheimen Polizei scharf überwacht, was der Prinz sehr gut wußte und was oft Gelegenheit zu komischen Szenen gab.

So ließ er eines Abends, als er unter seinen Gästen einige verdächtige Personen bemerkte, die sich mit hohen Empfehlungsschreiben als Fremde von Distinktion bei ihm eingeführt hatten, den Polizeipräfekten Piétri zu sich bitten, um ihm eine vertrauliche Mitteilung zu machen.

Piétri, der nie zum Prinzen kam, verwunderte sich nicht wenig, ja er erschrak fast, denn vielleicht war irgend etwas wichtiges oder gar schlimmes passiert, das die kaiserliche Familie betraf.

Er machte sich natürlich sofort auf den Weg, wurde durch den dienstthuenden Huissier, der dazu instruiert war, mit lauter Stimme angemeldet und erschien, zum Erstaunen der Anwesenden, im großen Saal, wo der Prinz ihn mit ausgesuchter Höflichkeit willkommen hieß.

Man verläumdet mich, Herr Präfekt, sagte er, denn man behauptet, bei mir würde immer enorm hoch gespielt. Ich schickte zu Ihnen, damit Sie sich selbst überzeugten. Wir wollen uns gerade zu einer kleinen Kartenlotterie zusammensetzen, fünf Nummern zu einem Franken. Bitte, seien Sie mit von der Partie, und zugleich wies er ihm an dem runden Tisch einen Platz an, und just zwischen den beiden mysteriösen Fremden, die er freilich nur zu gut kannte, denn er selbst hatte sie als „Spitzel" in's Palais geschickt.

Hoheit belieben zu scherzen, stotterte der Präfekt, wer könnte es wagen, den Vetter unseres allergnädigsten Kaisers zu verdächtigen.

Er mußte aber doch Platz nehmen und das einfältige Spiel begann. Piétri saß wie auf Kohlen und pointierte sehr zerstreut. Endlich hielt er es nicht länger aus; er stand auf, schützte dringende Geschäfte vor und empfahl sich „unterthänigst".

Bedauere unendlich, sagte der Prinz mit sarkastischem Lächeln; nach dem Spiel haben wir immer noch eine kleine Lektüre, gewöhnlich aus Tausend und einer Nacht, und auch dazu wollte ich Sie einladen.

Bald darauf machten die beiden Fremden gleichfalls ihre Reverenz und gingen.

Die kommen nicht wieder, rief der Prinz ihnen lachend nach, und Piétri kann morgen meinem Vetter im Schloß die hübsche Geschichte erzählen.

Doch der Polizeipräfekt hütete sich wohl, von seiner Blamage zu sprechen, die ohnehin durch die übrigen Gäste des Prinzen bald bekannt wurde; aber am nächsten Morgen war er in der übelsten Laune, wie man ihn kaum jemals gesehen. Er fuhr alle seine Beamten grob an, sprach von Dummköpfen, von Leuten, auf die man sich nicht verlassen könne u. s. w.

Was er wohl heute hat? fragte man sich gegenseitig; wahrscheinlich ist ihm einer aus der Falle gegangen.

Oder er ist selbst in eine hineingeraten, bemerkte ein anderer, und dieser hatte recht.

Dergleichen Streiche machte der Prinz oft, und wenn sie nicht schlimmer waren, als der eben erzählte, so konnte man sie ihm schon hingehen lassen.

Seiner Vermählung mit der kaum siebenzehnjährigen Prinzessin Clotilde, einer Tochter Viktor Emanuels, haben wir bereits gedacht. Diese Verbindung war eine rein politische, so daß man das arme Kind allgemein bedauerte, aber die Zukunft rechtfertigte diese Befürchtungen nicht.

Die Prinzessin erwarb sich gar bald durch ihr würdiges und kluges Benehmen die allgemeine Sympathie; sie hielt sich von allem Hofklatsch und von sonstigen Intriguen prinzipiell fern, war sehr häuslich und lebte nur für ihre Kinder, die sie in Zucht und Gottesfurcht erzog.

Auch auf ihren Gatten übte sie einen sehr heilsamen Einfluß und vermittelte oft zwischen ihm und dem Kaiser.

Mit der Kaiserin Eugenie stand sie in freundschaftlichen Beziehungen und besuchte viel die kleinen Donnerstagsabende in den Tuilerien, wo nur die Intimen zugelassen wurden. Dort gewann sie alle durch ihre anspruchslose Liebenswürdigkeit, aber am wohlsten und zufriedensten fühlte sie sich doch daheim in ihrer Häuslichkeit bei ihren drei Kindern.

In Paris kannte man sie kaum, denn sie erschien nie in der Öffentlichkeit, und wenn nach Schiller diejenige Frau die beste ist, von der man nicht spricht, so verdiente sie mit Recht diesen Titel.

Ihr ältester, i. J. 1867 geborener Sohn Viktor wurde in dem Testament des kaiserlichen Prinzen als Thronerbe bezeichnet. Die gänzliche Umwälzung in Frankreich seit 1870 hat auch ihn völlig von der Weltbühne verdrängt, überdies lebt er fast in stetem, wenn auch von ihm nicht verschuldeten Zerwürfniß mit seinem Vater; dieser hat dadurch bei den Bonapartisten nach und nach fast alle Sympathien verloren. Sie setzen jetzt auf den Prinzen Viktor ihre größten Hoffnungen, der auch bei der Exkaiserin Eugenie in hohem Ansehn steht. Wie man sagt, hat dieselbe ihn zum Haupterben ihres Vermögens eingesetzt.

Auf den Prinzen Napoleon werden wir später noch einmal und zwar bei einer sehr ernsten Gelegenheit zurückkommen.

Fünftes Kapitel.

Falsche Siegesnachrichten. — Die Cholera im französischen Heer. — Untergang der Sémillante. — Tod des Czaren Nikolaus. — Charakteristik des Czaren. — Alexander II. von Rußland. — Die ersten Friedensvorschläge. — General Pélissier Oberbefehlshaber. — Einnahme des Malakoffturms und Sebastopols. — Rückkehr und festlicher Empfang der französischen Armee. — Kriegsschauspiel im Hippodrom.

Wir haben jetzt noch einige Schlußworte über den Orientkrieg hinzuzufügen.

Kaum hatten die Kanonen der Invaliden den glänzenden Erfolg an der Alma verkündet, als eine noch großartigere Siegesnachricht in Paris eintraf, die großartigste von allen: die Einnahme Sebastopols.

Die für uneinnehmbar gehaltene Festung, auf deren lange und schwierige Belagerung man sich bereits gefaßt gemacht hatte, war wie durch einen Zauberschlag

in die Hände der Verbündeten gefallen .... wenn nämlich anders eine Depesche des General Thomas aus Pera Glauben verdiente.

Diese verkündete einen zweiten, noch glänzenderen Sieg als denjenigen an der Alma, worauf ein über und über beflaggter und bewimpelter Dampfer im Goldenen Horn erschienen sei, der die Einnahme Sebastopols gemeldet habe. Ganz Konstantinopel habe illuminiert und die Türken kennten sich nicht mehr vor Glück und Freude.

Eine gleiche Depesche traf aus Silistria ein; die ein Tartar als Eilkurier dorthin gebracht. Diese Depesche war noch genauer. Sechs russische Fregatten seien in Brand geschossen, der General Mentschikoff (der Mann im Paletot) habe gedroht, sich selbst mit der ganzen Besatzung in die Luft zu sprengen, man habe ihm darauf zehn Stunden Bedenkzeit gegeben, und nach Ablauf derselben habe die Übergabe stattgefunden.

Der Moniteur brachte beide Depeschen, allerdings unter Reserve, was sehr verständig war, und noch verständiger war es, mit dem Viktoriaschießen zu warten, bis eine sichere Bestätigung der großen Siegesbotschaft vorlag.

Diese blieb leider aus: die Freudenfeier in Konstantinopel hatte der glücklichen Schlacht an der Alma gegolten, und der Tartar löste sich vollends in Dunst auf.

Nichts blieb von ihm übrig als die zahllosen Speisekarten in allen pariser Restaurants, deren Wirte in der ersten Begeisterung fast sämtliche Gerichte mit der bekannten französischen Sauce „à la tartare“ versehen hatten: Fische, Geflügel, sogar omelette à la tartare las man überall, und gute Patrioten bestellten in jenen Tagen keine Schüssel ohne jene Sauce.

Aber auf den Rausch sollte nach dem Sprüchwort „les extrêmes se touchent“ gar bald eine noch ganz andere und wahrhaft betrübende Entnüchterung folgen.

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze schlugen auf einmal in das Gegenteil um und lauteten sehr bedenklich, fast entmutigend. Die Russen selbst hatten freilich keine namhaften Erfolge errungen, aber ein schrecklicher Bundesgenosse war zu ihnen gestoßen, der schonungslos und unerbittlich die Regimenter der Verbündeten dezimierte: die Cholera.

Die Epidemie war bald nach der Ankunft der Truppen ausgebrochen, anfangs nur sporadisch und nicht weiter beunruhigend, aber sie hatte von Monat zu Monat immer größere Dimensionen angenommen, und gegen Ende des Jahres 1854 zählte man schon auf zehn Verwundete mehr als hundert Cholerakranke, von denen weit über die Hälfte gewöhnlich schon in den ersten 24 Stunden starb.

Die Zahl der auf diese Weise Umgekommenen ist

nie bekannt geworden, denn die vom Kriegsministerium veröffentlichten Listen gaben sie, auf höhere Weisung, viel zu niedrig an; glaubwürdige Schriftsteller, unter ihnen der Generalstabsarzt Quesnoy, sprechen von 35 bis 40000, allein für das französische Heer.*)

Die kalte Jahreszeit brachte auch sonst noch verschiedene Krankheiten, denn die Verpflegung war schlecht und die Baracken, die Winterkleider und der Proviant waren zu spät in Marseille und Toulon eingeschifft worden. Als dies alles durch unzählige Privatbriefe aus

*) Die Schilderungen dieses Arztes in seinem Werk »Souvenirs historiques, militaires et médicaux de l'armée d'Orient« sind erschütternd zu lesen.

„Zu vielen hunderten," schreibt er, „meldeten sich täglich die kranken Soldaten in unseren Ambulanzen. Die meisten sahen aus wie wandelnde Leichen. Die von der Cholera ergriffenen starben gewöhnlich schon auf dem Transport nach den Feldlazaretten, die überdies sehr mangelhaft eingerichtet waren, denn niemand hatte an die Eventualität einer Epidemie gedacht. Andere litten am Skorbut und an geschwollenen Gliedern, zu denen der Brand hinzugekommen war, so daß auch sie nicht gerettet werden konnten.

Die Krankensäle mit den amputierten oder sonst schwer verwundeten Soldaten waren nichts im Vergleich mit dem Zustand dieser Unglücklichen. Von hunderten blieben immer kaum zwei oder drei am Leben. Wir hatten Krankentransporte von vier- und sechstausend Menschen, die alle nach Konstantinopel geschafft wurden; die meisten von ihnen starben unterwegs, sie wurden dann schnell von den Wagen herabgehoben und notdürftig verscharrt; man wußte nicht einmal ihre Namen. Der Tod hielt eine fürchterliche Ernte; es schien, als hätten sich alle tötlichen Krankheiten in unserem Lager ein Stelldichein gegeben."

dem Lager bekannt wurde, entstand eine außergewöhnliche Erregung in ganz Paris, und sofort organisierten sich Hülfsvereine aller Art, die eine großartige Thätigkeit entfalteten.

Die Kaiserin selbst stellte sich an die Spitze eines Frauenvereins, dem alle hoffähigen Damen beitraten, und in den Tuilerien wurden mehrere große Säle zum Empfang der Liebesgaben und der Geldbeiträge eingerichtet.

Schon nach einigen Wochen gingen ganze Schiffsladungen mit Betten, wollenen Decken, Kleidern und Lebensmitteln ab, desgleichen Millionen Zigarren und viele tausend Pfund Tabak, und Pfeifen und Zigarrenspitzen dazu. Auch auf besondere Anordnung der Kaiserin Gebetbücher, Medaillen und Rosenkränze, ferner Weine und Liköre in großen Massen, alles bunt durcheinander, aber doch ein schöner Beweis von der Opferwilligkeit der Bevölkerung.

Die Departements blieben nicht zurück, so daß man wohl behaupten durfte, ganz Frankreich habe sich an dem Liebeswerk beteiligt. Auf jedem Schiffe reisten Regierungskommissare mit, zur richtigen Verteilung der Sendungen, auch viele junge Ärzte schlossen sich an, mit vollständig eingerichteten Apotheken und Lazarettbedürfnissen — kurz, es wurde alles mögliche zur Linderung der Not gethan.

Die Engländer waren in ihrem Lager weit besser daran, denn man hatte sie von Anfang an umsichtiger ausgerüstet; auch betrug ihre Anzahl noch nicht ein Viertel der französischen Armee.

Zum Weihnachtsfest gingen allein 50000 Plumpuddinge von London über Southampton für sie nach dem Orient, zwei vollständige Schiffsladungen, mit entsprechenden Quantitäten Gin und Whiskey, und Spielkarten und Kautabak wurden gleichfalls nicht vergessen.

Doch dies waren im Grunde nur Nebensachen gegen die Hauptsache, auf die sich jetzt alle Anstrengungen der vereinigten Heere und bis jetzt vergebens konzentrierten: die Einnahme Sebastopols.

Die Festung, deren Besatzung von Todleben, einem der bedeutendsten russischen Generäle, befehligt wurde, schien uneinnehmbar; alle Versuche der Belagerer waren umsonst, und jeder Sturm wurde mit großem Verlust für dieselben zurückgeschlagen.

Immer neue Truppensendungen gingen von Frankreich nach dem Orient, und im Februar 1855 schlossen sich auch die Sardinier mit einem Hülfskorps den Verbündeten an.

Der Kaiser Napoleon hatte also schon im zweiten Jahre seiner Regierung eine Tripelallianz unter seiner Leitung zustande gebracht, und Oesterreich hatte sogar eingewilligt, einem französischen Observationskorps von

100 000 Mann den Durchzug bis an die mährische Grenze zu gestatten, trotz eines ganz berechtigten Protestes aus Berlin, weil die Marschroute deutsches Gebiet berührte. Es kam übrigens nicht dazu.

So sehr war Frankreichs Einfluß bereits gestiegen, und es schien wirklich, als solle die „grande nation" unter dem dritten Napoleon wieder jenes bedrohliche Übergewicht erlangen, das es unter dem ersten gehabt.

Die Ereignisse gingen inzwischen ihren Gang.

Derselbe Monat brachte den Parisern noch eine neue Hiobspost. Die Dampffregatte La Sémillante, eine der größten und schönsten der französischen Kriegsmarine, die am 15. Februar mit 1300 Mann von Toulon nach dem Orient abgegangen war, wurde am 18. in der Meerenge von Bonifacio, zwischen Korsika und Sardinien, von einem Orkan überfallen und ging mit Mann und Maus an den Klippen zugrunde. Von den 1650 Menschen, die sich im ganzen an Bord befanden, wurde auch nicht einer gerettet, und auch sonst blieb nicht die geringste Spur von dem gescheiterten Schiffe; keine Planke, kein Brett, nicht das kleinste Trümmerstück als Erinnerungszeichen, nichts, gar nichts . . . . alles von den Fluten verschlungen! *)

---

*) Die kaiserliche Regierung ließ auf einem Klippenvorsprunge in dem engsten Teile der Durchfahrt und wo mutmaßlich, nach Aussage der Küstenbewohner, die entsetzliche Katastrophe

In der Notredamekirche wurde ein feierliches Totenamt zu Ehren der Umgekommenen abgehalten; die große Kathedrale war schwarz ausgeschlagen und von den Türmen wehten Trauerfahnen bis auf den Boden hinab. Im Mittelschiffe stand ein hoher Katafalk im Schimmer unzähliger Kerzen, der Kaiser und die Kaiserin erschienen in Person mit ihrem gesamten Hofstaat in tiefer Trauer, legten Kränze nieder und wohnten der Seelenmesse bei.

Der Verfasser dieses Werkes fuhr an einem sonnenheiteren Junimorgen, i. J. 1876, auf dem französischen Postdampfer Saïd bei völliger Windstille durch die gefährliche Meerenge, und so dicht an dem Denkmal vorbei, daß man mit einem gewöhnlichen Opernglase die Hauptinschrift des Monuments lesen konnte. Als die vorgeschriebenen Schüsse ertönten, erschienen zwei Priester, die sich zufällig unter den Passagieren befanden, auf dem Verdeck, knieten nieder und sprachen einige Gebete für die Seelenruhe der so kläglich Umgekommenen. Fast alle Passagiere schlossen sich an, und die Mannschaft stand mit abgezogenen Hüten dabei. Es war eine feierliche Viertelstunde,

---

stattgefunden hatte, ein hohes, gußeisernes Denkmal errichten, das weithin sichtbar ist, und jedes französische Schiff, das die Meerenge passiert, giebt, nach einer Verordnung des Marineministeriums, im Vorbeipassieren dort einige Trauerschüsse ab.

und den ganzen Tag über herrschte eine gehobene Stimmung an Bord.

Kaum war die betrübende Katastrophe der Sémillante etwas in Vergessenheit geraten — denn eine Weltstadt wie Paris ist ein sich ewig drehendes Kaleidoskop, ein unerschöpfliches theatrum mundi, wo jeder Tag neue Eindrücke bringt und wo nichts Bestand hat als der Wechsel — und schon traf eine neue Botschaft in Paris ein, wohl die wichtigste und folgenschwerste von allen: der Tod des Czaren Nikolaus, der am 2. März plötzlich gestorben war. Für Frankreich konnte diese Botschaft wohl eine freudige genannt werden.

Der Kaiser Napoleon verlor in ihm seinen erbittertsten Feind, der, wie man behauptet, beim Ausbruch des Orientkrieges gesagt haben soll, er würde bis zu seinem letzten Rubel den Kampf fortsetzen. Die Mißerfolge und vielleicht mehr noch die öffentliche Meinung, die in fast ganz Europa gegen ihn und für die Türken Partei nahm, verbitterten ihm sein letztes Lebensjahr und haben gewiß zu seinem frühen Ende beigetragen.

Der Autokrat und Repräsentant des schrankenlosesten Absolutismus sah sich plötzlich allein auf der Weltbühne, nun wirklich als „Koloß mit thönernen Füßen“, und sah sein Prestige, das er ein Menschen-

alter lang bewahrt hatte, dahinschwinden und sich dem „Abenteurer in den Tuilerien" zuwenden.

Er hatte am 25. Februar bei schneidender Kälte eine Revue abgehalten und kam krank in sein Palais zurück; dort nahm er noch in seiner Hauskapelle an einer mehrstündigen religiösen Andachtsübung teil, die mit strengen Fasten verbunden war, und legte sich dann, schon ein Sterbender, auf sein Feldbett, um nicht wieder aufzustehen.

Sein Leibarzt, Dr. Mandt, ein Deutscher, zu dem er unbedingtes Vertrauen hatte, verhehlte ihm seinen Zustand nicht; der Czar hielt ihm seinen Arm hin, mit den Worten: Sagen Sie mir, Doktor, ob mein Puls unruhig schlägt; ich fürchte den Tod nicht. Dann befahl er ihm auf Ehre und Gewissen, klar und deutlich auszusprechen, wie lange er noch zu leben habe. Drei andere Ärzte waren gerufen worden, die sich schweigend verhielten.

Majestät, entgegnete Mandt mutig, denn Mut gehörte wahrlich dazu, dem Beherrscher von 86 Millionen Menschen die Wahrheit zu sagen d. h., ihm gewissermaßen sein Todesurteil zu sprechen .... Majestät, wenn Gott kein Wunder thut, so haben Sie nur noch Zeit, die hl. Kommunion zu empfangen, von Ihrer Gemahlin Abschied zu nehmen und Ihre Kinder zu segnen.

Der Sterbende drückte ihm herzlich die Hand, die Priester erschienen mit der kaiserlichen Familie, und nach einer Stunde hatte der Czar zu leben aufgehört.*)

*) Eine gute, wenn auch sehr scharfe, aber im Ganzen doch zutreffende Charakteristik des Czaren Nikolaus giebt Taxile Delord in seinem großen Werk über das Zweite Kaiserreich.

„Nikolaus I., sagt er darin, verfolgte dasselbe Ideal eines slavischen Weltreiches wie Peter der Große. Kaum war er in Moskau gekrönt worden, so betrachtete er sich als den Stellvertreter Gottes auf Erden. Seine Devise für sein Volk war während seines ganzen Lebens: „auf den Knieen!“ Ein unumschränkter Despot, regierte er nur durch die Furcht, und diese Furcht vor ihm war so groß, daß, als einst, bald nach seinem Tode, in einer Gesellschaft die Rede auf seine Grausamkeit und Tyrannei kam, ein zufällig anwesender und sehr bekannter General das an der Wand hängende Portrait des Czaren ängstlich abnahm und umgekehrt wieder aufhängte — selbst sein Bild fürchtete man noch. Die Worte Verzeihung und Gnade kannte er nicht; jede Verurteilung nach Sibirien verschärfte er durch eine erbarmungslose Randbemerkung. Von Natur roh und brutal, wurde er nur noch unheimlicher, wenn er bei Laune war. An seinem Hof herrschte asiatischer Luxus und märchenhafte Pracht, die er für seine Person gänzlich verschmähte. Jeder häusliche Komfort war ihm fremd; er wohnte in einfach möblierten Zimmern, schlief in einem eisernen Feldbett, rauchte nicht und trank keinen Wein, und trug am liebsten alte, abgenutzte Uniformen. Sein Interesse an den Künsten und Wissenschaften, an der Litteratur und sogar an Handel und Industrie war gering; alles trat zurück vor seinem unersättlichen Ehrgeiz, sich zum Herrn Europas zu machen und die größte Armee der Welt zu besitzen. Nichts wie Revuen und Paraden, nichts wie eiserne Disziplin und blinder Soldatengehorsam. Für Festungen, Kasernen und Arsenäle verschwendete er unsinnig die Einkünfte seines ungeheueren Reiches. Ganz Deutschland betrachtete er als einen Vasallenstaat, und sein unheilvoller Ein-

Dieser Todesfall rief auf fast allen europäischen Börsen eine bedeutende Hausse hervor; der konservativste Monarch von Europa und der unerbittlichste Gegner aller Revolutionen war zuletzt ein Friedensstörer geworden, dessen Tod den geängstigten Ländern wieder Sicherheit und Ruhe verhieß.

Sofort trat freilich diese glückbringende Wandlung noch nicht ein, denn der neue Czar, Alexander II., hatte die Erbschaft des Vaters übernommen und mußte mithin den Krieg fortsetzen. Aber er war eine weit humanere Natur, und Güte und Milde waren die Grundzüge seines Charakters, sodaß er für seine Person gewiß so bald wie möglich Friede gemacht hätte, wenn er nicht den Schatten des toten Czaren gefürchtet, der ihn mahnte, nicht zurückzuweichen.

fluß erstreckte sich auf alle deutschen Höfe. (?) Und nun brachte ihm ein unglücklicher Krieg, den er selbst heraufbeschworen, Verderben und Verzweiflung. Sein sklavisches, nur durch die Knute regiertes Volk litt still und stumpf; er selbst aber konnte den Untergang seiner erträumten Omnipotenz nicht ertragen, das Gefühl seiner Ohnmacht und der Hohlheit seines ganzen Systems brachte ihm den Tod. Als die Nachricht davon durch Europa ging, atmeten alle auf, wie von einem schweren Alpdrucke befreit. Der Nachfolger des Czaren, der gute, wohlwollende Alexander, der seine Thronbesteigung mit der edelsten That des Jahrhunderts, mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, einweihte, konnte trotzdem die fluchwürdige Vergangenheit nicht sühnen und mußte für die Sünden seines Vaters büßen: er starb durch Mörderhand. Kaiser Nikolaus, sagte ein noch lebender großer Staatsmann, hat den Nihilismus großgezogen."

Der alsbald zusammenberufene Kongreß in Wien, wo Frankreich und England eine sehr herausfordernde Sprache führten, scheiterte an Gortschakoffs lakonischer Einrede: Bevor Sie uns so harte Bedingungen vorschreiben, nehmen Sie doch wenigstens vorher Sebastopol.

Das war der Kernpunkt der Frage. Sebastopol mußte genommen werden, aber es hielt sich noch immer. Wie der Sturm im Oktober 54 vergeblich gewesen, so brachte auch der vom 9. und 10. April 55 kein besseres Resultat. Canrobert mußte seine Ohnmacht eingestehen, freilich nur aus dem, selbst für einen General sehr ehrenhaften Bedenken, noch weitere tausende von der bereits doppelt und dreifach dezimierten Belagerungsarmee zu opfern. Er legte deshalb das Oberkommando nieder.

In Paris machte diese Nachricht viel böses Blut; man hatte sich schon wieder dergestalt an den Gedanken der Unüberwindlichkeit der Franzosen gewöhnt, daß man die Verzögerung gar nicht begreifen konnte, denn daß Sebastopol endlich doch fallen würde, fallen müsse, war für die Pariser selbstverständlich. Die Kaffeehauspolitiker der Boulevards, die später einen so unheilvollen Einfluß auf die Volksstimmung ausübten, begannen schon damals sich zu regen und ihr leichtfertiges Urteil abzugeben.

War denn kein General da, fragte man sich allgemein, der imstande sei, der Sache ein Ende zu machen?

Einen gab es wohl: den damaligen Generalgouverneur von Algerien, der aber auf diesem Posten so notwendig war, daß der Kaiser ihn dort ließ und nicht im Orient verwendete: Pélissier. Ein harter, derber Soldat, der vor keiner Gefahr zurückschreckte, sich aber auch kein Gewissen daraus machte, zu jedem Mittel zu greifen, wenn es sich um Durchführung irgendeiner militärischen Operation handelte. In solchen Fällen gab er für ein Menschenleben pas un liard, keinen Pfifferling, für sein eigenes aber auch nicht, wie er selbst sagte.

Er war ein Seitenstück zu Saint Arnaud, aber mehr ein roher, als gemeiner Charakter; auch war seine Vergangenheit eine mehr geregelte, denn er hatte auf der Militärschule von La Flêche studiert und dann alle Grade bis zum Divisionsgeneral durchlaufen. Während des Staatsstreiches befand er sich in Afrika, so daß er in dieser Beziehung seine Hände rein behalten hatte.

Sein Name wurde zum erstenmal i. J. 1846 genannt, freilich nicht in sehr ehrenvoller Weise.

Er nahm als Adjutant Bugeauds an der Schlacht von Isly teil und erhielt vom Marschall den Befehl,

ein Kabylenkorps, das sich in die Daharahöhle geflüchtet hatte, gefangen zu nehmen. Die 500, nach anderen gar 800 Araber weigerten sich, die Waffen zu strecken und schossen aus der Höhle auf die Angreifenden.

Sofort ließ Pélissier ungeheuere Haufen Stroh- und Reisigbündel und trockenes Holz anhäufen und anzünden. Wer von den Unglücklichen sich nun durch die Flammen hinauswagte, verbrannte, oder wurde erschossen. Die meisten blieben in der Höhle, die nur einen Ausgang hatte, und erstickten. Man hörte sie schreien, heulen und beten, dann ward alles still, und am nächsten Morgen war das Innere der Höhle ein großes Leichenfeld.

Schade, daß es keine Schweine waren, soll Pélissier gesagt haben, dann hätten wir wenigstens jetzt geräucherte Schinken. Diese cynische Äußerung charakterisiert genügend den Mann.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch alle europäischen Zeitungen, als diese Abscheulichkeiten bekannt wurden, und der Marschall Bugeaud sah sich genötigt, auf eine direkte Weisung Louis Philippes, in einem Armeebefehl alle Verantwortlichkeit dafür abzulehnen. Pélissier ließ sich dadurch nicht anfechten . . . gefangen nehmen konnte ich sie nicht, entgegnete er, sie entwischen lassen, durfte ich nicht, was blieb mir an-

deres übrig, als sie „auszuräuchern.“ In der Armee hieß er von da an: l'enfumeur.

Das war also der General, den der Kaiser zur Einnahme Sebastopols bestimmte. Wenn Einer es fertig bringt, sagte er im Ministerrat, so ist es Pélissier.

Der General selbst schien eine Ahnung von der ihm zugedachten Ehre gehabt zu haben, denn so oft an seinen Empfangstagen, im Gouverneurpalaste von Algier, die Rede auf den Orientfeldzug kam (und man sprach fast von nichts anderem) tadelte er scharf die Belagerungsarbeiten und überhaupt die ganze dortige Kriegführung, trotz Niel und Canrobert, und rief einmal sogar in seiner bösen Laune und rohen Sprache: Ach was! sie verstehen alle nichts davon! es giebt nur einen tüchtigen Kerl, der Sebastopol nehmen kann, und der Kerl bin ich! (Er gebrauchte dabei das noch derbere Wort: „bougre.“)

Er sollte auch Recht behalten, aber doch vorher noch eine Geduldsprobe bestehn, obwohl sofort nach seinem Eintreffen im Lager ein neuer Impuls durch die vereinigten Heere ging.

Ein großer Kriegsrat wurde gehalten und ein neuer Sturm beschlossen. Pélissier bestimmte dazu den 18. Juni, den Jahrestag von Waterloo, „um die alte Scharte auszuwetzen“, und diesmal sollte sich der Angriff nur auf das bedeutendste Hauptwerk der Festung, den Mala-

koff, konzentrieren. Der Malakoff war der Schlüssel zu Sebastopol.

Achtzehnhundert Feuerschlünde, französische, englische, türkische und italienische, begannen ihr furchtbares Spiel, und trotzdem wurde der Sturm zurückgeschlagen. Pélissiers Ansehen kam ins Wanken.

Noch volle zwei Monate dauerte die Belagerung, und erst am 8. September wurde der Malakoff, und zwar von drei französischen Divisionen und mit einem ungeheueren Verlust an Toten und Verwundeten, wirklich erstürmt. Pélissier selbst war einer der ersten, die auf die Mauern hinaufgelangten; er pflanzte mit eigener Hand die Trikolore auf die rauchenden Trümmer. Der „Kerl" hatte also doch Wort gehalten und das militärische Prestige der Franzosen gerettet.

Durch diesen Sieg fiel auch Sebastopol, das die Russen noch an demselben Tage räumten, und schon am 10. Sept. zogen die Franzosen, die bei dem letzten Sturm fast allein gekämpft hatten, in die verlassene Festung ein.

Damit endete der Krimfeldzug und mit ihm im Großen und Ganzen der Orientkrieg, aber der eigentliche Friede zwischen Rußland und den Verbündeten kam erst im März des nächsten Jahres 56 zustande.

Die Opfer an Menschenleben, die der Krieg auf beiden Seiten gekostet, gingen ins unglaubliche; man

schätzte sie damals, alles in allem und diejenigen mitgerechnet, die krank zurückkehrten und bald darauf starben, auf ungefähr eine halbe Million. Der endliche Sieg war freilich bei den Verbündeten geblieben, und Frankreich nahm davon für sich und mit Recht den Löwenanteil in Anspruch. Aber weder von einer Kriegsentschädigung noch von einem Ländererwerb war die Rede.

Der Feldzug hatte dem neuen Kaiserreich weit über eine Milliarde gekostet, doch Frankreich (so prahlten die Franzosen überall) war reich genug, sich mit dem bloßen Ruhm zu bezahlen, und groß genug, für eine Idee zu kämpfen.

Unbestritten stand aber Frankreich nach dem Orientkriege unter Napoleon III als eine der ersten, ja, in mehr als einer Beziehung, als die erste Großmacht des europäischen Kontinents da, eine Rolle, die es volle zehn Jahre lang, von 1854 bis 1864 (denn von da an begann die Dekadenz) mit auffallendem Glück und mit nicht geringen Erfolgen behauptet hat.

* *
*

Für die Pariser kam noch ein großartiges Nachspiel: Die Rückkehr der Truppen und die damit verbundene Siegesfeier.

Der erste Empfang war auf dem Bastilleplatz, dessen Häuser vor all den Fahnen und Flaggen kaum

sichtbar waren. Pélissier empfing aus den Händen des Kaisers den Marschallsstab und das Dekret, das ihn zum Herzog von Malakoff ernannte. Auf der Tribüne saß die Kaiserin mit ihrem Hofstaat, neben ihr der neue Verbündete, der König von Sardinien, Victor Emanuel.

Die Ansprache Napoleons an die Soldaten war kurz, aber „klassisch", wie der Moniteur treffend bemerkte: „Wie einst der römische Senat vor den Thoren Roms die siegreichen Legionen empfing, so empfange ich euch heute. Frankreich ist mit mir stolz auf euch, ihr habt euch um das Vaterland verdient gemacht."

Am nächsten Tage . . . . es war wieder der 2. Dezember, also immer das große Austerlitzdatum, fand der eigentliche Einzug der Truppen über die Boulevards statt.

Der Kaiser stand, von Marschällen und Generälen und einem glänzenden Stabe umgeben, auf einer Estrade am Fuße der Vendômesäule und zog vor jeder zerschossenen Fahne ehrerbietig und tief seinen Federhut ab. Die erbeuteten russischen Fahnen wurden mit hellen Trompetenfanfaren und tausendstimmigem Jubelruf begrüßt und dann mit einer Ehreneskorte nach dem Invalidendom gebracht, wo man sie neben so vielen anderen feindlichen Fahnen aus den Kriegszügen Napoleons I. im Hauptschiffe aufhängte.

Bald darauf erschienen die langen Listen der Avancements und Ordensverleihungen in der Armee, den Beteiligten zu großer Genugthuung und Freude, aber zugleich ein laut redender Beweis für die schweren Verluste, die der unheilvolle Krieg („pour une idée“) über Frankreich gebracht.

Im fernen Orient starben in den Lazaretten und Lagerzelten noch viele tausend Soldaten dahin; man vertuschte die schrecklich hohe Ziffer so gut man konnte, aber die zahlreichen Trauerkleider, namentlich unter den Frauen der Mittelklassen, trübten die Siegesfreude nur zu sehr.

Im Frühling bekam dann noch das Volk zu weiterem Trost im Hippodrom ein großes militärisches Spektakelstück zu sehen: Die Einnahme des Malakoffturmes.

Der ungeheuere Zirkus, der gegen 10000 Zuschauer fassen konnte, war zu diesem Zweck neu hergerichtet worden; ohne Dach und mit seinen hochaufsteigenden Sitzreihen sollte er eine Art Nachbildung des Coliseums in Rom sein.

Es fehlte nicht an Spöttern über den Vergleich dieser allerdings in den großartigsten Verhältnissen erbauten „Bretterbude“ mit dem antiken Riesenbau, aber an der Sonnenseite war doch ein hundert Meter breites und langes Velarium ausgespannt, von grünem Sammt mit goldenen Bienen, für die Tribünen der Majestäten,

des Hofes und der gesamten pariser haute volée, ganz wie zur Zeit der römischen Kaiser.

In der Arena selbst hatte man eine vollständige Festung erbaut, mit wenigstens 500 Mann Besatzung und das Belagerungsheer zählte fast eben so viel, die aber durch geschicktes Hin- und Hermarschieren als viele tausend erschienen, alles wirkliche Soldaten der pariser Garnison. Die Geschütze donnerten von beiden Seiten und unter endlosem Gewehrfeuer begann der Sturm, der zuerst abgeschlagen und dann wieder erneuert wurde. Nach und nach wurde die ganze Festung zusammengeschossen und fiel in Trümmer, nur der Turm blieb stehen, den ein Offizier kühn erkletterte und die Trikolore auf die höchste Zinne pflanzte, selbstverständlich unter dem begeisterten Applaus der Zuschauer.

Bei der ersten Vorstellung war auch Pélissier gegenwärtig, der hinter dem Sessel des Kaisers stand. Als die Menge seiner ansichtig wurde, brachte sie ihm eine stürmische Ovation, der Kaiser erhob sich, wandte sich um, entblößte das Haupt und schüttelte dem Marschall die Hand. Nun brach erst recht der Jubel los. Ein bischen Komödie muß in Paris bei solchen Gelegenheiten immer dabei sein; das haben die Pariser gern, und später liest man es dann in den Zeitungen.

Aber unter den feindlichen Heeren war ein wirk-

licher Streit entstanden, denn diejenigen Soldaten, welche die Russen darstellten, weigerten sich am nächsten Tage weiterzuspielen.

Die Russen mußten nämlich sämtlich über die Klinge springen und als Leichen auf dem Schlachtfelde liegen, während alle Franzosen unversehrt blieben, oder höchstens leicht verwundet wurden. Das wollten sie sich als gute Patrioten nicht gefallen lassen.

Glücklicherweise legten sich die Offiziere ins Mittel und bestimmten einen Rollenwechsel, so daß die totgeschossenen Russen von gestern heute die siegreichen Franzosen waren und umgekehrt. Mit dieser versöhnenden Modifikation wurde dann das Stück, Tag für Tag, über hundertmal gegeben, etwas, das auch nur in Paris möglich ist.

„La prise de Malakoff“ war mithin für die Pariser die eigentliche Verklärung des Orientkrieges.

Sechstes Kapitel.

Besuch des Kaisers und der Kaiserin in London. — Gegenbesuch der Königin Viktoria in Saint-Cloud. — Die pariser Weltausstellung von 1855. — Die Fremden in Paris.

Der Orientkrieg hatte dem Kaiser Napoleon gleich bei seinem Beginn einen außerordentlichen Vorteil gebracht, ihn nämlich mit allen europäischen Kabinetten in mehr oder weniger direkte Verbindung zu setzen, sodaß er dadurch auch in der diplomatischen Welt als der rechtmäßige Monarch Frankreichs dastand.

Am meisten schmeichelte seiner Eitelkeit die Allianz mit England, und nach seiner Vermählung gehörte ein baldiger Besuch in London, natürlich mit der Kaiserin, zu seinen Lieblingsprojekten.

London, sein früheres Exil, wo er unter den vielen Wechselfällen seines bewegten Lebens so manches Jahr zugebracht, und zwar als ein so gut wie

ganz unbeachteter Privatmann, oder, wenn beachtet, so doch fast mitleidig über die Achsel angesehen, obendrein verschuldet und sich deshalb, oft auf sehr zweideutigen Wegen, neue Geldmittel verschaffend, die aber niemals ausreichten.

Dabei wurde er von einigen Geheimpolizisten der Julireginerung, denn auch Louis Philippe konnte dieses „notwendige Übel“ nicht entbehren, beständig überwacht, die sich auch durch Bestechung manche seiner Briefe zu verschaffen wußten, deren Geheimschrift aber in Paris kein Mensch lesen konnte .... und was dergleichen Misèren mehr waren, die er alle als unverbesserlicher Verschwörer und kopfloser Abenteurer über sich ergehen lassen mußte.

Und nun dieses London als Kaiser der Franzosen, an der Seite seiner schönen Gemahlin und mit einem glänzenden Gefolge von Generälen und Hofherren, von Prinzessinnen und Hofdamen wieder zu sehen — im Weichbilde der Stadt vom Lordmayor und den Aldermen der City mit einer feierlichen Rede begrüßt — auf dem Perron der großen Freitreppe des Buckinghampalastes sogar von der Königin Viktoria und dem Prinz-Gemahl und deren ganzem Hofstaat empfangen — dazu das Spalier der prächtigen Horseguards, und Glockengeläute, Kanonenschüsse und tausende von wehenden Fahnen in den Farben der jetzt wiederverbrüder-

ten beiden Nationen .... da mag ihm das Herz in leichtverzeihlicher Eitelkeit wohl höher geschlagen haben, wenn auch die Manen seines Oheims, dessen letzter Todesseufzer dem „perfiden Albion" gegolten, zürnend auf den abtrünnigen Neffen blickten.

Aber die gänzlich veränderte Weltlage bedingte und rechtfertigte auch eine gänzlich veränderte Politik, und gerade das von Napoleon III. mit unleugbarer politischer Gewandtheit zustandegebrachte französisch-englische Bündniß ist ein Lichtpunkt in seiner anderweitig so vielfach verdunkelten Regierung.

Auf dem großen Festbankett in Guildhall berührte der Lordmayor in seinem Toast auf das Kaiserpaar diesen Punkt mit großem Geschick, und das Hip, hip, hip, hurrah! der versammelten Gäste, wobei viele nach englischer Sitte auf ihren Stuhl stiegen und, mit dem rechten Fuß auf der Tischkante, ihr Glas leerten, bewies deutlich, „welches sympathische Echo seine Worte in den Herzen des britischen Volkes gefunden hatten."

So meldete wenigstens der Moniteur und fügte auch eine genaue Beschreibung der gigantischen Braten und der ungeheuren Puddings hinzu, die weit mehr Bewunderung erregt hätten, als die antiken Silbergeräte der Tafel, obwohl dieselben einen Wert von mehreren Millionen Franken besäßen.

Die pariser illustrierten Blätter brachten auch ver-

schiedene Bilder, sowohl des Empfanges, als auch des obigen Banketts; bei dem letzteren waren natürlich die beiden Riesenfiguren Gog und Magog nicht vergessen, im Volk weit mehr die Wahrzeichen Londons als die Paulskirche und Westminster.

Auch das berühmte Wachsfigurenkabinet der Madame Tussaud wurde von den Majestäten besucht, wo sie sich selbst in hocheigener Person sehen konnten, denn in dem großen Hauptsaal sind alle Monarchen Europas mit ihren Gemahlinnen in überraschender Ähnlichkeit und in ganz getreuen Kostümen ausgestellt.

Der Kaiser fand sich sehr gut kopiert, nur etwas zu klein, aber die Kaiserin hatte an ihrer Toilette viel auszusetzen und versprach der Besitzerin eine ihrer neuesten und elegantesten Roben, die sie an die Stelle der alten, ziemlich verschossenen setzen möchte. Madame Tussaud acceptierte dies Anerbieten mit unterthänigstem Dank.

Der Kaiser besah sich auch noch in einem Nebenzimmer den bei Waterloo erbeuteten Wagen Napoleons I., eine altmodische zweisitzige Kutsche, die der Vater der Madame Tussaud einst für schweres Geld angekauft hatte. Ein kurzes Fernrohr, ein Taschentuch und einige Landkarten lagen auf den abgenutzten Wagenkissen und liegen wohl noch heute da.

Ernste Erinnerungen für den Neffen, die ihn viel-

leicht auch mit ernsten Zukunftsahnungen erfüllt haben mögen . . . . vielleicht.

Die Kalesche, in welcher er fünfzehn Jahre später an dem verhängnißvollen Sedantage nach dem Schlosse Bellevue fuhr, um dort dem König Wilhelm seinen Degen zu übergeben, war jedenfalls viel eleganter.

Nicht weit von der obenerwähnten Kutsche stand eine Guillotine, die in Paris während der großen Revolution „funktioniert" hatte.

Als der Kaiser dieses Zimmer verließ, wohin ihn übrigens die Kaiserin nicht begleitet hatte, waren seine Züge sehr düster, und sein ohnehin bleiches Gesicht war noch bleicher geworden.

Madame Tussaud benutzte ihrerseits das Geschenk der Kaiserin natürlich sofort zu einer großartigen Reklame: J. Majestät, die „most gracious" Kaiserin Eugenie, würde von nun an in einem von ihr selbst geschenkten Kostüm zu sehen sein, das überdies die neueste Mode aus Paris repräsentiere.

Die Reklame trug ihre reichlichen Früchte, und die Londoner bewiesen bei dieser Gelegenheit, daß sie an Neugier und Schaulust den Parisern nicht nachstanden; der Zudrang war ein ungeheuerer, und Madame Tussaud hatte noch niemals so glänzende Geschäfte gemacht.

Auch eine Galavorstellung im Opernhause, „Her

Majesty's Theatre", wurde den hohen Gästen zu Ehren veranstaltet. In der vordersten Reihe der reich-dekorierten Hofloge saß die Königin zur Rechten des Kaisers und die Kaiserin zur Rechten des Prinz-Gemahls, und das gesamte anwesende Publikum, gegen drittehalb tausend Personen, war in Balltoilette erschienen.

Man gab Halevys Jüdin, und im ersten Zwischen-akte spielte das Orchester die neue französische National-hymne „Partant pour la Syrie", die alle stehend anhörten, und im zweiten Zwischenakte ertönte ein brausendes „God save the queen", wie man später erfuhr, auf besonderen Wunsch des Kaisers, der während des ganzen Liedes, das von tausend Stim-men mitgesungen wurde, aufrecht an der Logenbrüstung stehen blieb.... eine Aufmerksamkeit, die ihm die Eng-länder hoch anrechneten.

Ein letzter Besuch galt dem Tower, dem ehemaligen düsteren Staatsgefängnis, das in seinen Mauern so viele hochgestellte Männer und Frauen beherbergte, welche dieselben fast immer nur verließen, um in einem der inneren Höfe den Kopf auf den Block zu legen. Auch zwei seiner eigenen Gemahlinnen ließ Hein-rich VIII., dieser Wüterich auf dem Thron, dort ent-haupten.

Der Block mit dem Richtbeil, unter welchem die schöne Anna Boleyn und die nicht minder schöne

Katharina Howard verbluteten, und der den Fremden immer als eine besondere Rarität gezeigt wird, war bei dem kaiserlichen Besuche mit einer schwarzen Decke verhüllt, um der Kaiserin den grausigen Anblick zu entziehen.*)

Es sei dies auf speziellen Befehl der Königin Viktoria geschehen, erzählte man sich im Vertrauen, um der Kaiserin jede heftige Gemütsbewegung zu ersparen, und man brachte damit ein für das Kaiserhaus in nächster Zukunft bevorstehendes freudiges Ereigniß in Verbindung.

Diese Prophezeiung erfüllte sich übrigens nicht, denn der französische Thronfolger wurde erst im März des nächsten Jahres geboren.

Auch das Zimmer des „Blutturms", in welchem Richard III. die beiden Söhne Eduards IV. ermorden ließ, durfte den hohen Gästen nicht gezeigt werden.

Die Majestäten besichtigten dafür die in der Schatzkammer des östlichen Turmes aufbewahrten Kronjuwelen, zu deren Schutz und Bewachung zwei besondere Hüter angestellt sind (Sinekuren für alte verdiente Marinesoldaten) und bewunderten die blitzenden Brillanten,

*) In Paris sagte man, nach Privatbriefen aus London, diese Rücksicht habe nicht der Kaiserin allein, sondern auch dem Kaiser gegolten, und zwar in Bezug auf Katharina Howard, weil die frühere Maitresse Louis Napoleons, deren Geschichte alle Welt kannte, denselben Namen führte.

im Wert von vielen Millionen. Der Ko-hi-noor (der Lichtberg), der größte bekannte Diamant der Welt, gehörte damals noch nicht zu der Sammlung; geschliffen erschien er zuerst auf der londoner Weltausstellung i. J. 1862. *)

Die französischen Krondiamanten wurden i. J. 1887 öffentlich verkauft und in alle Winde verstreut, und was wird dereinst das Schicksal der englischen sein?

Das düstere Gespenst des Proletariats und des daraus entstandenen Pauperismus, das sich nirgends schreckhafter zeigt als in London und immer bedrohlichere Proportionen annimmt, schreitet fast durch alle europäischen Länder, den Nihilismus und die Sozialdemokratie in seinem Gefolge, und was uns das nächste Jahrhundert auf diesem Gebiete bringen wird, entzieht sich dem Urteil auch der gewiegtesten Politiker und erfahrensten Staatsmänner .... die Pyramide, von der Napoleon III. sich rühmte, er habe sie auf ihre sichere Basis zurückgestellt, ist längst wieder in bedenkliches Schwanken geraten. und die Aufgabe wird immer größer und schwerer, um nicht unmöglich zu sagen, ihren Sturz zu verhindern.

Doch nichts mehr von diesen beunruhigenden Zu-

---

*) In fast rohem Zustande, wie er kurz vorher aus Indien in den Besitz der Königin gelangt war, konnte man ihn freilich schon auf der ersten Weltausstellung von 51 sehen.

kunftsbildern, zu denen uns, fast gegen unseren Willen, der düstere Tower Veranlassung gab. Glücklicherweise stimmt der Abschied uns wieder heiter, denn die Towerwächter standen in ihrer mittelalterlichen Tracht am Ausgange und salutierten mit ihren großen Hellebarden in komischer Gravität, ganz wie Kartenkönige.

Am nächsten Tage hielt die Königin ein feierliches Kapitel des Hosenbandordens ab, um ihren hohen Gast in die Zahl der Ritter aufzunehmen. Die Paten des Kaisers waren der Prinz-Gemahl und der Prinz von Wales, die ihn mit dem roten, goldgestickten Mantel und dem schwarzen Barett mit der weißen Feder bekleideten; darauf hing ihm die Königin die goldene Ordenskette um, reichte ihm das blaue „Strumpfband“ mit der galanten Inschrift, und gab ihm, nach erteiltem Ritterschlage mit dem Schwert Eduards III., dem Gründer des Ordens, den üblichen Kuß auf die rechte Wange, der nur den regierenden Häuptern zukommt.

Eine höhere Auszeichnung war dem Kaiser Napoleon nicht zu erweisen.

Ganz ungetrübt sollte indes sein Aufenthalt in London doch nicht vorübergehn.

Bei dem großen „drawing-room“ im St. James-Palast, das die Königin zu Ehren der französischen Majestäten abhielt und zu welchem über tausend Per-

sonen, Herren und Damen aus der höchsten Aristokratie, Einladungen erhalten hatten, wäre es fast zu einem tragischen Auftritt gekommen, der unberechenbare Folgen hätte haben können.

Im Vestibül des Schlosses erregte ein allerdings ganz feingekleideter, aber unbekannter Herr Aufsehen, und zwar dadurch, daß er nicht wie die anderen die große Treppe hinaufging, sondern unten stehen blieb, als warte er auf jemand. Der Kaiser und die Kaiserin waren noch nicht gekommen.

Immer mehr Herrschaften fuhren vor, stiegen aus, wurden mit dem üblichen Zeremoniell empfangen und die Treppe hinaufgeleitet. Der bewußte Herr verließ aber seinen Posten nicht. Endlich trat ein Hofkavalier auf ihn zu und bat ihn sehr höflich um Vorzeigung seiner Einladungskarte. Der Herr besaß keine. In demselben Moment war er auch bereits verschwunden; drei handfeste Lakaien hatten ihn in ein Nebenzimmer geschafft und sofort untersucht: man fand in seiner Brusttasche einen scharfgeschliffenen Dolch und einen vierläufigen geladenen Revolver.

Gleich darauf erschien der Kaiser mit der Kaiserin und seinem Gefolge. Napoleon trug den Hosenbandorden in Brillanten; die Kaiserin strahlte in Juwelen und entzückte wie immer die Gesellschaft durch ihre Anmut und Liebenswürdigkeit.

Die Cour verlief in feierlicher Stille und nach der strengsten Etikette, die bekanntlich von jeher einen eigentümlichen Gegensatz gebildet hat zu den sonstigen freien Lebensgewohnheiten des englischen Volkes. Von den Anwesenden erfuhr keiner etwas von dem öminösen Zwischenfall, und auch nachher drangen nur ganz unbestimmte Gerüchte davon in das große Publikum. Die londoner Zeitungen meldeten nichts.

Acht Tage später, als das Kaiserpaar längst wieder nach Paris zurückgekehrt war, brachte die Brüsseler ‚Indépendance‘ einen darauf bezüglichen Artikel, und auch noch sehr verblümt und unbestimmt.*) Den französischen Zeitungen war natürlich jede, auch die kleinste Notiz darüber untersagt, und die betreffenden Nummern der ‚Indépendance‘ wurden von der Post nicht ausgegeben. Erst durch die amerikanischen Blätter, die aber in Frankreich konfisziert wurden, erfuhr man das nähere.

*) Auf der Rückreise besuchte der Kaiser auch die Festung Ham, um der Kaiserin die „Zelle“ zu zeigen, die übrigens nebenbei bemerkt, aus zwei recht anständigen Zimmern bestand, in welcher er fünf Jahre als Staatsgefangener gesessen. Die Räumlichkeiten waren mit ihren Möbeln und sonstigen Einrichtungen noch dieselben, und als die Kaiserin sie betrat, wurde sie fast ohnmächtig. Der Kaiser „soll“ darauf zu den Anwesenden gesagt haben: „mir ist damals die verdiente Strafe geworden; ich wollte eine rechtmäßige Regierung stürzen und habe dafür büßen müssen.“ Diese Phrase fand man später bei passenden Gelegenheiten noch oft in den Regierungsblättern, jedenfalls um damit die Rechtmäßigkeit des Kaisertums zu beweisen.

Der Verhaftete war ein italienischer Ingenieur, namens Borelli oder Torelli, der einen regelrechten Paß und sonstige Legitimationspapiere bei sich hatte. Im Verhör benahm er sich ruhig und unbefangen. Er sei nach England gekommen, um in London ein Patent auf eine neue Erfindung zu nehmen. Die Waffen führe er zu seinem eigenen Schutz, weil er eine namhafte Summe bei sich trage. In seinem Portefeuille befanden sich auch wirklich gegen zweihundert Lstl. Er sei nur aus Neugier in den Palast gekommen, und da man ihm den Zugang nicht verwehrt habe, sei er an der Treppe stehen geblieben, um sich die Herrschaften anzusehen. Das war alles, was man über den verdächtigen Patron hatte erfahren können.

Es klang ziemlich glaubwürdig, wenigstens mußten die englischen Richter sich damit begnügt haben, um den Verhafteten alsbald in Freiheit zu setzen. In Frankreich wäre er jedenfalls nicht so leichten Kaufs davongekommen. Der Italiener verschwand darauf und ließ nichts wieder von sich hören.

Ein Umstand jedoch gab der immerhin schon ernsten Sache eine noch ernstere Bedeutung.

In London wimmelte es damals von französischen politischen Flüchtlingen, die einen ebenso regen wie geheimen Verkehr mit den in Frankreich zurückgebliebenen Freunden unterhielten.

Ledru-Rollin und Blanqui waren die Häupter, welche die Parole ausgaben. In den Tagen des kaiserlichen Besuchs war auch Viktor Hugo von der Insel Jersey herübergekommen.

Ob ein Attentat geplant wurde, ist nicht direkt erwiesen, wenn auch sehr wahrscheinlich, und in dem späteren Orsinischen Prozeß (dem Bombenattentat vor der Großen Oper im Januar 1857) hat es sogar einer der Verschworenen, Rudio, durch Kreuz- und Querfragen in die Enge getrieben, zögernd eingestanden; aber es unterblieb, und zwar wie man sagte, auf energische Vorstellungen Hugos. Dieser, obwohl von dem gleichen Haß gegen den Kaiser beseelt, war doch scharfblickend genug, um nicht als eine mögliche Folge davon die Ausweisung aller französischen Flüchtlinge aus London zu befürchten, vielleicht gar die Auslieferung der bekanntesten an Frankreich.

Die freigesinnten, aber auch sehr loyalen Engländer, die ihnen bis dahin sympathisch gesinnt waren, hätten sich entschieden von ihnen abgewandt und eine solche Verletzung des Asylrechtes nie verziehen.

Die Hauptperson, Mazzini, den nimmermüden Verschwörer und ehemaligen Freund Louis Napoleons, nennen wir zuletzt; er war gleichfalls damals in London und soll sich der Ansicht Hugos angeschlossen und seine Anhänger auf eine günstigere Gelegenheit vertröstet haben.

Vielleicht hängt aber trotzdem der ebenerwähnte Bo- oder Torelli mit einem solchen Mordplan zusammen.

Das war der dunkle Schatten, der auf den sonst so glänzenden Besuch des französischen Kaiserpaares in London fiel und den wir hier schon deshalb nicht unerwähnt lassen dürfen, weil er den Anfangspunkt fast aller übrigen Attentate bildet, die auf den Kaiser Napoleon im Laufe seiner Regierung begangen wurden.

Mazzini war das verhängnißvolle Damoklesschwert, das über seinem Haupte hing, und Italiener waren es, die sich als Mordgesellen gebrauchen ließen, was freilich die meisten von ihnen mit dem Leben büßen mußten. London war stets der Mittelpunkt, wo die Attentate geplant wurden und vonwo sie ausgingen, und insofern hatten auch die dortigen französischen Exilierten die Hand dabei im Spiel.

Das erste Attentat auf den Kaiser, über das wir im folgenden Bande berichten werden, gleich nach seiner Rückkehr von England, ging von einem Italiener aus, der von London herübergekommen war.

Der ehemalige Carbonaro und jetzige Kaiser der Franzosen schwebte in beständiger Todesfurcht vor seinen eigenen Genossen; die revolutionäre Brüderschaft der „Marianne“, deren Mitglied er gewesen und deren Statuten er beschworen, trug nun ihre unseligen

Früchte, denn sie raubte ihm die Ruhe und trübte die Heiterkeit seiner Tage. Selbst ein Verschwörer, zitterte er nun vor den Dolchen der Verschworenen . . . . er wurde mit Dem gestraft, womit er früher gesündigt.

* * *

Im August desselben Jahres erwiderte die Königin Viktoria mit ihrem Gemahl und einem distinguierten, wenn auch nicht zahlreichen Gefolge den kaiserlichen Besuch. Sie wurde von den Majestäten in Saint-Cloud empfangen, und mehrere Tage lang bildete die Umgebung des Schlosses mit seinem großen Park, der auf besonderen Wunsch der Königin nicht abgesperrt wurde, das Rendezvous von vielen hunderttausend Parisern, die zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde, mit Frauen und Kindern hinauszogen, um die Monarchin der Vereinigten Königreiche zu sehen.

Die Königin, deren äußere Erscheinung, ganz im Gegensatz zu der Kaiserin, eine so auffallend einfache war, daß man dabei fast eine Absichtlichkeit vermuten konnte, hatte sich jeden zeremoniellen Empfang und vollends eine Cour in den Tuilerien und sonstige Festlichkeiten verbeten, sodaß man in Paris selbst wenig von ihrer Anwesenheit gewahr wurde.

Die großen Magazine und Läden für Mode- und Luxuswaren aller Art, an denen gerade Paris so reich ist, und in welchen es alle übrigen Hauptstädte Europas

von jeher überflügelte, hatten vergebens ihre Schaufenster auf das eleganteste herausgeputzt und geschmückt; die Köngin besuchte nicht eines jener Etablissements und machte überhaupt so gut wie gar keine Einkäufe, wodurch sie sofort in den üblen, wenn auch unverdienten Ruf des Geizes kam.

Da hatte es die Kaiserin Eugenie in London anders gemacht und so viel und vielerlei eingekauft und sogar noch Bestellungen für die Zukunft zurückgelassen, daß die kaiserliche Bagage auf der Rückfahrt fast doppelt so viel Kolli zählte, als auf der Hinfahrt.

Und obendrein fand gerade in jenem Jahre 55 die erste Pariser Weltausstellung statt, über die wir weiter unten noch einige Worte sagen werden, aber auch diese beehrte die Königin nur mit einem kurzen Besuch.

Der Prinz-Gemahl ließ sich von all dem nicht anfechten, sondern genoß die noble und aufmerksame Gastfreundschaft seines „Vetters" nach Lust und Belieben.

Er ging mit dem Kaiser und mit den Herren der englischen Botschaft auf die Fasanenjagd nach Fontainebleau und auf die Hirschjagd nach Compiègne, besuchte als Sportsmann die vornehmen Klubs und die kaiserlichen Stallungen, die seine höchste Bewunderung erregten, fuhr vierspännig und selbst kutschierend in einem offenen Break durch die Elyséischen Felder und

auch über die Boulevards, wo er am Boulevard des Italiens von dem bekannten Original, Lord Seymour, ein englisches Frühstück annahm. Er machte auch große Einkäufe bei den Juwelieren im Palais royal und in der rue de la Paix und bestellte einen Jagdwagen bei Binder, damals dem ersten Wagenfabrikanten von Paris. Da war es kein Wunder, daß der Prinz für die kurze Zeit seines Aufenthaltes der Löwe des Tages wurde.

Die Abreise des königlichen Paares erfolgte ganz in der Stille; der Abschied der beiden Monarchinnen, in Gegenwart des gesamten Hofstaates, war äußerlich ein sehr herzlicher, aber man bemerkte doch bei der Königin Viktoria eine gewisse Reserve, die sie während ihres ganzen Aufenthaltes in Paris nicht abgelegt hatte.

Als sie in Boulogne ihre Yacht wieder bestieg, wurde sie heiter und atmete auf, wie von einer peinlichen Last befreit. Sie hatte den Besuch, dessen Für und Wider auch vorher in ihrem Geheimen Rat lebhaft diskutiert worden war, als eine politische Notwendigkeit aufgefaßt und darnach ihr Benehmen eingerichtet.

Bald nach ihrer Abreise erfuhr man übrigens, daß die Königin fast sämtliche Hospitäler, Armenanstalten und Asyle mit mehr oder weniger bedeutenden Geldgeschenken bedacht hatte, im ganzen mit mehr als 10000 Lstl.; eine viertelmillion Franken.

Kaum war dies bekannt geworden, als sich bei den Parisern sofort ein Umschlag zugunsten der hochherzigen Geberin einstellte. Die Königin, sagte man, sei nur nach Paris gekommen, um im stillen Gutes zu thun, und nun fanden die Tagesblätter nicht Worte genug, die edle, mildthätige Monarchin zu erheben und zu preisen. Auch kleine Geschichten und Anekdoten wurden erzählt, in welchen sie eine hübsche Rolle gespielt und immer einen Beweis ihres guten Herzens gegeben hatte.

So war sie eines Morgens mehreren Kindern im Park begegnet, die sie wegen ihrer einfachen Kleidung nicht nur nicht erkannten, sondern sie auch baten, ihr die Königin von England zu zeigen.

Kommt nur mit mir, sagte sie freundlich, ich gehe gerade ins Schloß und da könnt ihr sie sehen.

Als aber vor dem Gitterthor die Wache unter's Gewehr trat und präsentierte, noch dazu mit Trommelschlag, wie es die kaiserliche Etikette für fremde Monarchen vorschrieb, und als zu gleicher Zeit mehrere Hofdamen und Kavaliere der Königin entgegeneilten, da ward den Kindern bange und sie wollten nicht weiter gehen.

Bleibt nur und fürchtet euch nicht, sagte die Königin freundlich, ich bin es ja selbst und ich will euch auch mein Bild schenken. Hierauf gab sie jedem Kinde

einen blanken Sovereign: seht ihr, da stehe ich darauf mit der Krone; nun glaubt ihr es doch?

Die Kinder dankten kaum, sondern liefen jubelnd in den Park zurück.

Einen alten Schloßgärtner, der schon bei der Kaiserin Josephine in Malmaison als Knabe gedient und deshalb in Saint-Cloud wieder eine kleine Stelle gefunden hatte, machte die Königin vollends überglücklich.

Er brachte ihr eines Morgens ein schönes Rosenbouquet, und weil er so betrübt aussah, fragte sie ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit.

Mein Enkel liegt im Hospital, antwortete der Mann, er war mit in der Krim, dort ist er krank geworden und nun wieder hier. Wir möchten ihn gern zu Hause pflegen und ihn dann bei uns behalten, aber die Herren haben gesagt, das ginge nicht; er würde bald gesund werden, und dann müsse er zurück in die Türkei.

Der Alte hatte die richtige Vermittlerin gefunden. Die Königin verwandte sich für ihn bei der Kaiserin, und schon am nächsten Tage war der junge Soldat wieder bei seinem Großvater, bei dem er auch blieb, und nach seiner Genesung erhielt er einen kleinen Posten in der Schloßdienerschaft.

So hinterließ die Königin Viktoria ein sehr freundliches Andenken, und Tassen und Teller mit ihrem ge-

malten und Schnupftücher mit ihrem gedruckten Portrait (oft auch das ihrige mit dem des Prinz-Gemahls zusammen) fanden lebhaften Absatz. Der „Punch“ lobte die erste Art der Huldigung, tadelte aber die zweite, als überaus deloyal und shocking. Franzosen sind eben keine Engländer.

Die würdige Teilnahme, welche die Königin, die freilich auch im Laufe der Jahre den Schmerz des irdischen Daseins vielfach kennen gelernt hatte, der Exkaiserin Eugenie nach dem Sturz des Zweiten Kaiserreiches bewiesen, und die zarte Aufmerksamkeit, die sie der unglücklichen Monarchin bis auf den heutigen Tag zuteil werden läßt, sind bekannt und machen ihrem Charakter alle Ehre. —

Die Hauptwand des großen Treppenhauses im Schlosse von Saint-Cloud wurde im Frühling des nächsten Jahres mit einem hohen, figurenreichen Gemälde geschmückt, das den Empfang der Königin Viktoria durch die kaiserlichen Majestäten darstellte.

Der berühmte, schon fast siebzigjährige Horace Vernet, einer der gefeiertsten Historienmaler seiner Zeit, hatte mit jugendlicher Frische dazu die Gruppen entworfen, und Winterhalter und Dübüfe, damals die beliebtesten Portraitmaler von Paris, hatten die weitere Ausführung übernommen, sodaß ein wahres Meisterwerk entstanden war.

Mancher Fremde, der zum erstenmale das Vestibül des Schlosses betrat, blieb erstaunt stehen, denn er hielt das Bild für Wirklichkeit, so lebenswahr und natürlich traten ihm die Gestalten entgegen.

Das schöne Gemälde, das heute einen bedeutenden historischen Kunstwert haben würde, denn die meisten der dort portraitierten Personen gehören, wie auch die beiden erstgenannten Maler, längst den Toten an, ist leider bei der Zerstörung des Schlosses im Kriegsjahr 70 ein Raub der Flammen geworden.

* *
*

„Während draußen, im fernen Orient, ein unheilvoller Krieg tobte, der durch die Gnade der Vorsehung und durch die Tapferkeit unserer Armeen einen günstigen Ausgang genommen hat, beschäftigten wir uns hier in Paris mit den Werken des Friedens, die einen nicht minder glänzenden Erfolg gehabt haben."

Diese Worte sprach der Kaiser Napoleon am 10. November, dem Tage der feierlichen Preisverteilung, mit welcher die große Pariser Weltausstellung von 1855 geschlossen wurde.

Diese Weltausstellung war die erste auf dem europäischen Kontinent und eröffnete den Reigen der vielen anderen, die nach und nach im Laufe der folgenden Jahrzehnte in den anderen Hauptstädten Europas stattfanden.

Frankreich hatte also auch hier wieder, wie auf so manchem anderen Gebiete, die Prärogative des Vortritts, und die Franzosen waren nicht wenig stolz darauf.

Das große industrielle England war allerdings mit seiner Weltausstellung von 51 vorangegangen; diesen Ruhm konnte man den Nachbarn nicht streitig machen; aber gerade dieser Umstand hatte den Kaiser Napoleon veranlaßt, wenigstens den Ruhm der zweiten für sich und für die französische Nation in Anspruch zu nehmen.

Gleich nach seinem Regierungsantritt war eine Kommission von Architekten und sonstigen Sachverständigen zusammengetreten, die mit großem Eifer ans Werk ging. Zum Vorsitzenden hatte der Kaiser seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, ernannt, eigentlich nur Anstands halber und um dem ganzen Unternehmen ein bedeutenderes Relief zu geben.

Der Prinz versteht aber nicht viel davon, sagte einer von den Intimen zum Kaiser, als das Ernennungsdekret im Moniteur stand.

Desto besser, war die Antwort, dann wird mein cousin den Komissionsmitgliedern keine Ungelegenheiten machen und sie frei schalten und walten lassen.

Zunächst entschied man sich, im Gegensatz zu der londoner Weltausstellung, die nur ein provisorisches

Gebäude, den Paxton'schen Glaspalast *), errichtet hatte, für einen großen massiven und monumentalen Bau, der für alle Folgezeit zu solchen Zwecken dienen sollte, und so entstand das Palais de l'Industrie in den Elyseischen Feldern.

Das gewählte Terrain war das denkbar günstigste: die über vier Kilometer lange prächtige Fahrstraße, auf welcher bequem zehn Wagen neben einander Platz finden, zur Rechten mit Villen und Parkanlagen besetzt, zur Linken den breiten Seinequai mit seinen Alleen, im Hintergrunde den kolossalen Triumphbogen, und rückwärts den Konkordeplatz mit dem Tuilerienpark und der kaiserlichen Residenz . . . . alles großartig und imposant, wie keine andere Stadt in Europa ein ähnliches Ensemble bietet.

Der „Industriepalast“ wurde in etwas mehr als zwei Jahren vollendet, er umfaßte eine Fläche von hunderttausend Quadratmetern, und der Hauptraum im Innern konnte mit seinen Galerien gegen zehntausend Menschen aufnehmen. Ein ungeheueres Glas-

*) Da das Terrain, auf welchem der Glaspalast erbaut war, dem Staat kontraktlich nach Ablauf eines Jahres zurückgegeben werden mußte, so wurde derselbe von einer Aktiengesellschaft gekauft und in Sydenham bei London vergrößert und verschönert wieder aufgeführt. Es ist dies der weltberühmte Sydenham-Palace, noch heute eine der Hauptsehenswürdigkeiten der Themsestadt.

dach bedeckte das Ganze; von irgendeiner Anhöhe aus der Ferne gesehen, schien es, als ob mitten in den Elyseischen Feldern ein großer blitzender See entstanden wäre.

Außerdem wurde am Quai eine über zwei Kilometer lange und entsprechend hohe und breite Annexgalerie gebaut, und für die Kunstausstellungen im engeren Sinne noch verschiedene große in der Nähe liegende Häuser hinzugezogen, denn die Anmeldungen der Teilnehmer, nicht allein aus ganz Europa, sondern auch aus fast allen überseeischen Ländern, bis zum fernen Australien, hatten sich dergestalt gehäuft, daß man immer neuen Platz zur Unterbringung der eingesandten Gegenstände schaffen mußte.

Der Zudrang, gleich nach der Eröffnung im Mai, aus allen Weltgegenden war ein unermeßlicher; in einzelnen Monaten über eine Million Menschen, und die Tageseinnahmen, bloß durch die Besucher, betrugen gegen sechs Millionen Franken, freilich nur ein kleines Äquivalent gegen die außerordentlichen Kosten, die, alles in allem, die Höhe von 32 Millionen Franken erreichten, von denen, nach Abzug der übrigen Einnahmen, die Regierung gegen 20 Millionen zu tragen hatte.

Hier trat nun der große Gegensatz zu der londoner Ausstellung und zwar zugunsten der letzteren, am

deutlichsten hervor. Für diese war das Gesamtkapital durch freiwillige Beiträge zusammengekommen; die Kosten beliefen sich auf etwas über eine halbe Million Lstl., und die Ausstellung erzielte einen reinen Überschuß von 173 000 Lstl., fast drei und eine halbe Million Mark.

Aber dafür hatte Paris auch den Ruhm, für den ganzen Sommer 55 ein „Weltmagnet“ zu sein, und das neuentstandene Kaiserreich feierte große Triumphe.

Von den vielen Fürstlichkeiten und sonstigen hohen Gästen, die zum Besuch der Weltausstellung nach Paris kamen, nennen wir hier nur eine bedeutende Persönlichkeit, die allgemeines Aufsehen und Interesse erregte: Abd-el-Kader.

Der durch seine anfangs so erfolgreichen und später so unglücklichen Kämpfe gegen die Franzosen in Algerien berühmte arabische Emir hatte nämlich den Kaiser, dem er seine Befreiung aus der unwürdigen Gefangenschaft Louis Philippes verdankte, gebeten, ihm persönlich huldigen zu dürfen, und Napoleon hatte sich diese neue Gelegenheit zu einem imposanten Schauspiel nicht entgehen lassen.

Abd-el-Kader erschien mit glänzendem Gefolge am Tuilerienhofe und wurde mit allen ihm gebührenden Ehren empfangen. Der Emir, ein schöner Mann von streng orientalischem Typus, mit dunklem Vollbart,

war in seinen schneeweißen wallenden Gewändern, mit dem golddurchwirkten Kopftuch und auf dem feurigen Araberhengste eine prächtige, würdevolle Erscheinung; seine Begleiter, in ähnlichen Kostümen und auf nicht minder schönen Pferden, gaben ihrem Herrn nur wenig nach. Echte Wüstenfürsten, die im Sturm alle Herzen, namentlich die der Boulevarddamen eroberten. Hier war die Bezeichnung „Löwen“ doppelt berechtigt, denn diese braunen Männer mit den blitzenden Augen kamen ja aus der Heimat des Königs der Tiere.

In der feierlichen Audienz im Marschallssaal, der auch die Kaiserin mit ihrem Hofstaate beiwohnte, kniete Abd-el-Kader vor dem Kaiser nieder und legte seinen Yatagan in der goldenen, edelsteinbesetzten Scheide auf die unterste Stufe des Thrones, und seine Begleiter thaten dasselbe.

Sire, sagte darauf der Emir, der sehr gut französisch sprach, ich und die meinigen, wir gehören Ihnen bis auf den letzten Blutstropfen. Allah, zu dem wir alle beten, wenn wir ihn auch mit anderem Namen nennen, schütze und segne den Kaiser, seine erhabene Gemahlin, das ganze kaiserliche Haus und das schöne Frankreich, unser zweites Vaterland.

Der Kaiser umarmte den Emir gerührt, und lud ihn mit seinem Gefolge zur Tafel ein, wobei sich die Hofdamen sehr amüsierten, denn die braunen Gäste

tranken als gute Mohamedaner keinen Wein und aßen alle Speisen mit Löffeln, weil sie mit Messer und Gabel nicht umzugehen wußten.

Wie ernst aber Abd-el-Kader es mit seiner Versicherung gemeint hatte, bewies er später bei der Christenverfolgung in Damaskus, im Sommer 1860, wo er vielen hundert Europäern durch sein energisches Auftreten gegen die fanatischen Drusen das Leben rettete. —

Übrigens waren Hunderttausende nicht allein der Weltausstellung wegen gekommen, sondern ebensosehr und vielleicht noch mehr, um den merkwürdigen Mann zu sehen, der kaum zehn Jahre früher, verhöhnt und mißachtet, als kopfloser Abenteurer, ja als halber Narr gegolten hatte. Jetzt war dieser Mann der mächtige Franzosenkaiser geworden, der die alten Traditionen des ersten Napoleon wieder aufleben ließ, der sogar schon einen siegreichen Krieg geführt, und um dessen Freundschaft sich die ersten Monarchen Europas bewarben.

Und fast ein gleiches Interesse, ja bei der gesamten Frauenwelt ein noch größeres, erregte die Kaiserin, von der man so viel gehört und gelesen hatte: ihre bewegte, romantische Vergangenheit, von einem geheimnißvollen Schleier umhüllt, unter welchem man sogar von Liebesabenteuern flüsterte, von denen nur niemand

etwas näheres und bestimmtes wußte; dann die kaiserliche Brautwerbung und die unerhört prächtige Trauung in Notredame, und mehr als alles das, die Schönheit und die herzgewinnende Liebenswürdigkeit der jungen Monarchin, schließlich die Eleganz und der Reichtum ihrer Toiletten . . . welches weibliche Gemüt hätte da wohl der Neugier widerstanden und nicht den Wunsch gehegt, eine so interessante und vom Glück so sichtbar bevorzugte Frau zu sehen und zu bewundern?

Beide Majestäten kamen auch diesem Wunsch auf das bereitwilligste entgegen: jeden Nachmittag, bei nur einigermaßen günstigem Wetter, bog präzise um drei Uhr („l'exactitude est la politesse des rois") das kaiserliche Viergespann in die Avenue der Elyseischen Felder ein und fuhr langsam hinauf und hinunter, um dann in die Tuilerien, oder nach Saint-Cloud zurückzukehren. Tausende von Menschen warteten in den Seitenalleen auf diese Stunde, und drängten sich dann in den Fahrweg hinein, von den alten bärtigen Gendarmen, die so bös ausschauten, es aber gar nicht waren, nur schwach zurückgehalten, denn sie waren, als echte Franzosen, gegen die Damen stets galant . . . . und nun konnte jeder (und jede!) Napoleon und Eugenie mit Muße betrachten und begrüßen, und sich auch wieder grüßen lassen, wobei namentlich die Kaiserin den ganzen Liebreiz ihres Wesens entfaltete.

Glückliches Paar und glückliches Frankreich, dachte dann wohl mancher von den Fremden, die das größte Kontingent zu diesen Ovationen stellten, und die nach dem äußeren glänzenden und friedlichen Schein urteilten und von den sonstigen politischen und sozialen Verhältnissen des Landes wenig oder nichts wußten, oder sich nicht darum bekümmerten. Sollte doch das nächste Jahr 56 — das Jahr des pariser Kongresses — Frankreich noch in einer helleren Glorie erscheinen lassen, von welcher selbstverständlich der Hauptglanz wieder auf den Kaiser fiel.

Aber diese leuchtende Sonne hatte dunkle, verhängnißvolle Flecken, welche die politischen Astronomen nur zu gut kannten.

Im Publikum bemerkten bei jenen täglichen Spazierfahrten der Majestäten wohl nur wenige, daß der kaiserlichen Equipage immer in nicht gar weiter Entfernung ein schlichtes, verschlossenes, zweispänniges Coupé folgte, das in derselben Distanz blieb und auch so wieder mit zurückfuhr.

In jenem Wagen saßen zwei mit Dolchen und Revolvern bewaffnete Korsen, zum persönlichen Schutz des Kaisers, die, bei der geringsten verdächtigen Bewegung unter der Menge, blitzschnell auf dem Platz gewesen wären, um ihren Herrn mit Stich und Schuß zu verteidigen.

Der Kutscher war gleichfalls ein Korse und ebenfalls bewaffnet; er schaute mit scharfem Blick, sowohl auf die Menge, als auch auf die kaiserliche Kalesche, um beide nicht eine Sekunde lang aus den Augen zu verlieren.

Diejenigen, die das ominöse Coupé kannten, vermieden sogar, es nur neugierig zu betrachten, sondern wandten fröstelnd den Blick ab .... besser ist immer besser, und ein Nichts hätte vielleicht genügt, die unheimlichen Insassen herauszufordern.

Das erinnerte an die Schlange unter den Blumen, oder mit anderen Worten, an das düstere Fatum, das wie ein rächender Dämon den Kaiser auf Schritt und Tritt begleitete, gegen das er während seiner ganzen, äußerlich so glänzenden Laufbahn vergeblich ankämpfte, und dem er auch später, obwohl in anderer Weise, kläglich anheimfiel. .... „Der Fluch der bösen That."

Ende des ersten Bandes.

23